

Wilhelm und Caroline
von Humboldt

in ihren Briefen.

1815 — 1817





Wilhelm und Caroline
von Humboldt
in ihren Briefen

**Wilhelm und Caroline
: von Humboldt :
: in ihren Briefen :**

Herausgegeben von Anna v. Sydow

I. Band:

Aus der Brautzeit

1787—1791

Sechste Auflage

Geheftet M. 9,—, in geschmackvollem
Geschenkeinband mit Goldschnitt . . M. 10,—

II. Band:

Aus der jungen Ehe

1791—1808

Dritte Auflage

Geheftet M. 6,50, in geschmackvollem
Geschenkeinband mit Goldschnitt . . M. 8,—

III. Band:

**Weltbürgertum und preußischer
Staatsdienst**

1808—1810

Geheftet M. 9,— in geschmackvollem
Geschenkeinband mit Goldschnitt . . M. 10,—

IV. Band:

In den Freiheitskriegen

1812—1815

Geheftet M. 10,—, in geschmackvollem
Geschenkeinband mit Goldschnitt . . M. 12,—

Wilhelm und Caroline
von Humboldt
in ihren Briefen

Herausgegeben von Anna von Sydow

Fünfter Band

Diplomatische Friedensarbeit

1815—1817



Berlin 1912

Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Rochstraße 68—71

49196

Diplomatische Friedensarbeit

1815—1817

Herausgegeben von Anna von Sydow

Mit einer Abbildung

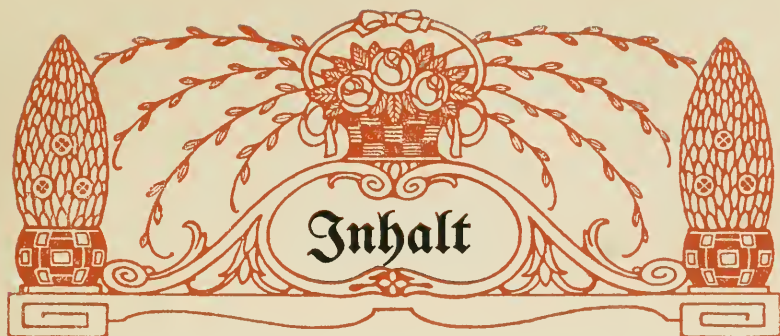


Berlin 1912
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Rochstraße 68—71

133683
24/8/14



Alle Rechte aus dem Gesetz vom 19. Juni 1901 sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten

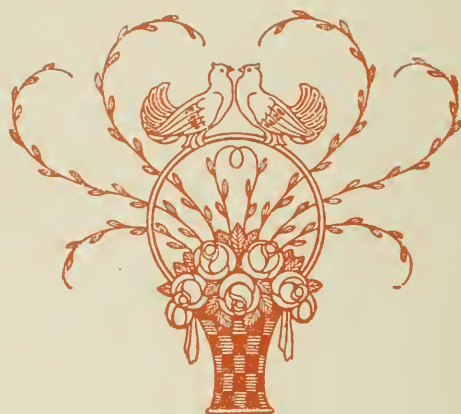


Überblick	Seite IX—XV
Erster Abschnitt: Humboldts Abreise aus Berlin und sein Aufenthalt in Paris	1—128
Zweiter Abschnitt: In Frankfurt a. M. bis zur Wieder- vereinigung der Familie daselbst	129—295
Dritter Abschnitt: Von Frau von Humboldts Abreise nach Italien bis zu Humboldts Übersiedelung nach England	296—402
Namenverzeichnis	403—413

Abbildung

Alexander von Humboldt. Selbstporträt	Zw. S. 18 u. 19
---	-----------------





Überblick



Nachdem Napoleons Wiederauftreten den langwierigen Wiener Kongreß zu einem jähen Schluß geführt hatte, war Humboldt noch so lange durch die Nacharbeiten in Wien gefesselt, daß er diesen Schauplatz seiner mühevollen und leider nicht von dem erwünschten Erfolg gekrönten Tätigkeit erst am 20. Juni 1815 verlassen konnte, um über Berlin, wo er die Seinen nach fast einjähriger Trennung wiedersehen wollte, mit Hardenberg ins Hauptquartier zu gehen. Auf dem Wege nach Berlin erfuhr er die Siegesnachricht von Belle Alliance. Wie groß mag die Freude des patriotisch begeisterten Paares beim Wiedersehen gewesen sein!

Kurze Zeit des Zusammenseins war den beiden nur vergönnt. Nach kaum vierzehn Tagen ist Humboldt schon wieder unterwegs, um mit Hardenberg, den er in Saarbrücken trifft, nach Paris zu gehen. Die Schwierigkeit seiner dortigen Lage bei den Friedensunterhandlungen, in denen er auf das kräftigste Preußens Ansprüche vertrat, aber wiederum keine ausschlaggebende Stimme hatte, legt er seiner Gattin wiederholt in vertrauten Briefen dar.



Fein charakterisiert der tiefe Menschenkenner den Kaiser Alexander, dessen Eigensucht sich hinter sentimentalen Phrasen und gekünsteltem Idealismus verbirgt und ihn zum größten Widersacher Preußens werden läßt. Klar erkennt er, daß sein rastloser Eifer, ohne ihm in Preußen Popularität zu gewinnen, ihn bei den französischen und russischen Staatsmännern mißliebig und unbequem machen mußte!

Wenn auch Humboldt seinen Aufenthalt in Paris zunächst nur auf sechs bis neun Monate berechnete, und, sobald die Sicherheit der Straßen es erlauben würde, dringend die Ankunft seiner Gattin wünschte, so stellten sich doch der Wiedervereinigung ernste Hindernisse entgegen. Die Tochter Caroline hatte gegen ihr schweres neuralgisches Leiden eine magnetische Kur in Berlin begonnen, die nicht unterbrochen werden durfte. Die Mutter plante nun, nach Sedemanns, ihres Schwiegersohnes, Rückkehr vom Feldzug, Caroline und den kleinen Hermann mit seinem Hofmeister bei dem jungen Paar einzuquartieren und selbst mit Gabriele nach Paris aufzubrechen, stieß aber auf Widerstand bei dem jungen Ehemann und mußte erkennen, daß ihr liebevolles Herz die Selbstlosigkeit und Opferbereitschaft der Jugend überschätzt hatte. Aber auch hier wird das Elternpaar anderer Individualität gerecht, läßt keinen Mißklang aufkommen und entsagt still.

So blieb denn Caroline in Berlin, Humboldt aber wurde Anfang Oktober 1815 beauftragt, unmittelbar nach dem Abschluß des zweiten Pariser Friedens, an den in Frankfurt schwebenden, sogenannten Territorialverhandlungen teilzunehmen. Erst später sollte er dann seinen Gesandtenposten in Paris antreten, auf den er schon fünfviertel Jahr zuvor berufen worden war. Die Frankfurter Geschäfte — es handelte sich um Gebietsaustausch und Entschädigungen — erwiesen sich als äußerst verwickelt und langwierig, und es bedurfte nicht allein des stets wachsamem, durchdringenden Verstandes, sondern auch der ganzen Ausdauer und



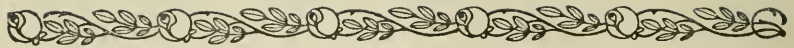
Geduld eines Wilhelm Humboldt, um nicht zu erlahmen und eine ganze Reihe von Fragen zum erwünschten Abschluß zu bringen. Weit länger als vorauszusehen war, über dreizehn Monate, zog sich sein Aufenthalt in Frankfurt hin.

Inzwischen harrte man auf die Eröffnung des vom Wiener Kongreß geschaffenen Deutschen Bundestages. Im Sommer 1816 war als Preussischer Vertreter der bisherige Gesandte v. Hänlein aus Rassel nach Frankfurt berufen worden. Er verstarb dort, wie Humboldt sagt, „in drei Tagen mehr, als man in einem Jahr wieder gutmachen könne“ und mußte alsbald wieder zurücktreten. An seiner Stelle wurde Graf A. F. F. Goltz*), der frühere Minister des Auswärtigen, ernannt.

Da dieser durch Krankheit verhindert war, sofort einzutreffen, so ward Humboldt mit seiner Vertretung betraut, abermals als Lückenbüßer, abermals um zu versuchen, eine verfahrenene und schon halb verlorene Sache wieder einzurenken, ohne sie doch zu Ende führen zu dürfen. Ihm ist es zu danken, wenn in der Eröffnungssitzung vom 5. November 1816 Preußens Politik der österreichischen gewachsen schien, und neue Hoffnungen sich an den Bund knüpften. Aber mit dem Augenblick, da, sechs Tage später, Humboldt zurücktrat, weil Graf Goltz in der ersten Geschäftssitzung erschien, ging es abwärts, und bald war der Bundestag ein Spott.

Wir haben über diese Periode keine Briefe, denn endlich, seit dem 6. August 1816, war das Humboldtsche Paar in Frankfurt vereint, nachdem Mutter und Tochter Caroline noch eine Kur in Karlsbad gebraucht hatten. Das Familienleben, dessen Glück noch

*) August Friedrich Ferdinand Graf v. der Goltz, geb. 1765, † 1832, unterzeichnete 1807 als Minister des Auswärtigen den Frieden zu Tilsit und schloß auch 1812 den Vertrag mit Frankreich, ward nach dem ersten Pariser Frieden Oberhofmarschall und kehrte zu dieser Stellung zurück, nachdem er 1824 vom Bundestag abberufen worden war.



durch die Verlobung der Tochter Gabriele mit Bülow, Humboldts Legationssekretär, erhöht wird, spiegeln die Briefe Frau v. Humboldts und der jungen Braut an Adelsheid Hedemann wieder*), und wir können uns die Heiterkeit in diesem harmonischen Kreise nicht hinreichend genug denken.

Aber nur fünf Monate war es der Familie vergönnt, in Frankfurt so vereint zu bleiben. Humboldts Vertreter in Paris, Graf R. S. F. Goltz**) (nicht zu verwechseln mit dem vorerwähnten Bundestagsgesandten) war dem französischen Kabinett bequem, und Richelieu hatte schon in einem Schreiben vom 31. August 1816 Hardenberg gebeten, ihn dauernd als Gesandten in Paris zu lassen unter dem Vorwand, daß sich an Humboldt zu viel tränkende Erinnerungen wegen der demütigenden Friedensunterhandlungen knüpften. Hardenberg gab diesen Wünschen, die auch von Rußland unterstützt wurden, nach, und bestimmte Humboldt Ende Oktober 1816 zum Gesandten in London, forderte ihn aber gleichzeitig auf, bei den Beratungen über die Finanzverfassung und die Konstitution in Berlin zugegen zu sein.

Am 11. Januar 1817 verlassen Humboldts Frankfurt, besuchen in Weimar Goethe, verweilen kurz auf den thüringischen Gütern und treffen Anfang März in Berlin ein.

Hier erwarten Humboldt allerlei Auszeichnungen: Die längst verheißene Dotation wird ihm durch Kabinettsorder vom 13. März 1817 zugesichert: Humboldt soll selbst eine Besizung mit einem Ertrag von 5000 Talern wählen. Ferner wird er zum Mitglied des neugegründeten Staatsrats und auch der Verfassungs- und Steuerkommission ernannt.

Humboldt fand die Lage des Preussischen Staates in der Nähe

*) Siehe Gabriele v. Bülow, ein Lebensbild.

**) Karl Heinrich Friedrich Graf v. der Goltz, geb. 1772, † 1822, zuerst Militär, Adjutant Blüchers, 1810 Gesandter in München, 1814 in Paris.



betrachtet noch viel übler, als er aus der Entfernung befürchtet hatte. In der Verwaltung heillose Verwirrung, im Finanzdepartement hoffnungslose Mißwirtschaft, und, was das Schlimmste war, Hardenbergs Ansehen in den Grundfesten erschüttert. Humboldt hielt die Steuervorschläge, die der Finanzminister Bülow, Hardenbergs Neffe, vertrat, nicht für zweckmäßig und konnte von ihnen keine wirkliche Besserung der schwierigen Finanzlage erhoffen. Er fühlte sich verpflichtet, diesen Plänen mit der ihm eigenen Klarheit und Schärfe entgegenzutreten. Seine Ausführungen riefen leidenschaftliche Erregung im Staatsrat hervor. Er sprach auch Hardenberg gegenüber in einem Schreiben vom 14. Juli 1817 offen aus, daß er seine Geschäftsführung nicht billigen könne und in der jetzigen Lage der Minister die Stellung eines zweiten Cabinets-Ministers, die ihm Hardenberg vorgeschlagen hatte, nicht annehmen würde.

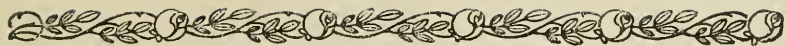
Es kann nichts Offeneres und Loyaleres gedacht werden, als diese freimütige Darlegung und Beurteilung der Verhältnisse, aber die durchgreifende Abhilfe, die Humboldt vorschlug: die Selbständigkeit und Verantwortlichkeit, die er für die einzelnen Minister und Oberpräsidenten forderte, griff allerdings die Stellung des Staatskanzlers selbst an, und hierin fühlte sich Hardenberg persönlich getroffen. Im Effekt liefen Humboldts Vorschläge auch tatsächlich darauf hinaus, des Staatskanzlers Macht zu brechen, nur kann nicht oft genug betont werden, daß Humboldt dabei alles Persönliche völlig fern lag. Es war ihm allein um die Sache zu tun, und er vermochte durchaus in seinem Inneren Persönliches und Sachliches so zu trennen, wie es leidenschaftlichen und leicht erregbaren Naturen unmöglich erschien. Hardenberg aber dachte nicht groß und selbstlos genug, um sich mit der Stellung eines Präsidenten des Ministeriums und des Staatsrats — „mit dem Recht ohne alle Rücksicht auf Stimmenmehrheit im Ministerium



zu entscheiden und mit dem alleinigen Vortrag beim König" wie Humboldt vorschlug — zu bescheiden, und es ist verständlich, daß gegen den, der ihm ein solches Opfer zumutete, eine gewisse Abneigung erwachte. Rätselhaft aber scheint es, wie nach den Worten und Handlungen Humboldts auch bei Hardenberg der Verdacht auftauchen konnte, Humboldt strebe selbst nach dem Kanzlerposten. Solange noch eine persönliche Berührung stattfand, sind bei Hardenberg auch keine Mißstimmungen hervorgetreten, denn Humboldt, dessen Gefühle für Hardenberg unverändert freundschaftlich blieben, erwähnt in seinen Briefen öfter — noch bei der letzten Begegnung in Karlsbad, Mitte August 1817, — des Kanzlers „immer gleich bleibende Freundschaft und wirkliche Zärtlichkeit". Während der dann folgenden langen Abwesenheit Humboldts hat wohl Verleumdung, der Hardenberg stets zugänglich war, das ihrige getan, ein Mißtrauen in ihm großzuziehen, das sich später in dem Bestreben äußerte, Humboldt von Berlin fernzuhalten.

Von den erregten Debatten in der Steuerkommission geben Humboldts Briefe uns wieder Kunde, denn Mitte April 1817 hebt eine neue lange Trennung und damit unser Briefwechsel wieder an. Das bis zur Unerträglichkeit gesteigerte Leiden der Tochter Caroline bedingte den Gebrauch der Bäder auf der Insel Ischia, und so machte sich Frau v. Humboldt mit den Töchtern in Begleitung des jungen Hedemannschen Paares nach dem vielgeliebten Süden auf. Juli und August wurden auf der Insel Ischia zugebracht, dann ging es nach Rom.

Humboldt verließ Berlin Ende Juli, ging über Burgörner und Schlesien, wo er das als Dotation vorgeschlagene Gut Ottmachau besichtigte, zu Hardenberg nach Karlsbad und harrete dann in Frankfurt seines Kreditivs, um nach England abzugehen. Mitte September erst konnte er aufbrechen. Er reiste über Brüssel, Amsterdam und Rotterdam und schiffte sich am 3. Oktober in

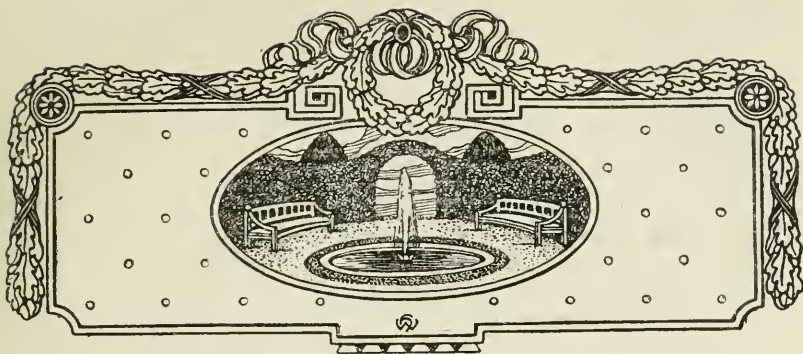


Hellevoetsluis nach London ein, wo er am 5. eintraf. Frau v. Humboldt ist ihm dorthin nicht gefolgt, weil anfangs die schwankende Gesundheit der Tochter, später ihr eigener leidender Zustand das englische Klima nicht ertragen hätten. So geht der Briefwechsel ununterbrochen fort, bis sich das Paar im Sommer 1819 in Deutschland wieder vereinigt.

Der vorliegende Band bricht mit dem Beginn des Londoner Aufenthalts ab, der folgende wird uns bis zu Humboldts Ausscheiden aus dem Staatsdienst, am 31. Dezember 1819, führen.







Erster Abschnitt.

Humboldts Abreise aus Berlin und sein Aufenthalt in Paris

5. Juli bis 22. November 1815

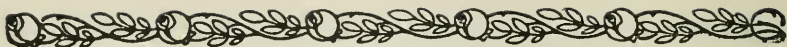


1. Humboldt an Caroline

Burgörner, 7. Julius 1815



Ich bin gestern nacht um 1 Uhr (oder vielmehr heute nacht) hier angekommen, liebe Li, und Du kannst nicht glauben, wie es mich schmerzt, daß Du nicht mit mir bist, und ich nur so wenige Stunden hier bleiben kann. Burgörner, wie ich es nur erblicke, atmet mich immer mit einem Gefühle vergangenen Glücks und einer Wehmut an, die ich nicht beschreiben kann. Ich bin noch die Nacht, wie ich die Leute fortgeschickt hatte, in allen Stuben gewesen, habe den Kirchberg angesehen, wo wir so oft saßen, um über ihn die Sterne kommen zu sehen, und habe die Stube begrüßt, wo Du als Mädchen wohntest. Du süßes, geliebtes Herz hast mich immer so unendlich glücklich gemacht, daß ich Dir nie genug dafür danken kann.



Ich wäre um gute zwei Stunden früher hier gewesen, wenn ich mich nicht in Dessau aufgehalten hätte. Aber ich hielt kaum an der Post still, so ließ mich der Herzog*) durch den Kommandanten einladen, zu ihm zu kommen und bei ihm zu essen. Er ist ein vertrauter Freund meines Vaters gewesen und hat mich als Kind oft in Tegel gesehen, ich mochte es ihm also nicht abschlagen. Du glaubst nicht, mit welcher Herzlichkeit mich der alte 75jährige Mann aufgenommen, wie er von Tegel gesprochen, sich gefreut hat, daß wir es noch hätten, und immer wiederholt, wie mein Vater sich gefreut haben würde, wenn er erlebt hätte, Alexandern und mich so zu sehen. Beim Essen hat er mir noch Kirschen einpacken lassen, die ich schlechterdings habe essen müssen. Dann ist er wohl eine Meile weit mit mir gegen Köthen zu gefahren. Er ließ auch Dich sehr grüßen, er hat Deinen Vater gut gekannt. Beim Abschied weinte er bitterlich.

Hier muß ich suchen, daß ich keinen Augenblick verliere. Lebe innigst wohl. Umarme die süßen, lieben Mädchen.

Ewig Dein H.



2. Caroline an Humboldt

Berlin, 8. Julius 1815

So fängt denn das Numerieren wieder an, und ich kann Dir gar nicht sagen, mein liebster Wilhelm, wie traurig es mich macht, nun wieder auf das Schreiben reduziert zu sein.

Ich bin um diese Stunde — es ist 10 Uhr — mit Dir in Auleben, wo Dunker**) Dir in der gedrängten Zeit wohl manches Aktenstück vortragen wird.

*) Leopold III., Herzog von Anhalt-Dessau, geb. 1740, † 1817.

**) Sekretär des verstorbenen Präsidenten v. Dacheröden.



Seit vorgestern nachmittag, wo Caroline, nachdem sie eine Stunde lang am Baquet gegessen, über eine Stunde lang an der Seite der Clairvoyante geschlafen, ist das Kopfweh, zum erstenmal seit Monaten, ganz weg. Sie hat gestern wieder geschlafen, ist heute sehr heiter, einmal des hängen Druckes los zu sein. Gott gebe, daß es Bestand habe!

Morgen will ich mit Körners*), ihnen einen heiteren Tag zu machen, nach Tegel hinausfahren.

Wie innig denk ich an Dich, lieber Wilhelm, und an die viele Liebe, die Du mir gezeigt hast. Ich trage sie dankbar im Herzen und will suchen, sie zu verdienen. Für heute breche ich ab und umarme Dich innigst. Die Kinder grüßen. Deine Li.



3. Humboldt an Caroline

Rudolstadt, 9. Julius 1815

Sch bin heute vormittag hier angekommen, liebe Li. Retelhodt**) und Beulwitz***) haben mich nur so viel allein gelassen, als zu meinem Anziehen nötig war, und ich erwarte Retelhodt mit jedem Augenblick, um mich zur Fürstin†) zu führen.

Ich bin um 4 Uhr aus Muleben ausgefahren, Wiese††) kam mir schon auf dem halben Wege entgegen und nahm mich mit zu sich†††).

Der Fürst*†) hatte bestellt, daß, wie man erführe, daß ich käme, man ihn holen ließe. Er war auf der Jagd. Er kam eine Viertel-

*) Eltern des Dichters.

**) Rudolstädter Hofrat.

***) Erster Gatte von Caroline v. Wolzogen.

†) Caroline Luise, Fürstin von Rudolstadt, geb. 1771, † 1854.

††) Geheimrat.

†††) Nach Sondershausen.

*†) Günther Friedrich Karl, Fürst von Schwarzburg-Sondershausen; geb. 1760, † 1837, nachdem er 1835 die Regierung niedergelegt hatte.



stunde nach meiner Ankunft zu Wiese und hielt mich über eine Stunde auf. Du kannst Dir nicht denken, was er alles durcheinander gesprochen hat. Ich werde Dir ein andermal einiges schreiben, es ist zu merkwürdig. Unter anderem sagte er mir, ich wäre der gescheiteste Minister des Kongresses gewesen, setzte gleich hinzu: er könne das zwar gar nicht beurteilen, und darum könnte ich von ihm es immer annehmen, bewies es mir aber dadurch, daß es ihm sein Büchsenspanner gesagt habe, als er sich durch diesen habe den Brief, worin ihm meine Ankunft gemeldet sei, vorlesen lassen. Für Thalebra*) äußerte er sich auf das Günstigste, nur auf die Jagd möchten wir Verzicht tun, das sei, als wenn man ihm ein Mädchen nähme. Ich versicherte ihm gleich, daß ich ihm solches Herzeleid nicht anmuten wolle. Im ganzen hat er mich sehr amüsiert. Er hat offenbar Originalität und recht viel Verstand, nur gänzlichen Mangel an Erziehung.

Durch Erfurt kam ich die Nacht und sah, was mir sehr leid tat, Papas Haus nicht, da der Weg nicht vorbeiführt.

Hier hat man mich schon bis jetzt mit der gewohnten Güte und Freundschaft aufgenommen. Ich sollte bei Hofe wohnen, allein, da ich nach dem Abendessen wieder fortgehe, habe ich es abgelehnt.

Ich habe hier das Einrücken Blüchers am 3. in Paris erfahren und mich unendlich gefreut, daß er der erste da ist. Er hat, wie das Bulletin sagt, die Anhänger Bonapartes verhaften lassen. So geschieht endlich einige Gerechtigkeit. Nur Napoleon selbst ist doch entkommen.

Lebe wohl, teures, inniggeliebtes Herz.

Ewig Dein H.



*) Eins der Dacherödenschen Güter.



4. Caroline an Humboldt

Berlin, 11. Julius 1815

Wie angenehm hast Du, geliebtes Herz, durch Deinen Brief vom 7. aus Burgörner mich gestern überrascht. Wie ist ein Brief aus Burgörner so schnell hierher gekommen wie dieser. Wie gern, wie sehr gern wäre ich bei Dir gewesen! Auch ich liebe Burgörner ungemein, und alle lieben Erinnerungen der Kindheit und der schönen Jugend knüpfen sich an diesen einsamen Aufenthalt, wo ich wohl zuerst meiner recht bewußt worden bin, wo ich Dich, mein theures Wesen, ja zuerst gesehen habe.

Der Herzog von Dessau rührt mich ordentlich, ich habe den alten Mann lieb, da er Dich so lieb zu haben scheint.

Es verbreitet sich die Nachricht, durch Kaufmannskonnerionen, daß Paris mit Kapitulation übergegangen sei und zwar am 3., ich wünsche sehr die Bestätigung. Hier sind vorgestern nacht einige Hundert Menschen auf den Templauerberg gelaufen, um Paris brennen zu sehen. Wie findest Du das?

Ich umarme dich von ganzer Seele.

Ewig Deine Caroline.



5. Caroline an Humboldt

Berlin, 13. Julius 1815

Mein theures Herz!

Seit vorgestern, wo ich Dir schrieb, wurde das Gerücht der Kapitulation von Paris immer lebhafter, und nachmittags um 4 Uhr erfuhren wir, daß Leo von Lützow, Berthas*) Mann, die Nachricht als Kurier überbringe. Die Sensation im Larocheschen Hause kannst Du Dir denken. Sie fuhren gleich nach Schöneberg, von wo aus Lützow mit den Postillonon eingeholt werden

*) Bertha von Laroché, Tochter des Humboldtschen Jugendfreundes.



sollte, und sahen sich dort. Adelsheid ließ ein wenig das Köpfchen hängen, daß man nicht Hedemann*) mit einer so schönen Nachricht hergeschickt habe, gönnte aber doch Berthan vor allen diese Freude.

Gestern abend bei Larochens wurden Wachslichter gebrannt, die Lützows Bedienter in den Bagagewagen Napoleons genommen hatte. Wir hören hier, daß der Feldmarschall vier Millionen Taler und Bekleidung für 150 000 Mann vorerst ausgeschrieben hat. Ich gestehe Dir, daß ich von jezt an unbeschreiblich auf den Gang der Begebenheiten begierig bin. Daß Paris in unsere Hände kommen würde, habe ich gehofft; daß man aber so großes Gelungenes benutze, ist mir nicht klar.

Der Unmut der Russen, nicht teil an diesem großen Siege und seinen Folgen genommen zu haben, ist hier sehr spürbar. Ich habe mir von Lützow das Manöver unserer Armee auf der Karte zeigen und beschreiben lassen, es ist sehr schön. Heute erwartet man einen zweiten Kurier, der den wirklichen, auf den 6. bestimmten Einzug in die große Babylon überbringen soll.



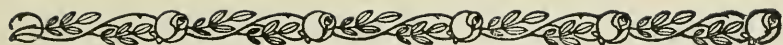
6. Humboldt an Caroline

Paris, rue Dominique Nr. 105,
18. Julius 1815

Es hat mir sehr leid getan, Dir, liebe Li, seit Frankfurt, also seit sieben Tagen, nicht schreiben zu können. Allein es fehlte mir durchaus an Gelegenheit, und erst heute geht der erste Kurier des Kanzlers ab.

Hier habe ich Deinen teuren Brief vom 8. Julius bekommen und danke Dir unendlich für Deine Liebe. Wohl ist es schmerzlich, daß das Zählen der Briefe wieder angeht, allein wenn Du nach Paris kommen wolltest, so empfangen ich Dich mit Freuden, und

*) August v. Hedemann, geb. 1785, † 1859, Humboldts Schwiegersohn, Adjutant des Prinzen Wilhelm, Friedrich Wilhelms III. Bruder.



unser Zusammensein würde mich sehr glücklich machen. Die Ungewißheit der Dinge und die Unsicherheit der Straßen, die für den jetzigen Augenblick eine solche Reise freilich noch nicht ratsam machen, müssen in wenigen Wochen, und früher als Deine und Carolines Badekur aus sein werden, geendigt sein.

Meine Reise ist viel glücklicher gewesen als ich es mir dachte. Ich konnte kaum hoffen, den Kanzler anders als in Paris zu finden, und traf ihn schon in Saarbrücken an. Die Befürchtung, den Parteigängern in die Hände zu fallen, hatte ihn dort aufgehalten.

Es war am 12., als wir zusammenstießen, und von da an blieben wir zusammen! Um Nancy herum war die Gegend außerordentlich unsicher. Dem Kriegsminister Boyen*) ist sein Wagen genommen worden. Martens**) und ein Leutnant Gerlach saßen darin, doch hat man diese wieder gehen lassen. Er selbst war glücklicherweise zufällig zum Prinzen Wilhelm, dem Sohn des Königs, in den Wagen gestiegen. Ein russischer Oberst nebst vier Soldaten wurden zur Zeit als wir da reisten, erstochen. Wir hatten meistens Eskorte von Kavallerie, indes manchmal auch nicht, und wir haben nicht den mindesten Unfall erlebt. Wir hätten sogar zwei Tage früher ankommen können, wenn dem Kanzler sein Alter alle Nächte durchzufahren erlaubte.

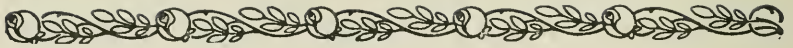
August habe ich leider hier nicht mehr gefunden. Er ist mit dem Prinzen der Loire zu marschirt, um die jenseits noch versammelt stehende Armee zu beobachten. Ich hatte mich so sehr gefreut, ihn wiederzusehen. Sage aber Adelheid, daß ich von allen, die ihn ganz kürzlich gesehen, weiß, daß er vollkommen wohl ist.

Ich wohne hier im Hause des Marschalls Davout***). Er hat

*) Leopold Hermann Ludwig v. Boyen, geb. 1771, † 1848.

**) Georg Friedrich v. Martens, geb. 1756, † 1821, seit 1814 hannoverscher Geheimer Rabinetsrath.

***) Louis Nicolas Davout, Herzog von Angoulême, geb. 1770, † 1823.



nämlich ein großes Hotel und ein kleines, ganz abgesondertes, worin der Minister Altenstein*) und ich sind. Wir kamen den Abend spät an und begriffen nicht den Unterschied zwischen den beiden Häusern, da die Anweisungen nicht schriftlich und deutlich gegeben waren. Den anderen Tag entstand nun die Frage, ob ich ins große Hotel ziehen wollte. In diesem liegt in der oberen Etage die Frau, eine geborene Leclerc, in Wochen, und die untere Etage ist prächtig meubliert und nie bewohnt gewesen. Sie ließ mich gleich, da ich sie in Erfurt gekannt habe, bescheiden, und bat mich, da das große Appartement durch Bewohner leicht verdorben werden würde, zu bleiben, wo ich sei. Ich wohne gut, sehr anständig, in mehr Freiheit als mit ihr unter einem Dach und liebe, wie Du weißt, in diesen Dingen mehr eine einfache Bescheidenheit. Ich bin also im kleinen Hotel geblieben. Sie bearbeitet nun Altenstein, ihn auch dahin zu bringen. Er hat jedoch, da er gar nicht gut wohnt, sich noch seinen Entschluß vorbehalten. Was mich bewogen hat, ist, daß, da ich hier bleiben kann und wahrscheinlich bleiben werde**), es lächerlich und nicht einmal recht anständig ist, wenn ich einquartiert, also umsonst, ein königlich möbliertes und nachher für mein Geld ein viel bürgerlicheres Haus bewohne. Übrigens ist es närrisch genug, daß, nachdem ich in Erfurt Gefälligkeiten für Papa in Absicht der Einquartierung nachgesucht habe***), ich nun im Fall bin, von Davout selbst um viel größere angegangen zu werden.

Die Geschäfte sind mit dem ersten Tage nach unserer Ankunft wieder angegangen. Die Form ist die, daß die Ministerien der vier verbündeten Höfe ein einziges Konseil bilden, das mit dem französischen Ministerium dasjenige abmacht, wobei das letztere

*) Karl Freiherr vom Stein zum Altenstein, geb. 1770, † 1840, preussischer Minister.

**) Als Gesandter.

***) Vgl. Band III, S. 63.



eintreten muß. Dieß Konseil versammelt sich alle Morgen um 11 Uhr. Vor unserer Ankunft haben Gneisenau und Knesebek*) unsere Stelle darin vertreten. Sie sind auch jetzt noch dabei, und ich habe dem Kanzler sehr geraten, ja zu machen, daß Gneisenau**) dabei bleibt, und auch, wenn es zu wirklichen Friedensunterhandlungen kommt, einer der Bevollmächtigten sei. Er hat Genie und Charakter und kann uns äußerst wichtig sein. Er läßt Dich sehr grüßen und erinnert sich mit großem Vergnügen, Dich in Berlin oft gesehen zu haben.

Gestern habe ich mit ihm und dem Kanzler beim alten Blücher in St. Cloud gegessen. Man ist hier immer mit dem umgeben, was sonst Napoleon gehörte. Gneisenau fuhr uns mit den dem Wagen Napolons abgenommenen Pferden hin, bei Blücher aßen wir im Schloß und auf Napoleons vaisselle.

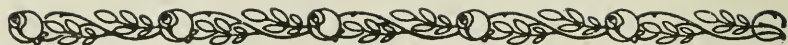
Es hat mich sehr gerührt, an der Brücke bei dem Restaurateur vorbeizufahren, wo Du wohntest. Ich bin nach Tisch allein ein wenig in den großen Laubengängen des Gartens herumgegangen, es war sehr schön im Mondschein. Die sehr einfache Art, wie wir damals lebten***), hat noch jetzt immer einen eigenen Reiz für mich, die Gesinnung wird uns beiden auch immer bleiben, und wir kehren wahrscheinlich beide wieder gern dahin zurück.

Im wesentlichen stehen die Sachen hier ziemlich gut. Du weißt, welche bange Ahndungen ich wegen gewisser immer zu großmütiger Gesinnungen hatte. Aber die Meinung, daß man Schadloshaltung und Sicherheiten haben muß, scheint doch, ob ich es gleich noch ganz nicht beurteilen kann, sehr übereinstimmend. Das ist schon viel, wenn auch noch das einzelne sich erst nachher entwickeln muß. Gegen die Preußen ist viel Neid und daher auch viel Verleum-

*) Karl Friedrich v. dem Knesebek, geb. 1768, † 1848, preußischer Generalfeldmarschall.

**) Gneisenau war 1815 Generalstabschef in Blüchers Armee.

***) 1797—1799 und 1800—1801.



dung, obgleich mit der vollsten Anerkennung des Getanen. Bei der preussischen Armee ist allein und ausschließend der Sinn der strafenden Gerechtigkeit und daher viele von den lazer Gesinn-ten begünstigte Kläger gegen sie; bei der preussischen Armee endlich wird im einzelnen dieser Sinn übertrieben und daher auch manche gegründete Reklamation. Du wirst aus diesen wenigen Worten einsehen, wie dies Verhältniß jest hier sehr und nicht immer angenehm beschäftigen muß.

Die Armee unter Davout steht noch immer an der Loire, allein man nimmt nun ernsthafte Maßregeln, und wenige Tage werden entscheiden, ob sie auseinandergehen wird, oder ob man sie wird von neuem angreifen müssen. Ich glaube das letztere nicht. Nach den gestern hier uns offiziell mitgetheilten Nachrichten ist Bonaparte zu Schiff von der Insel Aix bei La Rochelle gegen die Insel d'Yeu zu gegangen. Von der Familie wissen wenigstens wir nichts. Lucian*) scheint sich vorzüglich schlecht benommen zu haben, bloß als ein Anhang Napoleons, sogar ohne Selbständigkeit.

Schlabrendorffen**) habe ich den Tag nach meiner Ankunft besucht. Ich wollte ihn einladen, mit dem Kanzler und mit mir zu essen. Allein wie ich in die Stube trat, sah ich, wie unmöglich nur ein solcher Vorschlag war. Er hatte einen über anderthalb Hände breiten langen Bart, sonst ist er wie immer und sieht kaum einmal älter aus. Er grüßt dich auf das herzlichste.

Du schreibst so lieb über Dich und mich, süßes Herz. Aber sage nicht, daß Du meine Liebe verdienen willst. Es ist von jeher unendliche Güte von Dir gewesen, sie so zu erwidern, und Deine Liebe hat mich noch neulich tief und innig gerührt. Wie gleich sie sich bleibt, so ist sie mir immer neu, und es scheint mir immer, wenn ich Dich zuletzt gesehen habe, daß Du noch lieber und gütiger

*) Lucian Bonaparte, Bruder Napoleons I., geb. 1775, † 1840.

**) Graf Gustav Schlabrendorff, geb. 1750, † 1824. Vgl. Bd. II, III, IV.



gewesen wärest als sonst. Ich sehne mich nach nichts, als mit Dir zusammen zu sein, und endlich müssen sich doch die Dinge gestalten.

Lebe innigst wohl, teures Herz.

Ewig Dein H.



7. Humboldt an Caroline

Paris, 22. Julius 1815

Du wirst aus meinem vorigen Brief gesehen haben, daß ich hier bin und auf alle Fälle einige Monate hier bleiben muß. Es ist mir sogar wahrscheinlich, daß ich hier als Gesandter bleibe. . . .

Meine Lage hier ist gar nicht lieblich, sehr schwierig und nicht leicht dahin zu bringen, wo es wünschenswert.

Der arme Kanzler ist unpäßlich und sehr schwach. Mit Gneisenau bin ich gut und tue was ich kann, um dies Vernehmen zu unterhalten, kann aber nicht ganz mit ihm übereinstimmen. Die Höfe, die mit uns handeln, haben ganz andere und zum Teil alberne und schlechte Grundsätze. Kurz, überall Schwierigkeiten und nirgends ordentliche, treue, wahrhaft verständige und leidenschaftlose Hilfe, sie zu überwinden.

Indes bin ich demungeachtet gesund und heiter. Du weißt, daß ich mich nicht fortziehen lasse, sondern bleibe, wie ich bin. Ohne diese Selbstständigkeit möchte ich lieber begraben sein, als so leben. Wieviel Du, mein süßes, teures Wesen, mir dabei hilffst, weißt und begreifst Du nie. Dein teures Bild ist mir immer gegenwärtig, ist mir eine Zuflucht und eine Sicherheit überall. Solange der Mensch etwas auf Erden hat, das er treu und rein anbetet, ist ihm immer wohl.

Lebe wohl, Du Einziggeliebte.

Ewig Dein H.





8. Humboldt an Caroline

Paris, 26. Julius 1815

Ich habe keine Briefe in diesen Tagen von Dir erhalten, liebe Li . . . Ich bin wohl und sehr beschäftigt. Der arme Kanzler kann noch nicht viel teil an den Geschäften nehmen. Er leidet seit einigen Tagen fortdauernd, es ist gar kein Anschein einer Gefahr, allein ich kann nicht leugnen, daß mich die Sache dennoch sehr ängstigt.

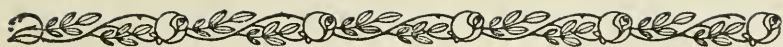
In den großen Begebenheiten ist gerade nichts Neues vorgefallen. Die französische Armee unter Davout scheint sich in ihre Entlassung zu fügen. Die Festungen haben mehr oder weniger sich für den König*) erklärt, und wenn man sich dabei beruhigt, so ist also das Haus der Bourbons in sicherem und ruhigem Besiz. Daß man sich aber darauf verlassen könne, das zu glauben, bin ich weit entfernt.

Blücher hat St. Cloud verlassen und hat sein Hauptquartier jetzt in Rambouillet. Er folgt unseren Truppen an die Loire. Ich habe ihn nur einmal gesehen, als ich bei ihm aß. Ich habe nicht Zeit gehabt, Paris zu verlassen. Mit Grolman**) bin ich im nämlichen Fall. Er kommt gar nicht in die Stadt. Das leztmal war er ja bloß durchmarschiert. Dagegen bin ich mit Gneisenau in täglicher Berührung. Er wohnt den Konferenzen bei, und wir kommen regelmäßig eine halbe Stunde früher beim Kanzler zusammen. Auch essen tun wir gewöhnlich miteinander, da auch er meistens beim Kanzler ißt. Seine unmittelbare Teilnahme an den Geschäften ist mir ein großer Trost. Auch Kneesebeck ist sehr brav dabei.

Ich bin in den ersten Tagen hier viel im Museum gewesen. Unsere Sachen haben wir alle vollständig zurückgehalten. Man dankt

*) Ludwig XVIII., geb. 1755, † 1824.

**) Karl Wilh. Georg v. Grolman, geb. 1777, † 1843, war 1815 Generalquartiermeister bei Blüchers Armee.



dies bloß der Armee, die sehr tätig dabei gewesen ist. Im Museum, beim Herumgehen in den Straßen und in allem dem, was man tun kann, ohne einen einzigen Menschen zu sehen und zu kennen, finde ich allein einiges Vergnügen. Die Einsamkeit im Gewühle, die immer ein sehr großer Genuß für mich war, ist nur in Paris und London anzutreffen. Insofern wirst auch du gern in Paris sein. Die Gesellschaften muß ich freilich sehen, insofern es welche gibt, was jetzt wenig der Fall ist, allein sie sind nichts weniger als reizend, nicht einmal interessant.

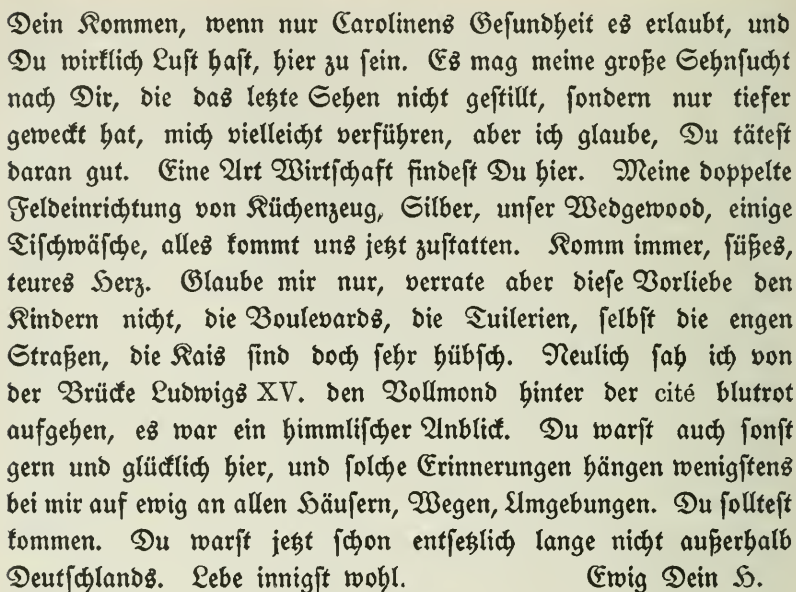
Ich bin fast ganz um die Zeit, Dir zu schreiben, gekommen. Wie ich bis hierher war, kamen die Latour und die Delambre*) zu mir, Regnault**) und auch Arnault***) sind, wie Du aus den Zeitungen sehen wirst, auf der Liste derer, die sich aus Paris entfernen müssen und vermutlich werden verbannt werden. Sie wollten nun wissen, ob sie nach Neuchatel gehen könnten. Allein dies hat man die Klugheit, zu verhindern. Die Schweiz ist kein für uns sicherer Aufenthalt dieser Herren. Arnault kommt ein wenig unschuldig zur Verbannung, wenigstens hat er sich nie wesentlich und viel in politische Sündel gemischt. Überhaupt ist das das Beste, daß selbst die, die jetzt auf den Straf- und Proskriptionslisten sind, nichts anderes daran auszufehen finden, als daß man ihnen nicht mehrere andere zugesellt hat. Wirklich hat man wohl Recht, sich darüber zu verwundern, daß man einige vermißt.

Ich bin unendlich begierig zu wissen, ob Du herkommen wirst. Da man nur nach Ahndungen handeln kann, so wäre ich für

*) Gattin des französischen Astronomen Delambre, mit Humboldts seit dem ersten Pariser Aufenthalt bekannt.

**) Regnault de St. Jean d'Angely, als Publizist offizieller Verteidiger der Handlungen Napoleons, blieb bis zuletzt bei ihm, ging 1816 exiliert nach Amerika, kam 1817 zurück. † 1819.

***) Antoine Vincent Arnault, geb. 1766, † 1834, Dichter; unter Napoleon Chef des öffentlichen Unterrichts.



Berlin, 29. Juli 1815

Mein teuerster Wilhelm!

Sestern sind mir Deine Zeilen aus Frankfurt am Main vom 11. durch die Post zugekommen. Warum so spät, weiß ich nicht. Gottlob, daß ich Dich und den Staatskanzler (über den hier die beunruhigendsten Gerüchte gingen), glücklich in Paris angekommen weiß.

Ich kann, ich gestehe Dir, nicht die Hoffnungen derer teilen, die hier meinen, unsere Truppen könnten vor Winters wieder einziehen. Nichts geht in der Welt so schnell, als man sich's eben denkt, und dort in Frankreich scheint es mir, müsse es diesmal lang dauern, wenn es gut werden soll. Ich bin nur darauf begierig, daß es erst



ausgesprochen sei, was man von Frankreich nehmen will, um Garantien der Ruhe dieser unruhigen Menschenmasse in Händen zu haben. In dem kleinen Hofzirkel der Prinzessin Wilhelm *) spricht man sehr laut und bestimmt von dem Etablissement des Prinzen in Bonn als dem Sitz der rheinischen Regierung, so daß unsere kleine Majorin auch daraufhin ihre Gedanken und kleinen Pläne richtet, denn sie hält es für wahrscheinlich, daß August jetzt noch beim Prinzen bleibt. Sie wird sich leichter von mir trennen, als ich von ihr. Ich kann mir das gar nicht ausdenken.

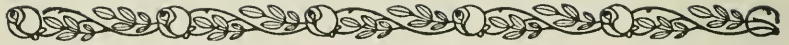
Glaubst Du, daß Du noch Gesandter in Paris werden wirst? Was Du mir von der Zukunft schreiben kannst, insofern sie abzu-sehen ist, und insofern sie Bezug auf unsere Existenz hat, ist mir allerdings sehr lieb, nicht einer unregelmäßigen Neugierde wegen — Gott weiß, daß ich freier wie jemals davon bin, — aber der zeitlichen Arrangements wegen, die man en perspective oft nehmen kann. Jetzt darf ich Carolinens wegen nicht an eine Existenzver-änderung denken, und die Straßen wären auch überdem zu unsicher. Im Frühjahr, meint Wolfart **), müsse Caroline ein Eisenbad auf jeden Fall gebrauchen. . . .

Was Du mir über Napoleons Verhältnis und den Beschluß in England über ihn sagen kannst, wird mich interessieren. Mich dünkt, die Entscheidung seines Schicksals liegt nicht allein in dem Willen Englands. Wo sind seine Brüder? Lucian, Hieronymus und Joseph? Wo ist denn Murat ***) hingekommen? Wo ist Lucians Frau und

*) Marianne, Prinzessin v. Preußen, geb. Prinzessin von Hessen-Somburg, geb. 1785, † 1846, Schwester der Fürstin von Rudolstadt.

**) Berliner Arzt, Anhänger der magnetischen Kurmethode.

***) Joachim Murat, geb. 1767, † 1815, General, Schwager Napoleons, fiel nach der Schlacht bei Leipzig vom Kaiser ab, trat aber nach dem Wiener Kongreß wieder mit ihm in geheime Verbindung, flüchtete, von den Österreichern geschlagen, im Mai 1815 nach Frankreich, im August nach Korsika, landete mit einer kleinen Truppe Korsen Ende September in Kalabrien, wo er gefangen und als Usurpator erschossen wurde.



seine Kinder? Was mag denn Lucian vermocht haben, diesmal sich an Napoleons Schicksal anzuschließen? Dachte er wohl nach seinem Fall eine Rolle in Frankreich zu spielen? Wird diese ganze ehrenwerte Familie nicht aus Frankreich heraus auf irgendeine Südeinsel verwiesen werden?

Empfehl mich Alexandern, umarme Schlabrendorff für mich trotz des langen Bartes. Wie sehr, wie unaussprechlich gern ich den wiedersehe — und außer Paris sieht man ihn doch nie — kann ich nicht sagen! Für heute umarme ich Dich, ich bin ewig
Deine Li.

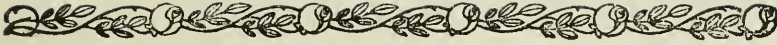


10. Humboldt an Caroline

Paris, 29. Julius 1815



Ich führe hier nur insofern ein angenehmes Leben, als ich, wie ich es doch immer für einen Teil des Tages erreiche, einsam bin. Von den Geschäften kann ich Dir, da ich nicht weiß, ob dieser Brief nicht doch durch die Post gehen muß, nicht ausführlich schreiben, allein es wird Dir genug sein, wenn ich Dir sage, daß sie nichts weniger als angenehm sind. An eigentliche Unterhandlungen wird jetzt noch nicht gedacht, alles, was vor kommt, betrifft noch die Art, wie die Armeen sich in Frankreich stellen, beköstigen und betragen sollen. Über die unsrige erhoben die Franzosen und erheben zum Teil noch die schrecklichsten Klagen. Anfangs sind wohl partielle Unordnungen, vielleicht hier und da selbst Plünderungen gewesen. Der Nationalhaß und die Erbitterung sind groß und gerecht, die Armee ist im Schlagen und in Eilmärschen bis nach Paris gekommen. Es wäre wunderbar und kaum zu begreifen, wenn das alles hätte in vollkommener Regelmäßigkeit bleiben sollen. Allein das allermeiste war und ist Übertreibung und sogar reine Verleumdung; auch beklagen sich die Franzosen über Dinge, die es uns, wie
16



sie bei uns waren, gar nicht eingefallen wäre, anders als natürlich zu finden.

Davout ist von der Armee der Loire durch den König zurückberufen, noch ist er aber nicht hier. Macdonald*) soll an seine Stelle kommen. Submissionen für den König laufen von allen Seiten ein, allein ob man an ihre Aufrichtigkeit überall glauben kann, möchte ich nicht versichern.

Ich schrieb Dir, glaube ich, schon, daß ich, soviel es nur angeht, täglich im Museum bin. Bis jetzt habe ich mich auf die Statuen beschränkt. Es ist doch sehr, sehr viel, was ich nie gesehen hatte, vorzüglich aus Villa Albani. Es ist ein unendlicher Genuß und wirklich meine einzige Freude hier. Das Museum ist für uns, Pariser gehen jetzt gar nicht hin oder werden vielmehr nicht eingelassen, von 9 bis 6 Uhr offen, und man kann also jeden freien Augenblick benutzen. Es ist ein noch nicht ganz fertiger neuer Saal gemacht, in dem die Mufen, die Belletrische Pallas, der Borghesische Fechter, die schöne Amazone und eine Menge anderer Statuen stehen, und der weit schöner eingerichtet ist, als irgendein anderer Saal des Museums.

Berlin wird plötzlich mit Sevresporzellan überschwemmt werden. Die Manufaktur war im Augenblick des Gefechts in Sevres genommen worden. Man legte Beschlagnahme darauf, kam über eine Summe mit der Direktion überein und brachte diese Summe durch einen Verkauf zum halben Preis heraus, zu dem jedoch nur die Alliierten zugelassen wurden. Ich habe es zu spät erfahren, und es war gar nichts Gutes mehr da. Allein man sieht bei dieser Gelegenheit, wie teuer die Fabrik ist. Denn auch der halbe Preis ist noch teurer als unser Porzellan. Die Engländer sollen sehr viel um den halben Preis gekauft haben und vorzugsweise das Alleraltmodischste.

*) Etienne Jacques Joseph Alexandre Macdonald, Herzog von Sarent, Marschall von Frankreich, geb. 1765, † 1840.



Alexander malt noch immer, er hat sich aufs neue gemalt, und Steuben*) hat zwei Bilder von ihm fertig. Von seinen Finanzen spricht Alexander diesmal gar nicht. Er ist den ganzen Tag um den König.

Du erinnerst Dich, liebes Kind, daß ich einen langen Brief der Charlotte**) in Berlin erhielt. Ich bin erst hier dazugekommen, ihn zu lesen. Er ist entsetzlich lang, allein enthält doch zwei Tatsachen, wovon die eine wirklich merkwürdig ist. Sie schreibt, daß sie in Göttingen wunderbarerweise auf einmal hergestellt ist, und daß sie monatlich nicht mehr als 10 Taler braucht. Sie könnte also mit unsern Revenuen eines Jahres weit über 200 Jahre leben. Mich trösten immer solche Erfahrungen sehr. Man kann nie wissen, wie es einem einmal ergeht, und man muß immer sich in der edlen Gesinnung erhalten, unabhängig vom Gelde zu bleiben.

Lebe wohl, teure, liebe Seele.

Ewig Dein H.



11. Humboldt an Caroline

Paris, 2. August 1815

Mit mir steht es jetzt so. Es ist von nichts anderem die Rede, als daß ich, ohne nach Berlin zurückzugehen, hier als Gesandter bleiben soll. Allein ich sehe dabei zweierlei Dinge so gut als mit Gewißheit voraus; einmal, daß ich diesen Posten nur sehr kurze Zeit behalten werde, zweitens, daß ich auf jeden Fall wohl bis zum Frühjahr wenigstens werden bleiben müssen. Lange hierzubleiben, kann ich bei dem Zustand der Gesundheit

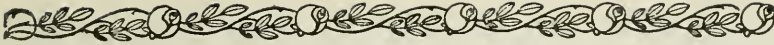
*) Steuben, russischer Maler, in Frankreich aufgewachsen, siehe Bd. IV., S. 276 u. 328.

**) Charlotte Diebe, geborene Sildebrand, geb. 1769, † 1846, an die Wilhelm v. Humboldts „Briefe an eine Freundin“ gerichtet sind. Siehe B. IV, S. 406 f.



Alexander von Humboldt
Selbstporträt

Die Inschrift am rechten Rande lautet:
Alex. v. H. von mir selbst im Spiegel Paris 1814.



des armen Kanzlers nicht glauben. Er ist von einer äußerst bedenklichen und mich tief schmerzenden Schwäche. Erholt er sich auch wieder, kehrt er nach Berlin zurück, so wird er das Gefühl haben, meiner Hilfe zu bedürfen, und er wird mich auf eine oder die andere Art in Berlin stellen. Allein solange die Geschäfte, wie notwendig in den nächsten sechs bis neun Monaten, hier so schwierig und wichtig sind, wird er mich nicht wegnehmen wollen, sondern sich so gut er kann allein behelfen. Eine Möglichkeit, die aber nicht wahrscheinlich ist, bliebe noch übrig. Wenn nämlich eine Unterhandlung an einem Orte außer Paris oder Frankreich gemacht würde, so würde ich unstreitig davon sein.

Ich möchte jetzt Deine Pläne wissen. Was ich wünsche, wonach ich mich sehne, weißt Du. Je früher Du kommst, je lieber ist es mir. Wäre nicht Carolinens Gesundheit, so hätte ich kaum einen Zweifel. Bei Carolinen wirkt das Moralische immer vorzüglich stark. Glaubst Du, daß ihre Besserung oder wenigstens die Sicherheit der Besserung davon abhängt, daß sie bei Wolfart bleibe und daß sie nicht in Paris sei, wogegen sie jetzt Abneigung zeigt, so vollende das Werk Deiner Liebe und unermüdeten Zärtlichkeit mit ihr, es ist freilich etwas unendlich Gutes und Schönes, wenn sie vollkommen besser wird. . . .



12. Humboldt an Caroline

Paris, 5. August 1815

Es macht mir unendliche Freude, daß August hier ist. Ob ich gleich entsetzlich zerstreut und beschäftigt bin, so sehe ich ihn doch ziemlich viel. Ich esse noch heute mit ihm und Alexander allein bei einem Restaurateur, gestern wurde ich verhindert, es zu tun, weil der König mich einlud. Er ist unendlich liebevoll, und mit jedem Tage freue ich mich mehr, daß sich die



Sachen zwischen ihm und Adelheid so gut und schnell gemacht haben. Du hast ihm mehrere Kommissionen gegeben, und er läßt mir keinen Augenblick Ruhe, ehe diese Aufträge nicht gemacht sind. Es versteht sich auch, daß ich, wenn wir allein sind, immer nur von der Adelheid sprechen darf. Aber da ich das süße Kind unendlich liebe, so lasse ich mir das sehr gern gefallen.

Soeben bekomme ich Deinen lieben Brief . . . Mit Deinem Herkommen, sehe ich nun schon deutlich, wird es diesen Winter vor dem Frühjahr nichts werden, und muß, wie sehr es mich schmerzt, selbst Deiner Meinung beistimmen. Aber die Trennung ist mir unendlich schmerzlich, und Du mußt es an dem Glück gesehen haben, daß ich fand, die wenigen Tage bei Dir zu sein. Vielleicht macht es sich auch besser in einigen Monaten, als wir denken. Wenn aber Carolinens Widerwille bleibt, und wenn ihre Gesundheit nicht stark genug noch geworden ist, um die Besorgnis aufzuheben, daß dieser Widerwille die hervorgebrachte Besserung wieder rückgängig macht, so kann ich ehrlich selbst nicht anders zu Deinem Herkommen raten, als so, daß Du Carolinen dort ließeßt. Aber bei wem? Und die Trennung würde ihr vermutlich auch sehr schmerzlich und ihrer Gesundheit wieder nachteilig sein. Ja, liebe, teure, süße Seele, die Dornen des Lebens sind uns für den letzten Teil aufbehalten gewesen. Ich weiß aber nichts zu ändern. Denn obgleich ich lieber, ich weiß nicht was täte, als meine Tätigkeit hier jetzt zu verfolgen, so sehe ich doch nicht ab, daß ich mit Ehre und Pflichtgefühl abgehen kann, da die Krise noch bei weitem nicht vorüber ist.

Meine Lage hier ist in wenigen Worten die: Ich halte beständig fest an allen ebenso richtigen als natürlichen Grundsätzen. Ich streite für einen Frieden, der die Grenzen sichere, ich streite für eine Benutzung Frankreichs, die unseren Bedürfnissen entspreche. Ich habe gegen mich Rußland aufs äußerste, England fast ebensosehr, und sehr schwache Hülfen, höchstens noch für den letzten Punkt, an Öster-



reich. Der Kanzler ist eines Sinnes mit mir, aber es ist nicht mehr die gewohnte Kraft. So setze ich bei weitem nicht durch was ich möchte und mache mich doch gewissermaßen verhaßt, natürlich auch bei den Franzosen, wie höflich sie auch jetzt und äußerlich sind. Diese Rolle wäre nun noch immer einigermaßen zu spielen, wenn bei uns selbst die Dinge gut ständen. Aber bei der Armee geht man sehr, sehr oft zu weit, in unserm eigenen Innern ist Verwirrung, Vielfachheit der Köpfe. So muß man oft verteidigen, was man, wenn man die Kraft dazu hätte, lieber hinderte. Ich bin mir bewußt, daß ich mich mit soviel Vorsicht und Klugheit benommen habe, wie in dieser ungeheuer schwierigen Lage möglich war. Aber ganz reicht sie nicht hin. Nur eins habe ich erreicht, mit den zugleich ganz Gutgesinnten und Gemäßigten, wie Gneisenau, bin ich vollkommen eins. Er billigt mich, mein Betragen, hat Vertrauen. Auch mit Blücher, Grolman und Boyen bin ich gut. Sie haben Achtung, und ich kann auf sie wirken. So, teures Wesen, steht es mit mir. Du siehst, daß es ein ziemlich freudenloses Leben ist. Aber ich suche die Freude selten außerhalb, und den Genuß meiner selbst und meiner Einsamkeit, die ich sogar in der Gesellschaft wiederzufinden weiß, habe ich auch hier, und so bin ich gesund und immer heiter. Paris, das bloß Materielle, gefällt mir diesmal mehr wie je, und ich kann Dir nicht sagen, wie gern ich manchmal des Abends, wenn ich aus einer Gesellschaft komme, auf den Brücken oder an den ^{17. März 1813} Kais zu Fuß verweile.

Lebe wohl, meine liebe, einzig gute und teure Seele.





13. Caroline an Humboldt

Berlin, 5. August 1815

Mein teures, liebes Herz!

Auf alle Deine lieben, innig lieben Vorschläge wegen Paris enthalten meine vorigen Briefe eigentlich schon die Antwort. Ich versichere Dir, daß ich sehr gern nach Paris käme, daß ich Dich und einige Menschen dort, namentlich Schlabrendorff, nach einer solchen Zeit, wie die verflossene, außerordentlich gern sähe, allein ich weiß es in der That Carolinens wegen nicht zu machen und würde mich nicht trösten, wenn die Gemütsaufreizung oder irgendeine weniger genaue Abwartung ihrer Nur sie in einen ähnlichen Gesundheitszustand versetzte, wie der ist, aus dem sie eben sich so glücklich erholt. . . .

Der Zustand des Staatskanzlers ängstigt auch mich. Möchtest Du mir doch bald schreiben, daß er besser und munterer ist. Empfehle mich Gneisenau, ich bitte Dich. Sage ihm, ich würde mich ganz besonders bei ihm bedanken, wenn ich ihn wiedersähe, daß er meine Bitte am letzten Abend, wo ich ihn gesehen, so vollkommen erfüllt habe. Ich bat ihn nämlich, Bonaparte in der ersten Schlacht den Garauß zu machen, und das hat er denn treulich getan oder treulich dazu mitgewirkt. Daß Gneisenau den Konferenzen mit beivohnt, macht hier im Publikum einen guten Eindruck, und alle Menschen reden davon und erzählen es mir wie eine Neuigkeit.

In welcher Art hat Lucian sich in Paris genommen? Wird Metternich Madame Murat*) nicht entkommen lassen? Der gemißhandelten Welt zum Trost sollte man doch die ganze Familie, soweit man sie hat, in recht sichere und entfernte Verwahrung bringen.

Findest Du denn bei einigen Franzosen irgend Spuren einer

*) Napoleons jüngste Schwester Caroline, geb. 1782, † 1839, seit 1800 mit Murat verheiratet.



wahren, großen Ansicht der Begebenheiten? Irgend ein Gefühl über die Rolle, die sie darin spielen?

Nimmt der Papst*), oder vielmehr bekommt der Papst seine Kunstfachen zurück? Das ist eine Angelegenheit, die Europa allgemein ist, und die ich sehnlich wünsche, denn wer bildet sich daran in Paris!

Adeu, mein Alles! Ach, wie gern wäre ich bei Dir!



14. Humboldt an Caroline

Paris, 9. August 1815

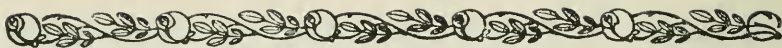
Ich bin heute in einer unangenehmen Unruhe, die noch einige Tage fort dauern wird. Der Großfürst Konstantin**) hat bei unserem vorigen Aufenthalt hier das Davout'sche Haus bewohnt, und da er gegen alle Erwartung auch jetzt wieder herkommt, so wünscht er es wieder zu haben. Der Kaiser***) hat es mir durch Nesselrode†) sehr höflich sagen lassen, und ich muß also weichen. Ob ich gleich hier weder prächtig noch weitläufig wohnte, ziehe ich doch ungern fort. Von Oktober an werde ich vermutlich für mein oder des Hofes Geld leben; denn theils ist dies auch hier die Zeit des Umziehens, theils kann es sehr wohl sein, daß bis dahin alle Dinge mit Frankreich im Reinen sind. Wie es zuletzt gehen wird, ist jetzt noch sehr schwer zu sagen. Im engsten Vertrauen kann ich Dir indes mittheilen, daß doch die

*) Pius VII., Graf Chiaramonti, geb. 1740, † 1823, seit 1800 Papst.

**) Konstantin Cäsarewitsch von Rußland, geb. 1779, † 1821, ältester Bruder Kaiser Alexanders I., verzichtete auf die Thronfolge zugunsten seines Bruders Nikolaus.

***) Alexander I., geb. 1777, † 1825.

†) Karl Robert Graf v. Nesselrode, geb. 1780, † 1862, russischer Minister und Kanzler des russischen Reichs.



Meinungen wenigstens fast gleich geteilt sind. Unsere wahren Gegner sind die Russen. Rußland will nichts von Frankreich abreißen. Österreich stimmt wenigstens für einige Abtrennungen. England scheint noch nicht ganz entschieden, ist aber weit mehr gegen als für unsere Meinung. Ich habe ein *mémoire* gemacht, das, glaube ich, eine meiner besten Arbeiten ist. Daß die Sache schnell zum Ende komme, ist fast notwendig. Du kannst nicht glauben, in welche widrigen Verhältnisse die Verschiedenheit der Gesinnungen, die unter den Alliierten gegen Frankreich herrscht, führt, wie das Böse auf alles einwirkt, und wie daher Verwicklungen entstehen, deren Folgen sich kaum absehen lassen. Auch nach der Beendigung können doch immer Truppen in einem Teil von Frankreich stehen bleiben, und vermutlich ist dies sogar ein Teil des Endarrangements selbst. Preußen ist in der That und auch in der Meinung der Franzosen diesen am meisten entgegen. Du kannst Dir also selbst denken, wie wenig lieblich meine Lage ist, aber noch weit mehr sein wird, da ich jetzt doch nicht allein mit diesen Dingen zu tun habe, aber als Gesandter alles selbst betreiben muß. Jetzt, muß ich gestehen, lassen mich die Leute es noch weniger fühlen, als ich manchmal selbst begreifen kann. Aber jeder von uns zieht sich auch mehr zurück und geht weniger in Gesellschaft als sonst. . . .



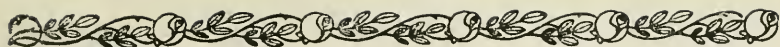
15. Caroline an Humboldt

Berlin, 10. August 1815

Mein theures Herz!



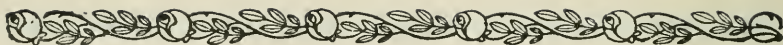
estern bin ich durch Deinen lieben Brief Nr. 11 sehr erfreut worden. Ich eile mich, heute den wichtigsten Punkt, nämlich unser Zusammenkommen, zu beantworten. Du wünschest es, ich wünsche es auch, und nur der Umstand mit



Carolinens Kur und Gesundheit machte es mir für diesen Augenblick als unmöglich ansehen. Deinem Brief nun aber nach, Deinen Arrangements mit August über die Pferde nach, muß ich nun aber glauben, daß Du Augusts Zurückkunft für nahe ansiehst. August schreibt auch so in einem Brief an Adelheid, den sie heut empfängt. Nun auf das alles stelle ich, mein Herz, mein Horoskop so: Wenn August zurückkommt, kann Caroline und Hermann mit dem Hofmeister bei ihnen bleiben, und ich reise mit Gabriellen zu Dir und bleibe bei Dir, bis Du wieder herkommst. Geht August mit seiner Frau nach dem Rhein, und es ist nicht zu früh im Jahre, so kann ja Caroline mit, ich komme von Paris, bringe sie in das Bad, dessen sie bedarf, und nach vollendeter Badekur erweist es sich, ob sie mit mir zu Dir zurückgeht, oder ob Du uns vielleicht abholst, um mit uns nach Paris zu gehen.

Schreibe mir, mein bestes Kind, ob dieser Plan dich anspricht, denn alsdann leite ich hier gleich die Pläne des Quartier-Mietens für August und Adel. Ich habe noch niemand etwas gesagt. Genehmigst Du diese meine Idee, und sind die in den nächsten 14 Tagen zu erwartenden Briefe Augusts an seine Frau so, daß er den Zeitpunkt der Zurückkunft mit einiger Wahrscheinlichkeit bestimmt, so beruhige ich Adelheid in ihrem Suchen nach einem Quartier, indem ich ihr meinen Plan entdecke und ihr sage, daß ich sie für den Winter, in welchem sich die Bestimmung des Prinzen doch entwickeln muß, in dem meinigen lasse. Der ökonomische Teil der Hedemann-Humboldtschen Wirtschaft, wenn eine solche für die Wintermonate zustande käme, ließe sich auch regulieren. Einen Bedienten hielten wir für Carolinen, Hermann und den Hofmeister besonders, und Caroline zahlte für drei Personen Kostgeld an Adelheid, und ich machte ihr außerdem eine kleine Kasse zu ihrem und des Bruders Unterhalt. So habe ich es mir ausgedacht.

Von der Zeit an aber, daß August jetzt zurückkommt, wirst Du



ihm doch sagen müssen, was Du Abdelchen jährlich geben willst, da das in die Einrichtung ihres Etablissements eingreift. Wenn August zurückkäme, so glaube ich, könnte ich den 1. November reisen. Wie unendlich ich mich der Hoffnung freue, Dich, mein theures Leben, auf diese Art wiederzusehen, vermag ich Dir nicht zu sagen. Auch an Paris oder vielmehr an einigen Menschen dort werde ich großes Gefallen haben. Schlabrendorff nenne ich vor allen. Er ist für mich eine Welt.

Die Verfeinerungen, Verbesserungen in meinem Reiseplan lassen sich alle noch machen, heute habe ich ihn Dir nur so in Bausch und Bogen hingeworfen.

Adieu, ich umarme Dich.

Deine Li.



16. Humboldt an Caroline

Paris, 12. August 1815

Uber alle Maßen traurig ist die fortdauernde, ja zunehmende Schwäche und Kränklichkeit des Staatskanzlers. Bei den schon tausendfachen Kollisionen, die hier beständig und auf die unangenehmste Weise eintreten, ist das eine Lähmung und Schwächung in allen Maßregeln, die gar nicht ohne bedenkliche Folgen sein kann. Dies jedoch im engsten und tiefsten Vertrauen.

Das Schicksal Napoleons ist nicht durch England allein bestimmt worden. Er ist durch einen eigenen Vertrag der übrigen Höfe mit England als ein Gefangener der verbündeten Höfe anerkannt worden, und man hat nur England unter seiner Verantwortlichkeit die Aufbewahrung anvertraut. Wo England ihn hinbringt, muß, wenn es verantwortlich sein soll, allerdings von seiner Beurteilung abhängen; indes ist das Bringen nach St. Helena doch zusammen gebilligt worden. Die Insel ist auch von der Beschaffenheit, und es sind solche Instruktionen gegeben worden,



daß an ein Entkommen wohl diesmal nicht zu denken ist. Er hat sehr widerspenstig getan, als man ihm angekündigt hat, wohin er gebracht würde, und sich zu entleiben gedroht. Allein man weiß seit gestern, daß er in See gegangen ist, ohne sich zu töten. Doch kennt man noch nicht die näheren Umstände, und ich weiß nicht, ob er fürs erste auf dem „Vellerophon“ in See gegangen ist, oder ob man ihn schon auf den „Northumberland“ gebracht hat. Denn dies Überbringen von einem Schiff auf das andere konnte allein schwierig sein, weil es dazu allein unangenehm ist, seinen freien Willen zu entbehren.

Von der Familie, d. h. den Brüdern hat man bloß Lucian in Turin. Joseph und Hieronymus waren, wie man behauptet, hier, allein ihr Aufenthalt ist jetzt nicht bekannt. Man will sie allerdings verhaften und festsetzen, allein sie müssen doch immer Leute finden, die ihnen durchhelfen. Über Lucian habe ich hier nicht Bedeutendes erfahren, vorzüglich nichts, was über die inneren Motive seines letzten Betragens Aufschluß gäbe. Alle Parteien versichern, daß er sich hier erbärmlich genommen habe. . . .

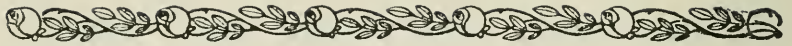


17. Humboldt an Caroline

Paris, 14. August 1815

Noch wohne ich bei Davout, aber übermorgen ziehe ich Rue de l'université 17. Ich wohne aber nicht gern bei andern Leuten und mache sehr ernstliche Anstalten, ein eigenes Haus zu nehmen. . . .

Von Augusts Sehnsucht, nach Berlin zurückzukommen, machst Du Dir schlechterdings keinen Begriff. Die Armee an der Loire hat sich größtenteils aufgelöst, und Davout ist seit einigen Tagen ruhig hier im Hause. Da er aber nicht zu mir gekommen ist, habe ich ihn nicht gesehen.

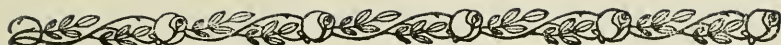


Also hast Du illuminiert zu des Königs Geburtstag? Ich sehe zwar hier den König sehr selten. Nur einmal habe ich bei ihm gegessen, und zweimal habe ich ihn in Gesellschaft gesehen, bei der Herzogin D. [?] und bei Wellington. Er war aber immer sehr freundlich.

Gestern ist Labédoyère*) zum Tode verurteilt worden. Er wird zwar appellieren, aber man weiß schon voraus, daß dies keine Änderung hervorbringen kann. Er wird also in einigen Tagen hängend werden. Es ist gewiß gut, daß dies Beispiel gegeben wird. Ney**) ist auch verhaftet und wird bald hergebracht werden. Er wird ohne Zweifel das gleiche Schicksal haben. Die Frau des Labédoyère hatte die rührendsten Briefe geschrieben, auch unter anderm an Alexander. Sie soll ihn wirklich sehr lieben, ist erst eben ein Jahr verheiratet und vor kurzem mit einem Kinde niedergekommen, das sie noch stillt. Man sagte mir gestern, er wäre beim Urteil von einer merkwürdigen Kälte gewesen. Allein Hedemann, der zugegen war, meint, daß er mehr durch Trotz seine Unruhe zu verbergen gesucht habe. Auch hat er in seiner Verteidigung doch zu rühren versucht und von Frau und Kindern gesprochen. Daß, sowie die Schritte der Frau, könnte ich, wenn man je in eine ähnliche Lage kommen könnte, nie tun oder dulden. Es ist vorzüglich eine Entweihung des Verhältnisses mit der Frau selbst. Die Rechnung mit dem Schicksal muß in solchen Lagen bei beiden geschlossen sein.

*) Charles Angélique Suchet Graf von Labédoyère, geb. 1786, † 1815, leidenschaftlicher Anhänger Napoleons, hatte nach der Schlacht von Waterloo in Paris in der Sitzung der Pairskammer am 22. Juni heftig gegen die Bourbons gesprochen. Er ward am 19. August kriegsrechtlich erschossen.

**) Michel Ney, Herzog von Elchingen, geb. 1769, † 1815, Marschall von Frankreich, war nach Napoleons Sturz 1813 zu Ludwig XVIII. übergegangen und hatte den Befehl über die 6. Militärdivision, als er am 14. März bei Auxerre mit seinen Truppen wieder zu Napoleon überging und damit den Sturz der Bourbons entschied. Er ward am 7. Dezember 1815 wegen Hochverrats erschossen.



Außer Ney und Labédoyère hat man noch Lavalette*), der bei der Post war und vor die Zivilgerichte gehört, und Drouot**), der sich selbst gestellt hat. Dieser soll ein merkwürdiger Mensch sein, arm, einfach, voller Talent und Kenntnisse, ich glaube ehemals ein Geistlicher, und der oft gesagt hat schon sonst, daß er wieder Mönch werden wolle. Er ist bloß aus einem Gefühl von Treue bei Napoleon geblieben und hat auch, als er nach Elba ging, nicht erklärt, wie Bertrand***), daß er doch Franzose bleiben wolle, was seinen Fall schwieriger macht.

Savary†), der vorzüglich seinen Lohn verdient, ist in den Händen der Engländer. Man weiß noch nicht, was sie mit ihm machen werden. Ausliefern tun sie ihn schwerlich.

Lebe wohl, mein holdes, inniggeliebtes Kind. Umarme Abels-
heid und die Mädchen. Ewig Dein H.



*) Antoine Marie Chamans Graf von Lavalette, geb. 1769, † 1830, zuerst Adjutant Napoleons, dann Generaldirektor der Post. Er wurde am 19. November 1815 zum Tode verurteilt, entkam aber aus dem Gefängnis am Tage vor der Hinrichtung dadurch, daß er mit seiner Gattin die Kleider wechselte, ward 1822 begnadigt. Seine Gattin starb im Gefängnis.

**) Antoine Drouot, geb. 1774, † 1847, von Napoleon „le sage de la grande armée“ genannt, Sohn eines Bäckers, ging mit Napoleon nach Elba und zurück nach Frankreich. 1816 des Hochverrats angeklagt, aber freigesprochen.

***) Henri Gratien Graf Bertrand, geb. 1773, † 1844, treuer Gefährte Napoleons, den er nach Elba und St. Helena begleitete.

†) Anne Jean Marie René Savary, Herzog von Rovigo, geb. 1774, † 1833. Er hatte 1802 die Leitung der Geheimpolizei Napoleons und beschleunigte die Erschießung des Herzogs von Enghien. Von 1810—14 hatte er das Polizeiministerium inne und erhielt 1815 den Oberbefehl über die Gendarmerie. Die Engländer brachten ihn 1815 nach Malta, von wo er 1816 nach Smyrna floh. 1819 stellte er sich in Paris freiwillig dem Gericht. Ludwig Philipp vertraute ihm 1831 den Oberbefehl in Algier an.



18. Humboldt an Caroline

Paris, 19. August 1815

Ich habe gestern, liebe Li, Deinen Brief vom 10. bekommen und kann Dir nicht genug sagen, welche unendliche Freude er mir gemacht hat, da er mir die Hoffnung Deines früheren Herkommens gibt. Ich stimme ganz in Deinen Plan ein, und je eher ich Dich hier umarmen kann, desto lieber ist es mir. Ich sehe die Sache durchaus wie Du an. Carolinens Kur und Heilung ist der einzige Umstand, der uns jetzt trennt. Glaubst Du, daß Du Caroline ohne Dich lassen kannst, so kann unser beiderseitiger Wunsch erfüllt werden.

Über Augusts Kommen ist es mir unmöglich, Dir etwas Gewisses zu sagen. Das ist sicher, alle wünschen zum Ziel zu kommen, und der Kaiser Alexander behauptet, er bliebe nicht über die Mitte des folgenden Monats und lasse auch seine Truppen nicht länger. Da er dies aber als Negoziationsmittel zugleich gebraucht, so weiß ich nicht zu entscheiden, wie es mit seiner ernstlichen Meinung steht.

Eben schickt der Kanzler, daß ich zu ihm kommen möchte. Ich hatte noch eine Stunde Zeit bis zum Abgang des Kuriers. Logieren würde ich Dich auf jeden Fall, selbst wenn Du heute kämst, wenngleich etwas sehr eng. Allein wir wären zusammen, und das eine ist Alles, wenn man gern miteinander ist wie wir.

Der Kanzler hatte mich bloß rufen lassen, weil er einen Brief von der Frau Labédoyères bekommen hatte. Diese Person, aus einer ganz royalistischen Familie, Chateleur, soll den Mann wirklich lieben und schreibt nun, seitdem der Mann angeklagt ist, an alle Menschen. Übermorgen soll das Konseil in zweiter Instanz sprechen, und vermutlich wird er denselben Tag erschossen. Man kann darin nichts tun. Es wäre sehr schlimm, nicht das Beispiel der Strenge zu geben, und ich glaube nicht einmal, daß der König Ludwig XVIII. leicht zur Begnadigung zu bringen wäre.



Ich fahre jetzt in meinem angefangenen Brief fort, süßes Kind
Ja, meine einzig Teure, wenn Du kommen kannst, ohne Carolinen
zu schaden, so tue es ja. Das Leben vergeht, und glaube mir recht
aus innigstem Herzen, das wahre Glück für mich ist nur im Zu-
sammensein mit Dir.

Es ist die Rede davon, ein Haus für die Gesandtschaft zu
kaufen, und ich habe heute das Regnaultsche zu diesem Endzweck
besehen. Es ist ein schönes Haus und hat unendliche Bequemlich-
keiten. Aber ich wohnte noch viel besser wie Du, was sich wohl
mit Regnaults Manier gegen seine Frau, aber nicht mit der
meinigen gegen Dich verträgt. Deine Wohnung ist schon sehr
ußert, und das ganze Genre des Hauses ist freilich nicht so groß
und anständig wie die alten Häuser des Faubourg St. Germain.
Er fordert, wenn er noch einen größeren Eßsaal baut, 450 000 Franken
mit allen Möbeln, an denen aber, die Spiegel ausgenommen, nicht
viel ist. Er geht nach Amerika, sie bleibt noch hier. Es ist eigen,
daß, wie wir sonst Regnault kannten, er nun gerade uns sein Haus
anbieten muß.

Bei dieser Gelegenheit muß ich Dir von Deinen Kommissionen
der Schnupftücher und Schals sprechen. Die Schals sind gekauft.
Für die Schnupftücher mit Hohlnaht und so gestickt, wie Du ver-
langst, hat man 16—18 Franken für das Stück gefordert. Dies
würde für 8 Duzend, die du wolltest, 1536—1728 Franken machen,
zwischen 400 und 500 Taler. Darüber hat sich August entsetzt,
und wir sind übereingekommen, Dir erst zu schreiben. So machten
wir es heute früh ab. Seitdem habe ich dies der Delambre erzählt,
und sie will eine Person fragen, die für eine lingère arbeitet. Wie
eine Hohlnaht französisch heißt, habe ich noch nicht ergründen
können. Aber die Delambre hat sich das Wort von mir deutlich
aufschreiben lassen und wird nun einen Deutschen, den sie
kennt, zu Rate ziehen. Antworte mir ja gleich auf die Schnupf-



tücher. August quält mich sonst zu Tode mit Fragen. Es gibt keinen so verliebten Menschen. Er kommt meist alle Morgen zu mir. Ich warte immer mit dem Anziehen so lange, um weniger Zeit zu verlieren, denn Du glaubst gar nicht, wie wenig Augenblicke ich habe. Er spricht dann, wie natürlich, von nichts als Adelheid, und fragt mich so nach den Datums der Briefe aus, daß, da es gar nicht meine Force ist, die zu wissen, ich alles immer neu nachsehen muß. Dann geht das Quälen an, wann es hier aus sein wird, und wann der Prinz wird nach dem Rhein gehen? Dies Kapitel wird alle Tage abgemacht. Es ist ein innig guter und lieber Mensch. So oft ich beim Restaurateur esse, nehme ich ihn mit, und wir gehen allein in ein Zimmer. Noch jetzt eben wird es der Fall sein.

Du erwähnst der Summe, die wir Adelchen jährlich geben wollen. Meine Meinung ist, daß wir 500 Taler als gewiß ausmachen, aber Jedermann sagen, daß wir sie, nach unserer Möglichkeit, bis 1000 Taler, wie wir können, vermehren wollen. Jetzt könnten wir so viel geben, allein wenn Gabriele auch heiratet, oder wir weniger Gehalt hätten, ginge es nicht. Du, die Du viel reicher warst als Adelheid ist, kriegtest nur 400 Taler. Es ist bis 1809 so gewesen, wo wir wirklich manchmal in recht fatalen Umständen waren, und wir haben lange Zeit ganz unabhängig, die übrige mit schlechtem Gehalt gelebt, und ich habe Dich an die Säulen des Herkules, nach Pästum und nach Arkona gebracht. Was kann man mehr tun? Also muß es mit ihnen auch gehen. Auch ist Adelchen nicht an Aufwand gewöhnt.

Außer für meine Stelle hier und das Auskommen darin wird mir bange. Es ist furchtbar teuer hier, und doch über 26 000 Taler Gehalt zu haben, ist eine reine Unmöglichkeit. Das Mißverhältnis entsteht vorzüglich, weil Preußen eine viel größere Rolle spielt als sonst, und ich nie werde so leben können, wie es der Hof



wünschen müßte und Reisende fordern werden. Auf jeden Fall muß ich suchen, die Miete außer meinem Gehalt zu kriegen.

Mit dem Kanzler geht es besser, aber langsam. Stein hat ihm geraten, beständig zu Hause und zur gleichen Stunde zu essen. Er hat es einen Tag getan, dann nicht mehr, vielmehr gleich drei Tage hintereinander aus. Er ist mit einem Wort in allen Stücken wie Du, liebe, kleine Li, die Du Dich auch nie schonen willst. Ich bin auch in mir überzeugt, daß ich darum so gut mit ihm fertig werde, und er mich so liebt, weil ich zu Dir und Deinem Leben passe. Seine Besserung macht mir eine unendliche Freude, ich kann Dir nicht sagen, wie gut ich ihm bin.

Gneisenau habe ich die Stelle Deines Briefes vorgelesen. Er grüßt Dich herzlich. Die Clausenwitz*), geborene Brühl, ist hier, ich sah sie aber noch nicht.

Lebe wohl, innig teures, liebes Wesen, mein einzig süßes Herz und meine ewige Sehnsucht. Umarme die kleine Frau und die Mädchen.
Ewig Dein H.



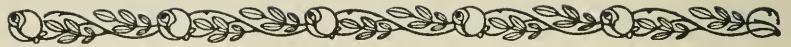
19. Humboldt an Caroline

Paris, 22. August 1815

Gchlabrendorff sehe ich leider sehr wenig. Ich kann es nur zwischen der Konferenz und dem Mittagessen, und da ich meistens nach der ersten wieder ins Faubourg St. Germain fahren muß, so ist es eine zu große Entfernung, um es oft zu tun. Nur einmal habe ich ihn eigentlich ausführlich gesprochen, denn oft, wenn man hinkommt und meistens sind fremde Menschen da, vor denen man sich doch nicht gern ausläßt.

Wenn Du mit ihm über die letzten Jahre und ihre Ereignisse sprichst, werden Dich seine Ansichten auf den ersten Anblick sehr

*) Gattin des preußischen Generals Karl v. Clausenwitz.



frappieren. Auch würden sie gewiß anders sein, wenn er in Deutschland und namentlich bei uns gewesen wäre. Ein von langer Zeit her auf seine Meinung einflößender Umstand bleibt auch die Vorliebe, mit der er sich doch immer die Möglichkeit einer guten und freien Verfassung in Frankreich gedacht, und die Meinung, die er von der Nation hat, die viel günstiger ist, als man sie bei uns zu haben pflegt. Wenn Du hier sein wirst, was ich mir jetzt wieder viel näher denke, sehe ich kein anderes Mittel, wie Du ihn oft sehen willst, als indem Du nachmittags oder abends eine Zeit mit ihm ausmachst, in der Du allein bei ihm sein kannst. Auf sein Ausgehen ist schlechterdings nicht zu rechnen, und so den Morgen kommen ewig und ganz wunderbare Leute zu ihm. Der Bart ist noch immer in der alten Länge.

Ich glaube Dir schon gesagt zu haben, daß ich Gneisenau die ihn betreffende Stelle Deines Briefes vorlas. Daß die Leute sehr auf den Anteil acht gäben, den er an den Konferenzen nimmt, frappierte ihn erstaunlich und so, als sei es eine neue Verantwortlichkeit, die er auf sich lade. Er meinte: Es sei etwas Eigenes mit dem diplomatischen Wesen, das Publikum stelle sich vor, es sei so leicht, was vernünftig sei und dem gemeinen gesunden Sinn entspreche, auch bei andern durchzusetzen, hernach finde sich aber die Sache ganz anders. Auch sucht er sich, unter uns gesagt, sehr von der Sache loszumachen. In vielen Briefen aus Berlin sagt man, daß er Minister der auswärtigen Angelegenheiten sein werde, und Du kannst nicht glauben, was dies selbst auf Menschen beim Departement für eine komische Wirkung macht. Ich für meinen Teil hätte nicht allein nichts dawider, sondern recht sehr viel dafür.

Soeben bekomme ich Deinen lieben Brief, teures Kind, vom 14., der mich unendlich gefreut hat, weil ich sehe, daß es fortwährend gut mit Carolinen geht. Es ist unleugbar, daß der Magnetismus

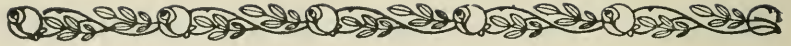


eine Revolution in ihr hervorgebracht hat, der ihre Natur bedurfte. Grüße sie tausendmal.

Beim Magnetismus fällt mir etwas ein, das ich neulich, als ich mit Alexander auf dem Observatorium war, hörte, und das sogar bei leblosen Dingen eine unbegreifliche Sympathie zeigt. Man hat bemerkt, daß, wenn man zwei Pendeluhren an derselben Wand hat, von denen eine steht und die andere schwingt, die schwingende von selbst die andere, ohne sie irgend zu berühren, in Gang bringt, und daß sie dann gleich miteinander fortschwingen. Doch scheint immer ein gewisses Verhältniß der Pendellänge dazu zu gehören. Dadurch ist Bréguet*) auf den Gedanken gekommen, in einem Gehäuse zwei Uhren nebeneinander, aber ohne alle Berührung und mit zwei Zifferblättern zu machen. Im Anfang gingen die Sekundenzeiger natürlich, wie immer bei zwei Uhren, verschieden, aber in kurzer Zeit setzten sie sich in solche Sympathie, daß sie unverrückt zusammen schlugen. Man glaubte, daß die umgebende Luft davon die Ursache sei, allein auch unter der Luftpumpe blieben sie immer unverrückt gleich. Da zwei solche Uhren von selbst eine die Unregelmäßigkeiten der andern ausgleicht, so macht Bréguet jetzt mehrere dieser Art. Da dies wirklich eine der magnetischen ähnliche Wirkung ist, glaubte ich, es würde Dich interessieren.

Über Dein Kommen habe ich Dir neulich geschrieben, geliebte Seele, so daß Du meine Freude gesehen haben mußt, Dich nun früher erwarten zu können. Du hast keinen Begriff von Augusts Ungeduld. Er liebt wirklich die Adel unendlich. Ich muß aber immer bewundern, wenn ich mit ihm, wie beständig der Fall ist, über dies Verhältniß spreche, wie ganz andere Ideen die Leute jetzt haben, als zu unserer Zeit. Gabrielen ist er überaus gut und hält unendlich viel auf sie. Neulich noch sagte er mir, sie müßte einen

*) Abraham Louis Bréguet, geb. 1747, † 1823, berühmter Uhrmacher und Mechaniker.



Mann haben, den sie für das Allervortrefflichste hielte und recht über sich erkannte. Solche Ideen, liebes Kind, nicht wahr, habe ich nie gehabt?

Ich weiß nicht, ob man vielleicht auch in Berlin erzählt hat, daß der König von Sachsen*) denjenigen Offizieren, die in unsere Dienste gegangen sind, hätte den Heinrichsorden abnehmen lassen, Schulenburg**) hat dies hier in einem ostensiblen Briefe an mich förmlich dementiert. Frage einmal Körner, was zu dem Gerücht Anlaß gegeben haben kann. Denn einigen Grund hat es vermutlich.

An eine Änderung in den sächsischen Verhältnissen ist hier nicht zu denken. Überhaupt kommt es gewiß zu keiner Abtretung von Provinzen, ich bin froh genug, wenn man eine von festen Plätzen erlangt. Darin, hoffe ich noch immer, geschieht einiges. Aber die Lage ist, wie Du ganz richtig voraussiehst, sehr schlimm und meine gar nicht liebenswürdig. Ich bleibe auch sehr ungern hier und tue es nur, weil es für mich doch wieder einen Reiz hat, eine schwierige Lage zu behaupten, wenn ich darin allein bin. Denn jetzt kann ich auch in dieser Art an meinem Sein hier keine Freude finden. Das Übel liegt freilich sehr stark in unsern Alliierten, aber es liegt auch in uns. Es fehlt eigentlich die starke leitende Hand, ohne die nichts geht. Indes nimmt die Gesundheit des Kanzlers wieder zu, und insofern hebt sich auch meine Hoffnung.

Der König ist in Paris besonders freundlich gegen mich. Ich habe schon zweimal bei ihm gegessen, das letztemal, gestern, war keiner der anderen Minister, nur der Staatskanzler gebeten, und er spaßte über die Hise, die Prinzessin Bagration***) usw.

*) Friedrich August I., König von Sachsen, geb. 1750, † 1827.

**) Friedrich Albrecht Graf v. der Schulenburg-Klosterode, geb. 1772, † 1853, vertrat 1814 den König von Sachsen beim Wiener Kongreß und unterzeichnete Mai 1815 den Traktat mit Preußen, Österreich und Rußland.

***) Fürstin Katharina Bagration, vgl. Bd. IV, S. 372.



Gegen Alexander hat er (daß ganz unter uns) bei Gelegenheit, daß der Staatskanzler wegen seiner Kränklichkeit wenig zu ihm geht, neulich gesagt: „Ihr Bruder könnte zu mir kommen und mit mir von Geschäften reden. Er weiß ja, daß es mir immer lieb ist.“ Natürlich tue ich es aber nicht. Es würde dem Kanzler auf keine Weise recht sein, wenigstens ihm weh tun, was ich nie tun werde, und würde auch mich noch mehr in ein zerstückeltes Wirken bringen, da der einzige Vorwurf, den man mir vielleicht gerechter Weise machen kann, schon der ist, daß ich leide, seit dem Sommer von 1813 in solchem zerstückelten Wirken zu sein.

Nun lebe wohl, mein Alles, mein inniggeliebtes, süßes Herz.
Ewig Dein H.

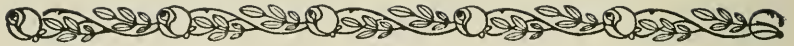


20. Humboldt an Caroline

Paris, 25. August 1815

Uber die Rückkehr kann ich Dir nichts sagen. Das ist gewiß. Der Kaiser Alexander bleibt fest dabei, daß er und seine Armeen nach der Revue, die er am 10. September bei Chalons halten wird, Frankreich verlassen sollen. Daß bis dahin das Arrangement geschlossen sei, ist kaum glaublich. Vermutlich hält er es aber (unter uns) für kein übles Unterhandlungsmittel, seine Plane gegen unsern und Oesterreichs Willen durchzusetzen, wenn seine Armee sich Polen nähert und darin nach seinem Gefallen stehen bleiben kann. Oesterreich, vermutlich nicht ohne Besorgnis dafür, spricht auch von Abmarsch. Was nun daraus wird, ob wir allein bleiben werden, ob nicht, wer kann das bestimmen? Die Lage der Dinge ist nie gleich verwirrt gewesen.

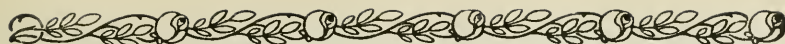
Dabei ist es im Innern von Frankreich so, daß ich nicht an das Bleiben Ludwigs XVIII. glauben kann. Auch glaubt wohl niemand



recht im Ernst daran. Im Mittag von Frankreich gehen alle horreurs vor, die man in der Revolution gekannt hat. Man rechnet die Zahl der dort in den verschiedenen Städten Umgekommenen auf 5000. In Nîmes hat man einen Menschen ordentlich lebendig auf einem Rost gebraten. Diese Dinge rühren nicht von Jakobinern, sondern von durch Angoulême*) angestellten und unterstützten Royalisten her. Wenigstens haben die von ihm Angestellten gewiß dabei konniviert, und auf jeden Fall ist die Partei, die solche Greuel ausübt, eine sich königlich gesinnt nennende. Es mischt sich zugleich Religionshaß hinein. Man beschuldigt die Protestanten, sich über Napoleons Rückkunft gefreut zu haben, und ganz ohne Grund ist diese Beschuldigung nicht, weil die Protestanten Beeinträchtigung ihrer Rechte von der königlichen Regierung besorgten. Nun verfolgen die Katholiken ohne Unterschied die Protestanten und gehen so weit, selbst ihre Häuser zu schleifen. Seitdem der König dem Herzog von Angoulême die Vollmacht genommen hat, die er ihm während seines Aufenthalts in Gent gegeben hatte, geht es allerdings etwas besser, aber gedämpft ist die Unruhe lange noch nicht.

Du fragst mich über den Weg, den Du nehmen sollst, teures Herz. Auf alle Fälle durch die Niederlande, Köln, Lüttich, Namur oder Brüssel. Aber bis Du kommst, muß ich Dich erst noch genauer davon unterrichten. Überhaupt ist noch eine Besorgniß, die ich nicht ableugne, für mich bei Deinem Kommen. Ich kann es mir kaum denken, daß es hier ruhig bleibt. Geht es auch noch so gut, so steht meines Erachtens der König immer nur so, daß er wie ein Kartenhaus umfällt, wenn man ihn anbläst, und es auf dieses Anblasen ankommt. Die Wege sind schon jetzt unsicher und können

*) Louis Antoine de Bourbon, Herzog von Angoulême, geb. 1775, † 1844. Sohn des nachmaligen Königs Karl X. Entsetzte infolge der Juli-revolution mit seinem Vater der Krone.



es leicht mehr werden. Sei sicher, daß ich mich immer danach erkundigen und Dich benachrichtigen werde.

Lebe jetzt innig wohl, mein einzig, ewig geliebtes Wesen.

Ewig Dein H.



21. Caroline an Humboldt

Berlin, 28. August 1815

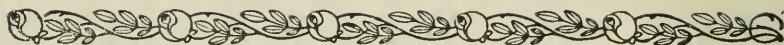
Lieber, teurer Mann!

Mein Überkommen nach Paris sehe ich so an, wie ich es Dir in meinem Brief vom 10. gesagt habe. Die Trennung wird Carolinen immer schmerzhaft sein, allein auf dem Punkt von Genesung, auf dem sie ist, glaube ich nicht, daß es ihrer Gesundheit reellen Schaden bringen kann.

August hat Adelheid sagen lassen durch den gestern angekommenen Kurier, sie solle ein Quartier zum 1. Oktober nehmen mit sechs Pferden Stallung. Ich werde also nun Adelheid meinen Plan entdecken müssen.

Der Kaiser von Rußland braucht natürlich das Mittel seiner Abreise und des Abzugs der Truppen, um sich bei den Franzosen beliebt zu machen. Was geht es ihn an, ob Deutschland gesichert ist! Nach Rußland werden in Jahrhunderten keine Franzosen wieder kommen. Es ist eigentlich sein Interesse, daß Deutschland nicht zu stark werde und vor allem Preußen nicht. Wenn indessen Österreich treu und groß handelte und enger mit Preußen verbunden wäre, so könnte es ihm nichts helfen. Aber, aber! Unsere Lage, finde ich immer, ist sehr kritisch und bedarf großer Klugheit und unermüdlicher Anstrengung, um daß wir nicht übervorteilt werden.

Doch genug davon. Wem sag ich denn das? Du weißt ja alles so viel besser und hast den reinsten und besten Willen. Ach,



daß Metternich dächte wie Du! Wie würde dann das Schlechte und Kleinliche schweigen und sich verkriechen müssen!

Die unglückliche Labédoyère! Wie gerecht und verdient die Strafe des Mannes ist, so schaudert einem doch vor solchem Schicksal. Mir tut das Herz physisch weh, wenn ich daran denke.

500 Taler scheint mir auch eine hübsche Summe zu sein, die wir Adelschen geben als etwas Fizes. Was wir dann mehr tun können, wird Effekt machen. Ach! und wir tun ja gewiß das Mögliche. Schon dadurch erwächst August ein bedeutender Vorteil, daß er umsonst wohnt, und das, was er für Quartier bekommt, zu anderen Ausgaben verwenden kann.

Ich muß hier abbrechen. Ich umarme Dich und richte nun alles vorläufig auf meine Abreise im Oktober ein. Gott, wie werd ich mich freuen, Dich wiederzusehen!



22. Humboldt an Caroline

Paris, 29. August 1815

Für diesen letzten Fall [des Kommens nach Paris] muß ich Dir eine Entdeckung mitteilen, die ich neulich über August gemacht habe, und die mir nicht recht lieb ist. Indes sind die Menschen, wie sie sind, und man kann sie nicht ändern, auch ist die Quelle, aus der dies, was ich Dir sagen werde, stammt, immer gut und lebenswürdig. Wie ich neulich mit August über Dein und sein Quartier und über die Leichtigkeit sprach, daß er mit Dir im nämlichen Hause wohnen könnte, fand ich ihn ganz entschieden, dies nicht zu tun, sondern eine eigene Wohnung zu nehmen. Mit den liebevollsten und gewiß durchaus wahren Versicherungen gegen Dich, mit dem herzlichsten Beteuern, daß er nirgend so gern sei als bei Dir, behauptete er, daß es für eine

40

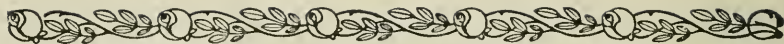


junge Frau doch besser sei, für sich mehr Selbstständigkeit zu gewinnen. Dies geht in die Erziehungsideen ein, mit denen ich nicht sympathisiren kann, weil wir uns unter ganz anderen Umständen geheiratet haben. Aber was viel hübscher und rührender in August ist, ist, daß er sich einbildet, daß der Friede nur kurzdauernd sein wird, daß man nicht aus jedem Krieg so wohlbehalten zurückkehrt, und daß also das Wichtigste, was er im Leben zu tun hat, ist, sich ganz innig und eng mit Adel zu verbinden, wo ihm jetzt die Gegenwart jedes anderen Wesens außer ihnen beiden eine Art der Störung scheint, wenn er auch viel zu zart ist, es so auszusprechen.

Ich sage Dir dies so ausführlich, weil ich auf einmal eine Art Schreck bekommen habe, daß auch der Plan, Carolinen und gar Heyse und Hermann bei ihm und Adel zu lassen, ihm vielleicht im Tiefften der Seele nicht angenehm ist. Dagegen geäußert hat er nie das Mindeste und Leiseste, das kann ich versichern, allein seitdem er die Theorie des absoluten Alleinseins offenbart hat, habe ich auch nie das Herz gehabt, die Sache wieder recht zur Sprache zu bringen. Dir wird das Wirken auf ihn besser gelingen, und Du wirst dann bald sehen, wie es zu machen ist. Auf keinen Fall, denke ich, kann es so weit gehen, daß Du darüber später kämst. Es wäre wirklich traurig, wenn, damit Adel und er recht unauflöslich zusammen wären, wir getrennt sein müßten.

Es ist mir unendlich süß, mit Dir so offen und ohne allen Rückhalt über diese Eigenheit Augusts reden zu können. Wir verstehen uns beide in jeder Beurteilung, wir fühlen beide das Glück für Adelheid, einen Mann gefunden zu haben, der wirklich keinen anderen Gedanken, keine andere Empfindung, als sie, hat. Wir sind beide überhaupt im Leben gewohnt, jeden Menschen in seiner und nicht in unserer Art zu nehmen. Es ist aber sehr wichtig, daß Du von diesem allen genau unterrichtet bist.

Ich gehe zu einer anderen Sache über, die mir aber auch sehr



wichtig ist, zu dem Blücherschen Briefe*). Er hat mich im höchsten Grade interessiert, und Du kannst sicher sein, daß ich niemandem ein Wort davon sage. Es ist nicht recht von dem alten Manne, solche Dinge, wie das übereilte Fordern seiner Entlassung und andere offenbar gegen den Kanzler gehende Phrasen seiner Frau zu schreiben, ohne ihr ein strenges Geheimhalten anzuempfehlen. Es kommen überdies sogenannte Fakta im Briefe vor, die durchaus falsch sind, und ich muß mich, selbst wenn es Dich nicht interessiert, länger dabei aufhalten. Ich wünsche nicht, daß Du von dem, was ich sage, eigentlich Gebrauch machen mögest, aber es ist wichtig, daß Du es wissest. Ohne eigentlich etwas von dem, was ich Dir sage, mitzuteilen, wird es Dich in Deinen Reden leiten.

Du weißt erstlich, wieviel ich auf Blücher selbst halte, wie ich immer von Tepliz aus Grolman geschützt und ihm gezeigt habe, wie gut ich mit Gneisenau bin, Du kennst außerdem meine Unparteilichkeit. Die ganze Blüchersche Darstellung geht dahin, daß er das Rechte gewollt hat und von den Ministern, uns mit eingerechnet, daran gehindert worden ist. Daß er den Frieden mit Frankreich besser gemacht haben würde, als er jetzt gemacht werden wird, will ich sehr gern zugeben. Allein das hätte vorausgesetzt, daß er allein, ohne Alliierte gehandelt hätte. Mit den Alliierten und diesen hätte er wohl viel weniger hervorgebracht, oder man müßte denn annehmen, daß Preußen sich geradezu in Krieg gegen die Alliierten und Frankreich setzen solle. Wenn man aber auf das geht, was ganz in seinem Wirkungskreis lag, so kann man mit Recht behaupten, daß ein anderes System, als das von ihm befolgte, bei weitem besser gewesen wäre. Ich will nicht einmal von den wahren Exzessen und Unordnungen bei

*) Frau v. Humboldt hatte ihrem Gatten am 21. August einen Brief Blüchers in Abschrift geschickt mit den Worten: „Du wirst vielleicht nicht ungern sehen, wie sich der Alte über die Angelegenheiten herausläßt.“



der Armee reden, die doch nun nicht abzuleugnen sind. Allein es ist nicht zu leugnen, daß unsre Armee in ihren Handlungen und Reden das System befolgt hat, Frankreich strafen und sich für das erlittene Unrecht rächen zu wollen, und daß dies System vom Hauptquartier ausgegangen ist*). Das edlere System wäre unstreitig das gewesen, in einer Proklamation den Soldaten zu sagen, daß eine solche Rache ihnen unanständig sei, daß sie durch Ordnung, Disziplin und Billigkeit auf die Franzosen wirken sollten. Die Benutzung des Landes ließ sich alsdann weit systematischer und mit weit mehr Erfolg machen. So ist überall mehr von uns selbst gemachtes Geschrei als Ernst in der Sache gewesen. Wir sind durchaus verhaßt, es heißt durchaus, daß wir lauter Exaktionen und Erpressungen machen, wir haben mehrere Präfekten arretiert und einen nach Aachen geschickt, und weißt Du, welches die ganze Summe ist, die mit allem diesem Lärmen seit dem Einrücken in Frankreich bis zum 20. August bar und in Naturalien herausgebracht worden ist? Fünf Millionen Franken. Es ist wirklich lächerlich. Mit stillen Maßregeln, mit gar keinen Drohungen, aber mit ernstem Vorstellen der Notwendigkeit bei sonst strenger Disziplin und gewöhnlicher Höflichkeit hätte man mehr als das Vierfache erhalten müssen.

Ich weiß wohl, daß Blücher sagen wird, daß die ministeriellen Maßregeln ihn gehindert haben. Aber diese Maßregeln haben erstlich nicht gleich angefangen, und dann hat er uns gerade die Sache erschwert, weil wir immer Gewaltmaßregeln zu verteidigen gehabt haben, die auf's mindeste unnütz waren. Die Rantüne ist zu keiner Sache in der Welt gut, und mit dieser ist immer gehan-

*) Bei den wenigen Berührungspunkten, die zwischen den beiden grundverschiedenen Naturen Humboldts und Bismarcks bestehen, ist es interessant sich hier das Bismarcksche Wort in „Gedanken und Erinnerungen“ B. II, S. 46—73 zu vergegenwärtigen: „Ich erwiderte, wir hätten nicht eines Richteramts zu walten, sondern deutsche Politik zu treiben.“

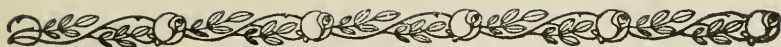


delt worden. Aus Klugheit wenigstens hätte er doch Ludwig XVIII. und seinen Hof nicht ganz vernachlässigen sollen. Allein weil Ludwig XVIII. ihn nicht im vorigen Jahre eingeladen hat, ist diesmal kein preussischer Offizier zu ihm gegangen.

Alle Maßregeln, die im allgemeinen gut sein möchten, aber im einzelnen notwendig Modifikation erfahren sollten, werden mit eiserner Strenge und Einseitigkeit durchgesetzt. So z. B. die Entwaffnung des Landes in den Provinzen, wo wir jetzt stehen. Diese sind ganz königlich gesinnt, es reizt sie ungeheuer, die Waffen abgeben zu sollen, die sie nur mit uns gegen die Feinde des Königs gebrauchen möchten, es ist auch unmöglich, sie ihnen ganz abzunehmen, da sie sie immer verstecken und in der letzten Bedrängnis zerbrechen. Allein man will auf alle Vorstellungen der einzelnen Generale doch nicht die geringste Milderung eintreten lassen. Bei den besten Menschen verkehren sich die Ideen von Recht und Unstand. Selbst mit August habe ich solche Streitigkeiten gehabt. So haben sie fast aus allen Bibliotheken die cassinischen*) Karten weggenommen. Es ist natürlich, daß man gute Karten haben muß, also ist nichts dagegen zu sagen. Aber beim Abmarsch sollte man sie doch wiedergeben. Da sie zu kaufen sind, ist es ein bloßes Mitnehmen von so viel Geld. Allein so etwas ist schwer begreiflich zu machen. Ich bin gewiß kein Franzosenfreund und brauche diesen Vorwurf von niemand zu fürchten. Aber ich kann es nicht genug wiederholen, daß diese Dinge weder dem Staat, noch der Armee nützlich sind und vielmehr den Franzosen Waffen gegen uns in die Hände geben.

Es war natürlich, daß Neid auch bei den Alliierten gegen uns entstand, man muß noch bewundern, wie er wirklich in den

*) So genannt nach César François Cassini, der 1733 die große trigonometrische Vermessung Frankreichs veranlaßte, die von seinem Sohn vollendet wurde, und deren Resultat die „carte topographique de la France“ war.



Österreichern noch nicht ist. Diesen Neid mußte man durch ein recht stilles und gemäßigtes Betragen niederschlagen. Das ist nicht geschehen. Was ich da sage, sage ich nicht von mir allein. Bülow^{*)} Zieten^{**)}, Clausewitz^{***)} reden ebenso.

Auf der anderen Seite ehre und achte ich gar sehr Blüchers Ansicht und die derer, die ihn umgeben, und teile sie selbst. Es wird allerdings jetzt oft diplomatisch verdorben, was gut erstritten ist, und auch diesmal wird Frankreich viel zu gut davonkommen. Allein diese wahrhaft gute Sache hätte nach dem Siegen durch die Armee und den Impuls des Hauptquartiers anders gefördert werden können und müssen als durch ein störrisches Befolgen eines entgegengesetzten und auch irrigen Systems.

Um auf seinen Brief zurückzukommen, so sehe ich nicht, wie der König und der österreichische Kaiser erkannt haben, daß er ganz recht habe. Wenigstens ist nichts danach geschehen.

Was er bewirkt für die Armee nennt, möchte ich schon wahr wissen. Er hat allerdings die Sachen ausgeschrieben und Gewalt an einigen Orten, wo sie nicht einkamen, ausgeübt. Allein es hat bis jetzt nur, was ich Dir sage, gefruchtet, da die Bekleidung der Armee gewiß 40 Millionen erfordert. Erst durch den Kanzler kommt jetzt ein Arrangement darüber zustande. Die 100 Millionen werden, wie man sie hier ausgeschrieben hat, nie einkommen. Man fing es schon darin verkehrt an, daß man nicht einmal Wellington fragte, der doch das gleiche Recht hatte. Hätte man 25 statt 100 gefordert, so hätte man sie, jetzt hat man nichts.

Blücher ist ein trefflicher Mann, gegen den ich nichts zu sagen gemeint bin, Grolman in andrer Art auch. Allein ihre Ansicht

^{*)} Friedrich Wilhelm v. Bülow, seit 1814 Graf von Dennewitz, geb. 1755, † 1816.

^{**)} Hans Graf v. Zieten, geb. 1770, † 1848 als Generalfeldmarschall.

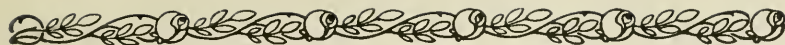
^{***)} Karl v. Clausewitz, geb. 1770, † 1841. General.



über die Mittel zu ihren Zwecken kann ich nicht teilen und habe es einzeln Grolman selbst gesagt. Es ist dabei ein Unglück bei uns, daß sehr oft der einzelne glaubt, das Ganze gehe nicht wie es solle, und es könne nur besser werden, wenn er auf jede Weise um sich her wirke. Mir ist die ganz entgegengesetzte Handlungsweise eigen; ich weiß wohl, daß man mir Schuld gibt, nicht genug zu handeln und zu viel geschehen zu lassen, ich bin auch manchmal mit dem, was geschieht, unzufrieden, ich bin aber fest überzeugt, daß ein Eingreifen, ein Handeln außer der festen Form, auch in der besten Absicht unternommen, ein schädliches Handeln ist, und darum ziehe ich mich lieber in solchen Fällen zurück. Nur wer in seinen Grenzen und mit aller Verantwortlichkeit handelt, kann Gutes wirken, außerdem ist es nie ein ganz nützliches und oft schädliches Stückwerk. Der Kanzler hat sich in diesen ganzen Alterationen mit Blücher, von denen ich, wenn er es nicht zuerst täte, nie gesprochen haben würde, mit einer Mäßigung und Würde betragen, die ihm die größte Ehre macht.

Ganz schlecht wird übrigens das Arrangement mit Frankreich vielleicht doch nicht. Ich tue, was ich kann, allein ich gehe davon aus, nicht so zu handeln, daß es Geschrei macht, daß die Leute in Berlin sagen, ich dünkte wohl so oder so, könne aber nicht durchdringen, sondern so, wie es praktisch von Nutzen ist, wenn auch das Resultat nicht sehr in die Augen fällt. Ich will noch immer lieber mich wegen eines zu kleinen tadeln lassen, aber in mir wissen, daß ohne mich ein noch kleineres herausgekommen wäre, als auf eine stolze Weise tadeln und zurücktreten. Ich bin nun einmal so, daß ich in allen diesen Dingen vorzüglich nur die Pflicht achte, und das gibt mir eine Sicherheit und Ruhe und eine Unabhängigkeit von der Beurteilung anderer, die mir natürlich sind, und die ich mir darum im geringsten nicht zum Verdienste anrechne.

Du weißt, daß man von Berlin aus häufig hierher schrieb,



Oneisenau werde Minister der auswärtigen Angelegenheiten. In hiesigen Zeitungen stand es auch. Ich weiß nicht, ob das ihn verdrossen hat, er hat sich aber seit mehr als drei Wochen ganz von den Konferenzen zurückgezogen. Der Kanzler geht oft auch nicht hin, und so bin ich sehr häufig allein darin. Es gehört nicht zu den liebenswürdigen Geschäften, und wie wenig die andern mich lieben, wirst Du einsehen, wenn ich Dir sage, daß Metternich jetzt mein größter Freund ist. Aber ich habe gerade zu Konferenzen mehr Talent, als zu anderen Dingen, und so weigere ich mich nicht, das auf mich zu nehmen.

Lebe innigst wohl, mein einzig theures, inniggeliebtes Wesen.

Die Ba[gration] ist angekommen; als ich heute (!) in ihre Stube trat, war der Ofen im Eßsaal geheizt, und alle Kamme loderten.



23. Caroline an Humboldt

Berlin, 31. August 1815

Estern habe ich denn den Kindern in Hinsicht auf unsern Plan gesagt. Ich erwartete eine betroffene Stimmung in Carolinen, allein es ging leidlich damit. Sie sagte und zeigte zwar, daß es ihr sehr weh tue, einige Monate von mir entfernt zu sein, allein der Wunsch, unausgesetzt in Wolfarts Pflege zu bleiben, schien doch überwiegend. Adelheid wird mehr fühlen, daß sie doch auch etwas mit mir verliert, wenn ich fort sein werde, als jetzt, wo sie in Erwartung und Sehnsucht nach dem lieben Mann eigentlich lebt und aufgeht. Gabrielle war die eigentlich am tiefsten bewegte. Sie hatte die Augen in Tränen schwimmend und warf sich mir mit dem Ausdruck der innigsten Liebe in die Arme.



Ich sprach mit den Kindern in Wolfarts Gegenwart, den ich früher präveniert, weil er so etwas Mildeß, Ausgleichendes in seinem Wesen hat, und ich mehr Aufgeregtheit in Carolinen vermutete. Allein Caroline blieb sehr gehalten. Sie sagte selbst, daß sie einsehe, daß wir nicht immer so getrennt sein könnten, und wenn Du länger in Paris bliebest, so würde sie ja hoffentlich im Sommer 1816 so gesund sein, daß von ihrer Seite keine Verhinderung mehr obwalten würde, mich nach Paris zurückzubegleiten. Wünschen aber täte sie freilich mehr, Du kämst hierher. Nun, mein liebsteß Wesen, ich werde also kommen, wenn August angekommen ist. . . .

Der Kanzler hat, wie mir jemand hier für ganz gewiß sagen wollte, in Paris sein Testament gemacht. Der Gute muß sich doch wohl sehr schwach gefühlt haben. Ich habe zu dem Kanzler, den ich doch nur einmal hier sah und sprach, wie man wohl so zum ersten Male bei einer Bekanntschaft spricht, ein solches Gefühl wie zu einem teuren Wesen, das man pflegen, dem man recht viel und mit eigener Aufopferung zuliebe tun möchte, und gerade darin einen rechten Genuß findet. Du verstehst mich gewiß. Er hat etwas ungemein Anziehendmenschliches, und das air de grand-seigneur, was er in hohem Grade hat, hat jenes nicht verdrängt. Da habe ich denn auch das vornehme Aussehen eigentlich recht gern.

Ich habe recht in mir lachen müssen, daß Du findest, daß ich solche Gemütsähnlichkeiten mit dem Staatskanzler habe. Allein es scheint nur in seinen Fehlern, daß er sich nicht schonen will usw. Wer kann sich schonen? Da müßte man nicht leben!

Adieu, mein Herz!





24. Humboldt an Caroline

Paris, 1. September 1815

Wie es mit den Unterhandlungen hier gehen wird, läßt sich zwar mit vollkommener Bestimmtheit jetzt noch nicht voraussagen. Allein allem Anschein nach ist das Resultat weit unter den billigsten Erwartungen. Ich weiß, daß Du damit niemanden im voraus unruhig und unzufrieden machen wirst. Die einzige und wahre Ursache davon ist Rußland, die mitwirkende England, die nicht hindernde Österreich. Preußen ist unschuldig daran, es hat getan, was unter den Umständen möglich war. Mehr zu tun, weiter zu gehen, würde Dinge voraussetzen, die, wie Menschen und Sachen sind, zu den Unmöglichkeiten gehören. Übrigens ist indes freilich noch nichts in letzter Instanz entschieden.

Auch die vier Rabinettsminister, die über diese Angelegenheit allein ihre Konferenzen halten, sind noch nicht zu einem Schluß gekommen. Die Sachen stellen sich nur so, daß ich dies Ende voraussehe. In welcher Zeit nun das Endarrangement zustande kommen wird, ist schwer und kaum möglich vorauszusagen. Wie die Mächte unter sich einig sind, muß mit Frankreich unterhandelt werden. Bei dem allen gehen die Souveräne am 9. zu einer russischen Revue in die Champagne und etwa am 25. zu einer österreichischen nach Lyon, indem sie zwischen beiden Revuen zurückkommen.

Ob bis dahin nun alles beendet sein wird, wie läßt sich das bestimmen? Ich glaube immer, daß es noch gar die schöne Wendung nehmen wird, daß man während der Anwesenheit der Souveräne bloß Präliminarien unterzeichnet, und das übrige den weiteren Verhandlungen überläßt. Es heißt, daß der Kaiser Alexander mit dem Kaiser Franz*) nach Mailand gehen wird. In diesem Fall würde ich unserm König auch sehr dazu raten.

*) Franz II., Kaiser von Österreich, geb. 1768, † 1835.



Denn so ein paar Kabinette allein zu lassen, tut nie gut. Daß es im September wirklich zu einem endlichen und gänzlichen oder zu einem vorläufigen und nur die Hauptpunkte betreffenden Schluß kommt, ist meine feste Meinung. Mit dem Gold und den Bekleidungen ist man nun wirklich fertig. Wir bekommen für beides 47 Millionen Franken, wofür das Gouvernement schon Sicherheiten gegeben hat, mit denen Bülow*) zufrieden ist.

Schrieb ich Dir schon, daß Canova**) hier ist, um die Kunstwerke zurückzufordern? Es geht auch damit sehr närrisch. Eigentlich sind alle für das Zurücknehmen. Von uns brauche ich nicht zu reden. Unter den Russen interessiert sich Razoumoffsky***) laut für den Papst.

Der Staatskanzler ist so gut als ganz wiederhergestellt und in voller Tätigkeit.

Von den Schnupstüchern wird ein Duzend zur Probe gemacht für 17 Franken das Stück. Die Ba[gration], stell Dir vor, hat hier jetzt auch welche gekauft, aber zu 4 Karolin (96 Franken) das Stück. Das ist doch eine offenbare und große Torheit. . . .



25. Humboldt an Caroline

Paris, 6. September 1815

August ist heute früh mit dem Prinzen von hier abgereist. Sie gehen zum General Bülow, wo auf einem Schloß Villebon, das Sully†) bewohnt haben soll, ein Fest zur Feier der Schlacht von Dennewitz gegeben werden soll. Ver-

*) Ludw. Friedr. Hans Graf v. Bülow, geb. 1774, † 1825, Neffe Hardenbergs, seit 1813 preußischer Finanzminister.

**) Antonio Canova, geb. 1757, † 1822, italienischer Bildhauer.

***) Andrei Cyrillowitsch Graf Razoumoffsky, geb. 1752, † 1836, russischer Staatskanzler.

†) Maximilian Béthune Herzog v. Sully, geb. 1560, † 1641, bedeutender Staatsmann unter Heinrich IV.



mutlich besucht dann der Prinz auch seine eignen Truppen und kommt etwa in fünf Tagen wieder zurück. Er behauptet, dies ganz unter uns, zu wissen, daß Gneisenau dagegen arbeitet, daß sein Prinz an den Rhein komme. Da dies nun auch in die Pläne mit Adelp ein schlägt, so kannst Du denken, daß er das gar hoch aufnimmt. Kurz alles, was man bei ihm berührt, dreht sich um die liebe Kleine, und wir sind wirklich mehr als gewöhnlich glücklich gewesen auch darin, dies so zu finden. Denn so rein, so treu, so tief und so gar nicht selbstsüchtig leidenschaftlich einer Frau ergeben zu sein, ist unendlich selten.

Auf Dein Kommen rechne ich ganz gewiß, süße Seele. Ich höre auch jetzt nichts von der Unsicherheit der Straße auf dieser Seite. Ich habe ein Haus so gut als gemietet in der Rue de Lille Nr. 53 vom 1. Oktober an auf sechs Monate. Es ist ein ganzes Haus, wo nur wir darin sind, *entre cour et jardin*. Die unterste Etage ist ganz in Seide, reich und geschmackvoll möbliert, und die Meublen so gut als neu. Für dies Haus mit den Meublen gebe ich für sechs Monate 8000 Franken. Du wirst sagen, daß ich noch hätte warten können und wahrscheinlich einen oder zwei Monate für Miete wohnen werde, wo ich einquartiert zu wohnen fortfahren könnte. Aber ich habe ganz auf Dein Kommen gerechnet, und mit seiner Frau ganz breit einquartiert zu leben, ob es gleich all unsere Staats- und Geheimen Staatsräte und Bülow, und ich weiß nicht wer tun, geht ganz gegen meine Empfindung. Nur die Notwendigkeit des Geschäfts, die auf die Frau nie übergeht, macht, besonders bei Zivilpersonen, die Einquartierung noch erträglich. Ich wohne immer ungern so. Es ist immer eine Last und eine höchst empfindliche, die man verursacht.

Ich glaube, daß ich Dir schon schrieb, daß ein ganz vorteilhaftes Arrangement mit der hiesigen Regierung gemacht ist, vermöge dessen sie uns 10 Millionen für Gold und 37 für Beklei-



dung zählt, daß aber nun auch alle Einmischung in die französische Administration aufhören soll. Altenstein ist, um das einzurichten, bei Blücher gewesen und hat den Alten, wie Grolman sehr vernünftig und nachgiebig gefunden. Es kommt wirklich sehr oft nur auf die Art an, die Dinge zu machen. Auch mit dem Betragen der Truppen sollen die Einwohner sehr zufrieden sein.



26. Caroline an Humboldt

Berlin, 4. September 1815

Mein theures Herz!

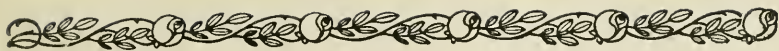


Ein am Freitag empfangener Brief vom 22. August hat mir sehr viel Freude gemacht. . . .

Was Du mir von Schlabrendorff sagst, hat mich nicht so sehr frappiert, als Du glaubst. Wenn man, wie er, sich das ganze Leben hindurch mit einer Lieblingsidee und noch dazu mit einer so schönen wie die einer freien Verfassung für ein großes Volk beschäftigt hat, so scheidet man nicht davon, besonders nicht an der Neige des Lebens. Auch muß das deutsche Wesen ihm doch fremd geworden sein, denn da dem Menschen die Allgegenwart nicht gegeben ist, so kann er sich nicht hineindenken und sieht nur noch die Zeiten Friedrichs des Großen hier.

Es ist doch eigentlich unbeschreiblich, was mit dem bloßen Sein in einem deutlich wird, und alles, was auch über den Geist einer Zeit oder einer Nation geschrieben wird, belebt einen nicht so mit einem klaren Erkennen als das Dasein, die Gegenwart, die verschiedenartigen Berührungen, in die man kommt.

Ich muß mich wundern, wie Gneisenau die Berliner nicht mehr kennt, um nicht zu ahnden, welchen Eindruck sein Gehen und Arbeiten in den Konferenzen gemacht hat und noch macht. Daß er zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten bestimmt sei, habe ich nicht sagen



hören, die allgemeine Ansicht ist wohl mehr die, daß er den Staatskanzler abhalten werde, unvorteilhafte Bedingungen für Preußen zu machen. Der gute Staatskanzler ist nicht geliebt, und weil die Resultate der Diplomatie nie glänzend wie die einer Campagne sein können, so wirkt beinahe ein jeder einen Stein auf ihn.

August hat an seine Mutter so pressant über ein Quartier geschrieben, als wenn er den 1. Oktober hier sein könnte. Ich mußte, um nur die Mutter zu steuern, ihr sagen, wie ich über mein Hierbleiben denke. August scheint veressen darauf zu sein, mit Adelheid allein zu sein. Hermann und Heyse können aber meiner Einsicht nach recht gut mit in dem Olsenschen Hause wohnen, denn ich wüßte nicht, was August und Adelheid mit dem weitläufigen Quartier machen wollten. Du führst unser Beispiel an, mein Süßes, aber andere Zeiten, andere Sitten. Ich glaube behaupten zu können, daß eigentlich nur sehr wenig Menschen so einfach wie wir von Natur sind. Unsere Kinder sind es schon bei weitem nicht. Am meisten noch ist es Caroline.

Ja wohl hat August mitunter sonderbare Ideen über das eheliche Verhältnis. Gabrielle liebt er so, daß, wenn er nicht Adelheid geliebt hätte, er unstreitig unendlich verliebt in Gabriellen geworden wäre.

Man macht hier Wetten auf Neys Leben und Begnadigung. Ich muß gestehen, auch ich glaube nicht, daß er verurteilt wird. Labédoyère ist der Sündenbock gewesen. Heimlich wird man sagen, die Emotionen müßten zu vielfach sein, man mache Ludwig XVIII. verhaßt usw., allein eigentlich will man solche Leute wie Ney erhalten. Es ist auch horrend, daß solche Menschen, wes Namens sie sind, fallen, und Fouché*) lebt und die höchste Gewalt in Händen hat.

*) Joseph Fouché, Herzog von Otranto, geb. 1759, † 1820, Polizeiminister unter Napoleon I. und Ludwig XVIII.



Ich schließe, Deine heut zu erwartenden Briefe sind noch nicht da. Der Adel ihre Wäsche und Kleider werden jetzt zur Ausstattung gemacht. Im vorigen Monat habe ich allen drei ragazze wattierte Mäntel machen lassen, die netto 75 Taler gekostet haben. Auch habe ich Schleiermacher^{*)} eine Uhr geschenkt, kostet 98 Taler.

Adieu!



27. Caroline an Humboldt

Berlin, 7. September 1815

Indem ich das Datum schreibe, bekomme ich Deine Nr. 21^{**)}, mein teuerstes Herz. Adelheid und Gabrielle sind seit Dienstag früh in Tegel. . . .

Es sind auch zwei Briefe von August an Adelheid mit dem Kurier gekommen, die ich ihr soeben mit dem Milchwagen hinauspediert habe. In diesen, hoffe ich, wird August ihr seine wahre Meinung über das Sein hier an den Tag geben, und den Rückklang werde ich bekommen, wenn ich Adelheid sehe, die ich Sonntag von Tegel abholen werde. Denn ich habe August deutlich meine Absicht gesagt, nach Paris zu gehen, wenn er zurückkäme und die Zügel des häuslichen Regiments übernehme. Daß er mir darauf noch nicht geantwortet, daß er, seitdem er diesen Brief haben muß, seiner Mutter dringend um ein Quartier zum 1. Oktober geschrieben, ist mir ein leiser Wink, daß dies Arrangement ihm nicht lieb ist. Was Du mir nun in Deinem eben heut empfangenen Brief sagst, war mir nicht ganz unerwartet. Doch ist es mir, ich kann es nicht leugnen, schmerzlich. Das schönste und vollständigste Sein in einem Menschen ist, wenn er die Bedürfnisse seines Herzens mit dem Leben in eine Harmonie

^{*)} Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher, geb. 1768, † 1834, Bahnbrecher der neuen protestantischen Theologie.

^{**)} Brief vom 29. August.



zu bringen vermag. Hier, dünkt mich, ist viel gegeben, ein zu ängstliches Modeln könnte leicht sehr unwohlthätig sein. Was heißt das eigentlich, er müsse die Zeit so benutzen, damit er und Adel sich im tiefsten Herzen erkannten usw. Die Liebe, das Erkennen, das aus ihr hervorgeht, ist keine Wissenschaft, sondern eine Flamme, die mächtig das Innere belebt und ergreift und auf alles Äußere einen heiligen Glanz wirft.

Doch ich will nicht mehr darüber schreiben, wir sprechen wohl einmal darüber, doch wann nun? wird mir zweifelhafter, denn dies, fühl ich, geht nicht, und weil ich das fühle, darf ich es nicht vor Adel zum Aussprechen kommen lassen.

Den 8.

Je mehr ich, mein süßes Leben, über Deinen vorigen Brief nachdenke, je deutlicher ist es mir, daß August nicht die Sorgen einer Häuslichkeit übernehmen will, wie er es täte, wenn ich fortreiste, und Caroline in seinem Schutze bliebe. Ich gestehe, daß es mir unerwartet gekommen ist. Mit Frau v. Hedemann sprach ich gestern über die Notwendigkeit, ein Quartier zu nehmen, und sie zeigte mir bei dieser Gelegenheit Augusts Brief, den ersten vor dem 26. geschriebenen. Er sagt in selbigem deutlich, er wünsche mit Adelheid allein zu wohnen, es sei gut, wenn sie sich gewöhne selbstständig zu stehen, auch könnte es im Hause, da sie die jüngere Schwester sei, unangenehme Kollisionen mit der älteren Schwester geben, die störend würden. Er fügt dann freilich noch viel Liebes und Zärtliches für mich hinzu, allein, mein bester Wilhelm, sein Wunsch ist sehr klar ausgesprochen, und ich gestehe, daß ich, da sich dies alles in ihm so stellt, Carolinen nicht ohne Besorgnis bei ihm lassen würde. Denn fühlte sie sich nicht gern gesehen und liebend getragen, so könnte das schlimm wirken.

Also, mein geliebtes Leben, ci vuol pazienza! — Entsagen ist ein Wort, dessen ganze gewichtige Bedeutung das Leben einen



jeden Tag mehr lehrt. Behalte Du mich nur recht lieb, wie ich Dich, im Frühjahr komme ich dann mit Carolinen und Gabriellen. Wenn Deine Stelle dauernd wird, d. h. wenn sich die öffentlichen Dinge beruhigen, hat Caroline sich schon ganz hinein ergeben.

Man sagt hier, der Kaiser von Rußland und die beiden Großfürsten würden einige Tage hier bleiben, und die Verlobung beider Großfürsten mit Prinzess Charlotte*) und der Nichte des Königs, Prinzess Friederike**) Louis, würde statthaben. Sarà? non lo so.

Das Wegziehen der russischen Armee unter den in Frankreich obwaltenden Umständen und den notwendigen Folgen, die das auch für die anderen Armeen hat, ist immer eine nicht erfreuliche Sache und ließe auf manchen tieferen Plan Rußlands schließen. Ach Gott, mein Herz, wo man hinblicken mag, überall ist doch nichts wie Verwirrung, und wer von den jetzt Lebenden wird das Ende dieser Kämpfe sehen, die man zu dem schon vorhandenen Stoff auch noch ausfäet!!



28. Humboldt an Caroline

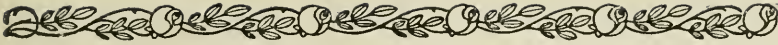
Paris, 9. September 1815



.....
Will man, was in dem Frieden der Nation mißfallen kann, den Ministern zuschreiben, so fällt es jetzt mehr wie je auf den armen Kanzler. Kein Mensch als er ist bei den Konferenzen über die Endarrangements, und kein Mensch brauchte also die Verantwortlichkeit zu teilen, selbst dann nicht, wenn andere, wie z. B. ich, auch den Frieden mit unterschreiben sollten.

*) Prinzessin Charlotte, älteste Tochter Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise, geb. 1798, † 1860 als Kaiserin von Rußland.

**) Prinzessin Friederike, geb. 1796, † 1850, verm. 1818 mit Leopold, Herzog von Dessau.



Der Staatskanzler wird überdies schon genug einen harten Stand haben, da man auch in der inneren Verwaltung mit vielen Dingen unzufrieden ist, und man nicht leugnen kann, daß manche arge und böse Fehlgriffe da gemacht worden sind. Übrigens wundere ich mich nicht über dies Gerede.

War nicht dasſelbe neulich der Text des Blücherschen Briefes und in wie vieler Leute Hände mag der gekommen ſein? Schreiben nicht höchſtwaſrſcheinlich ſo auch eine Menge anderer Offiziere ſelbſt ohne im geringſten gerade übelgeſinnt zu ſein? Die Gründe liegen am Tage. Es iſt wirklich wahr, daß die Friedensarrangements, die auf die Kriege ſeit 1813 gefolgt ſind, für Preußen weder ſo glorreich noch ſo nützlich geworden ſind, als die Kriegserfolge dazu berechtigt hätten. Das liegt in den natürlichen Verhältniſſen der Dinge. Die Armee und die Nation war und iſt in großem Feuer, ſie ſetzte alſo ihrem Mut gar keine Schranken, ſie ſocht überall mit der äußerſten Anſtrengung, und man ließ ſie da recht gern die erſte ſein.

Bei der Unterhandlung aber wurde das Gewicht nicht gerade durch dieſe Anſtrengungen hervorgebracht, ſondern durch die natürlichen Kraftverhältniſſe Preußens, die natürlich ſo groß nicht ſind. Der Staatskanzler weiß außerdem, daß der König es nicht zu Extremen kommen läßt, die andern wiſſen es noch mehr. Alſo fehlt unſern Worten der von der That imponierende Nachdruck. Auf Krieg mit allen Alliierten können wir uns unmöglich einlaſſen, und einen Bundesgenoſſen unter den andern finden wir ſchwer. Öſterreich wäre der einzige, auf den man vielleicht zählen könnte; nun aber weiſt Du, wie ſchwach Metternich iſt, wie er immer dem Haufen folgt, und wie er ſelbſt wieder eine innere Furcht vor Preußen hat.

Denn es iſt nicht zu leugnen, daß zu den Nachtheilen, in denen wir ſind, noch die beiden hinzukommen, einmal daß unſere geographiſche Lage uns faſt immer, wo wir unſern Vorteil befördern



wollen, zu Planen zwingt, die anderen direkt entgegen sind, dahingegen Rußland am Herzogtum Warschau, Österreich an Italien Länder fanden, in denen sie freie Hand hatten. Endlich, und das ist nur zu wahr und schadet jetzt mehr als je, haben die anderen Kabinette, und namentlich Österreich, eine Furcht vor den, wie sie es nennen, revolutionären Elementen, die bei uns und in unserer Armee herrschen sollen.

Wir stehen in allen Fragen, die jetzt verhandelt werden, auf einer Linie der Rechtsansicht, welche niemals die ihrige sein wird, ja die mitunter ihr eigenes Verfahren geradezu mißbilligt. Dies wendet sie von uns ab und flößt ihnen das Mißtrauen ein, zu dem sich jetzt noch der Neid auf den Waffenruhm gesellt. Niemals wirkten diese allgemeinen Gründe so stark als jetzt, denn alle anderen Alliierten sind an sich und durch ihre Minister mehr oder minder mit Frankreich verbunden, teilen mehr oder minder seine Gesinnungen. Alle fürchten sich vor den Forderungen Preußens, wenn man es zu hoch emporkommen läßt.

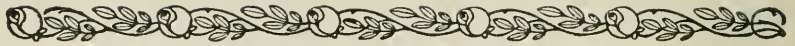
In dieser höchst nachtheiligen Lage muß der Staatskanzler unterhandeln, und ich behaupte, das Resultat wird noch immer besser werden, als ich, der ich die individuelle Lage genau kenne, mir es dachte, da ich Berlin verließ; wie ich denn überhaupt immer und ewig dabei bleiben werde, daß, [wenn] der Staatskanzler zwar ganz evident manchmal Fehler in den Unterhandlungen begeht, die in seinem Charakter liegen, er sie auch immer wieder durch eben diesen Charakter gut und oft mehr als gut macht. Wenn sich daher auch Leute mit Wahrheit berühmten, die Fehler nicht zu begehen, so wären sie darum noch weit entfernt, ihm gleich zu stehen.

Wenn ich sagte, daß er Charakterähnlichkeit mit Dir hätte, so meinte ich gewiß seine besten Seiten. Da dies gerade die am tiefsten aus der Natur hervorgehenden sind, so sind sie freilich auch mit einigen kleinen Fehlern am nächsten verwandt, und so geht die



Ähnlichkeit auch darin über. Aber seine inneren und wahren Gesinnungen, seine ersten Bewegungen würden Dir immer wie aus der Seele geschnitten sein. Auch das tief edle und ganz und gar nicht leer vornehme Wesen, aus dem die echte Würde entsteht, ist in euch beiden. Dann sind freilich, wie natürlich, die größten Verschiedenheiten. Seine Heftigkeit bricht nach außen aus und verbraucht gleich, Du bist immer sanft und mild, aber das Gefühl untergräbt Dich innerlich. Er ist sinnlich und leichtsinnig, wovon keine Spur in Dir ist. Aber traurig ist's allerdings zu sehen, daß die meisten Menschen, die ihn umgeben, mehr seine leichten Seiten benutzen, als die tieferen und edleren zu schätzen wissen.

Der Kaiser von Rußland ist, wie ich Dir oft sagte, das wahre und fast einzige recht große Hindernis bei der Ausföhrung jedes gerechten und vernünftigen Plans. Sein eigentlicher Grund ist, darüber waltet mir kein Zweifel ob, daß er nicht will, daß Preußen und Deutschland durch sich selbst sicher sein sollen. Im Munde aber führt er nichts als moralische Gründe, daß man die Heiligkeit des Unternehmens dieses Krieges nicht durch Eigennutz entweihen, daß man auf nichts hinarbeiten muß, als die legitime Regierung in Frankreich zu befestigen, und davon, als von dem Ende der Revolution, die sittliche und politische Verbesserung Europas abzuwarten. In diesen Begriffen geht er nun auch sogar auf mystische Art weiter. Da er seiner einseitigen Erziehung nach gar keinen Begriff von etwas anderem als russischer Barbarei und französischer Kultur hat, so hat alle Unsittlichkeit und Verderbtheit der Welt, die nun außer Frankreich gar nicht vorhanden ist, nur in Frankreich und in der Revolution ihren Ursprung genommen, und durch den ungeheuren Einfluß, den in seinem irrigen Wahne Frankreich durch Sprache, Literatur und ich weiß nicht was auf das übrige Europa ausübt, kann auch die Heilung und Bekehrung nur von Frankreich ausgehen. In Frankreich selbst muß sie durch den legitimen König



geschehen, dem man ja kein Haar krümmen muß, und so siehst Du, wie das mystische Raisonnement zum ganz platt eigennützig Russisch-politischen zurückführt.

Daß dies so im ganzen wahr ist, leidet keinen Zweifel. Es ist auch sicher, daß, wie ich Dir öfter schrieb, der Kaiser alle Woche einige Abende bei Frau v. Krüdener*) zubringt, die ihn in diesen Ideen bestärkt, und die ich mir, ob ich sie gleich nicht selbst kenne, als ein Gemisch ursprünglich deutscher Empfindsamkeit und französischer Erbärmlichkeit, wie sich das in der elenden Valérie**) ausspricht, denke. Ob zugleich die Details und Anekdoten wahr sind, die man erzählt, lasse ich dahingestellt sein. Die neueste ist, daß Labédoyère ihr im Traum erschienen sei, ihr ungefähr das oben auseinander-gesetzte System entwickelt und sie mit einem Kuß auf dem Halse entlassen habe, von dem ihr beim Erwachen ein schwarzes Stippschen geblieben sei, das nun vom Kaiser in gleicher Heiligkeit gehalten werde. Bei solchen Leuten ist alles möglich, und die Sucht, den Labédoyère, der nichts als ein ganz gemeiner liederlicher Mensch und nachher ein bloßer Verräter war, zu einer Art Heiland zu machen, dessen Blut hat fließen müssen, den man aber allgemein bejammern muß, ist ja sogar auf die französischen Zeitungen übergegangen.

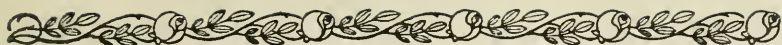
Was die Engländer so an dies russische System bindet, ist schlechterdings nicht zu begreifen. In England selbst ist die Stimmung dergestalt gegen Castlereagh***) und Wellington deswegen, daß sie Mühe haben werden, sich in ihren Stellen zu erhalten. Auch der Prinzregent†) war gegen sie. Da sie aber ihm haben durch

*) Barbara Juliane v. Krüdener, geb. v. Vietinghoff, geb. 1764, † 1824, die bekannte Pietistin.

**) Roman in Briefen der Frau v. Krüdener.

***) Geb. 1769, † 1822, seit 1812 englischer Minister des Auswärtigen.

†) Georg IV., König von Großbritannien und Hannover, geb. 1762, † 1830, führte für seinen geisteskranken Vater von 1811 bis zu dessen Tod 1820 die Regentschaft.



Stewart*) erklären lassen, daß sie ihren Abschied nähmen, wenn er nicht in ihr System einging, und der Regent dadurch noch mehr in Verlegenheit gesetzt wird, so hat er nachgegeben.

Persönlicher Weise kann man sich die Sache dadurch erklären, daß Wellington durch die Russen und namentlich Pozzo di Borgo**) hat auf sich wirken lassen, und daß sein entschiedener und herrischer Ton Castlereagh unterjocht hat. Vernünftige Gründe kann man keine absehen, als daß sie sich, wenn Abrüstungen in bedeutender Größe vor Frankreich geschähen, vor dem Streit über ihre Verteilung fürchteten, und daß sie in der sicherlich irrigen Meinung stehen, daß durch eine Abrüstung eher Krieg mit Frankreich, als durch eine temporäre Besetzung erregt wird.

Österreich wankt, billigt im Innern unsere Plane mehr als die entgegengesetzten, aber fürchtet sich eigentlich, sich mit uns, als mit Leuten, deren Grundsätze immer weiter führen können als man will, zu verbinden, und sträubt sich über alles, die Trägheitskrücke dieser vierköpfigen Allianz zu verlieren. Es ist daher wohl auf unserer Seite, aber immer mit tausend wieder alles Gute wegnehmenden Einschränkungen und Mittelwegen.

Aus allem diesem wird nun, soviel man sich erlauben kann zu weisfagen, daß gewiß Sardinien sein Savoyen bekommen, Landau abgerissen und Österreich zur Disposition gegeben werden wird, wir Saarbrücken und die Festung Luxemburg erhalten werden, der König der Niederlande die Stücke Belgiens, die im vorigen Jahr Frankreich gelassen wurden; vielleicht Hüningen an die Schweiz fällt, Bitche auch zu Österreichs Disposition kommt, wir Saarlouis und die Niederlande einige Festungen kriegen. In beiden Fällen bleiben 150 000 Mann in Frankreich stehen und besetzen, vermutlich

*) Vgl. Bd. IV, S. 226.

**) Russischer Diplomat, geb. 1764, † 1842, Korsikaner, russischer Gesandter in Paris.



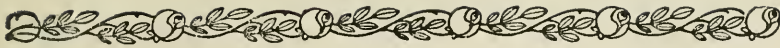
sieben Jahre lang, die Hauptfestungen von Belgien an bis zur Schweiz, theils um zur Unterstützung der Regierung zu dienen, theils um die Kontributionszahlung zu sichern.

Dies hat nun allerdings sein Gutes, da die Gebietsabtretungen so beschränkt sind, allein an sich ist es eine absurde Idee, einer wahrlich nicht bis auf diesen Grad gedemüthigten Nation eine europäische Zuchtarmee auf den Nacken zu setzen, und muß in ewige Streitigkeiten und vielleicht zuletzt neue Kriege verwickeln. Es wäre unstreitig viel einfacher gewesen, den Elsaß mit Straßburg, einen Theil Lothringens und einen Hennegaus mit den Hauptfestungen abzureißen und dann bloß ein paar Orte bis nach Bezahlung der Kontribution zu besetzen. Daß man einer Nation Provinzen nimmt, die sie selbst ehemals genommen hat, ist weder ungerecht noch unnatürlich, allein daß man ihr vorschreibt und die Nase darüber hält, wie sie sich regieren lassen soll, was wenigstens drei von denen, die es tun, selbst nicht verstehen, ist das eine und das andere. Wie man von dem Plan hinlänglicher Abreißungen abgeht, schwimmt man in einem Ozean, wo ich keine Richtung mehr anzugeben weiß, und daher leugne ich nicht, daß ich mich jetzt für keinen Plan warm interessieren kann.

Kontribution fordert und erhält man gewiß. Über die Summen gehen die Meinungen entsetzlich auseinander. Hierin hält aber auch Metternich fester. Ich glaube nicht, daß sich der Staatskanzler beruhigen wird, wenn er nicht zwischen 250 und 300 Millionen Franken für Preußen allein bekommt.

Ich habe Dir mit Fleiß heute so bestimmt und ausführlich über die öffentlichen Gegenstände geschrieben. Die Gelegenheit*) ist durchaus sicher, sicherer als je; ich weiß, daß Du keiner einzelnen Sache erwähnst, gegen wen es auch sei. Dabei aber ist es mir wichtig, daß, wenn die Leute so große Besorgnisse affektieren,

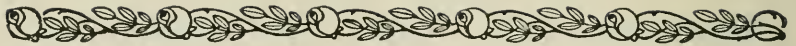
*) Der Brief ging durch den Rittmeister v. Loën.



Du ihnen geradezu sagen kannst, daß aus meinen Briefen doch gar nicht hervorginge, daß die Sachen so schlimm stünden, und nur, daß die Grenze des Pariser Friedens würde überhaupt oder in Rücksicht Preußens unverändert bleiben, daß es aber vor allen Dingen darauf ankomme, sich nicht zu große Hoffnungen zu machen, die Schwierigkeiten einzusehen, die in der französischen Regierung, deren Bestehen uns doch selbst wichtig ist, und in den andern Verbündeten liegen, die nicht das gleiche Interesse mit uns haben, endlich, daß es ganz wunderbar sei, jeden neuen Krieg als einen Eroberungskrieg zu betrachten, daß es auch Erhaltungskriege gebe, daß die Frucht des jetzigen die künftige Sicherung des linken Rheinufers sei, daß man um Schlesiens drei Kriege geführt habe, und man wohl nicht den Hubertusburger Frieden darum getadelt habe, daß er keine neue Eroberung hinzugefügt habe. Dies sind wirklich alles sehr wahre und triftige Gründe, und die diese ins Geleg hinein schnatternden Menschen nicht einsehen oder, da es auch heimtückische darunter gibt, nicht einsehen wollen.

Über die römischen und belgischen Kunstfachen hat sich der Kaiser von Rußland gleichfalls ganz verneinend erklärt. Er hält auch dies für ungerecht und unmoralisch und stellt nun gar den Grundsatz auf, daß, da man voriges Jahr sie nicht genommen habe, sie durch den Pariser Frieden Frankreich rechtmäßig geblieben wären. Indirekt tadelt er also auch unser Wegnehmen. Allein für Belgien wird es dabei nicht bleiben. Nur vermute ich, daß, weil Rußland, auch sogar meinetwegen, dem Papst nicht wohl will, es die Sache dahin spielen wird, daß der König Belgien freiwillige Restitutionen macht. Ist alsdann dies einmal geschehen, so hat England kein Interesse mehr an der Sache, und Metternich weiß noch heute nicht, was er tun will.

Es gibt jetzt hier allerlei schöne Kunstfachen zu verkaufen, und der König hat Lust. Ich befördere zwar das nicht gern, denn wir



bedürfen doch sehr des Geldes, und es geht damit immer eine beträchtliche Menge weg. Allein ich sehe voraus, es kommt doch dazu. So hat der König Alexandern aufgetragen, sich nach dem Preis der vier Canovaschen Statuen in der Malmaison, Amor und Psyche, Hebe, Paris und einer Tänzerin zu erkundigen. An dem Paris und der Tänzerin hätte man nun meines Erachtens nicht viel. Ich habe daher gestern dem Kanzler durch Jordan^{*)}) vorgeschlagen lassen und werde ihm heute selbst davon sprechen, sogleich Rauch kommen zu lassen. Er versteht sich ja auch auf Gemälde und hat auch Dreistigkeit genug, dem König zu sagen, was gut und nicht gut ist. Ganz gewöhnlichen französischen Dreck, und wo doch ein Stück 8000 Franken kostet, will der König, wozu Alexander gewiß nicht beiträgt, kaufen. Die schönsten Churhessischen Claude-Lorrains waren bei Beauharnais^{**)}), dem sie Napoleon, ohne alles Recht, geschenkt hat. Um sie zu retten, hat der Kaiser Alexander sie gekauft, oder so getan!! Merkwürdig ist es auch, daß der Kaiser, den doch sonst seine Eitelkeit zu allen berühmten Männern treibt, Canovan noch nicht einmal hat vor sich kommen lassen.

Morgen ist die berühmte Revue in der plaine des vertus. Flore Wrba^{***)}), die Prinzessin Therese, Molly Zichy, die Herzogin von Kurland^{†)}) und die Sagan^{††)}) haben, wie sie sagen, mehr Befehl als Einladung vom Kaiser Alexander bekommen, hinzugehen und folgen also. Flore und Therese haben, da Stein sie zu Alexander ge-

^{*)}) Jordan, Geheimrat der Hardenbergischen Staatskanzlei.

^{**)}) Eugène Beauharnais, geb. 1781, † 1824, Sohn erster Ehe der Kaiserin Josephine. Vgl. Bd. IV, S. 423.

^{***)}) Gräfin Flore Wrba, geborene Gräfin Ragenetz.

^{†)}) Dorothee, Herzogin Biron von Kurland, geborene Gräfin Medem, geb. 1761, † 1821.

^{††)}) Wilhelmine, Herzogin von Sagan, älteste Tochter des Herzogs Peter Biron von Kurland, geb. 1781, † 1839, vermählt 1. mit Louis Prinz Rohan Guéméné, 2. mit Wassili Fürst Trubetsky, 3. mit Karl Graf v. der Schulenburg.



führt hat, die mexikanischen Malereien besehen. Stein geht morgen ab. Er war bloß hergekommen, um auf den Kaiser Alexander zu wirken, und geht, weil er sich von der Unmöglichkeit überzeugt hat. Er wird (dies ganz unter uns) vermutlich Bundestagsgesandter in Frankfurt a. M. von unserer Seite. Wegen des Namens ist es gut, sonst aber auch gar nicht.

Gneisenau hatte ein *mémoire* geschrieben und auf des Königs Verlangen dem Kaiser Alexander geschickt. Es war recht gut, aber freilich mehr eins von denen, die berechnet sind, gut gefunden zu werden von den Gleichgesinnten, als praktische Wirkung auf die andern zu machen. Darauf hat der Kaiser durch eins antworten lassen, das anfängt: „Il est temps de mettre un sentiment moral dans la politique“ usw. Danach kannst Du Dir die übrige Predigt denken. Bei aller dieser Moral gibt er Thorn noch nicht heraus und hält also die Verträge nicht. Freilich sagt er, daß wir das Gleiche mit Ostfriesland gegen Hannover tun, und hat recht. Nur geht das ihn nicht an, und wir sprechen auch nicht von Moral.

Deinen lieben Brief vom 31., liebes, süßes Kind, habe ich gestern bekommen. Die Szene mit den Kindern hat mich sehr gerührt. Es ist natürlich, und ich fühle es sehr tief, daß die armen Mädchen die Trennung, die die Reise mit sich bringt, schwer empfinden. Prüfe Dich wohl, ob es Dir nicht, wenn es geschehen ist, auch bleibend schmerzlich sein wird. Von Gefahr, hier zu sein, will ich gar nicht reden. Der Himmel, aber kein Mensch kann wissen, ob einige, ob keine ist? Es würde uns ewig reuen, die arme kleine Gabrielle in irgend eine geführt zu haben. Von Dir rede ich nicht, wie es mich auch im Tiefften bewegt. Ich kenne Deinen Mut, und Mann und Frau sind in allen Dingen eins. Mich macht Dein Kommen unendlich glücklich, aber laß mich nicht der einzige Grund sein. Das Herz der Kinder ist natürlich mit Deinem und meinem ebenso verwachsen, als das unsrige selbst. Ich würde



stills die unendliche Sehnsucht nach Dir dem Frühling entgegen-
tragen. Du, die Du, wie August zurück ist, sehen wirst, wie Du
alles machen kannst, Du kannst dies allein beurteilen und bleibst
immer Herr Deiner Entschlüsse.

Der Kanzler, liebe Seele, hat nicht in Paris, sondern in Berlin
sein Testament gemacht. Er hat es sehr ungern getan, ist aber
gewissermaßen genötigt worden. Dies beweist also gar nichts.

Eben waren der Staatskanzler und Stein bei mir. Der erste
hat wieder neue, sehr gute, und da auch Metternichs Meinung der
seinigen gemäß gewesen ist, vermutlich nicht unfruchtbare Schritte
getan. Er versichert Nachrichten, wie die über S., viele zu haben, und
klagt in dieser Hinsicht auch über Gneisenau. Er meint, eine fest
in Berlin angenommene Meinung sei, daß Gneisenau schon jetzt
Rabinettminister geworden sei und an seiner Stelle werde Staats-
kanzler werden. Er spricht ihn selbst von allem Teil an dieser
Dummheit frei, setzt aber sehr gut und sehr in seiner Art hinzu,
daß, wenn dies den Staat retten könnte, er gern zurücktreten würde.

Lebe innigst wohl. Grüße Adels und die Mädchen.

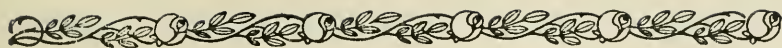
Ewig Dein H.



29. Humboldt an Caroline

Paris, 13. September 1815

Die Sachen werden hier noch immer mit einer Schnelligkeit
betrieben, von der man glauben sollte, daß sie in sehr kurzem
zum Ziele, was ich hier nur das Ende nenne, führen müßte.
Die Souveräne werden vom Kaiser Alexander gedrängt, weil es nicht
anständig sein würde, daß sich hier die Kammern versammelten
(sie kommen am 25. zusammen), wenn die Souveräne noch hier
wären. Die Kammern aber versammeln sich, weil Ludwig XVIII.
hier ist, und von diesem ersten falschen Schritt, den Wellington



(unter uns) mit Pozzo di Borgo gemacht hat, stammt das meiste Übel. Metternich benimmt sich in dieser letzten Zeit noch ausgezeichnet schwach und doppelsinnig. Was auch herauskommen mag, so wird es ein halbes, schlecht angelegtes Werk sein, eine Art Waffenstillstand, von dem man kaum wird voraussehen können, wie lange er dauern wird. Der Kanzler hat noch getan und tut noch, was nur irgend möglich ist. Eine uns günstigere Richtung gibt er der Sache auch gewiß, allein die Hauptsachen sind nicht zu ändern. Es ist mir sehr leid, auch aus Deinem Briefe wieder zu sehen, daß der Staatskanzler wirklich nicht geliebt ist. Das ist aber bloß den Umständen, den übertriebenen Erwartungen der immer frondierenden Menge und der Verblendung, in der man jetzt ist, zuzuschreiben. Ich bin daher auch überzeugt, daß es sich geben und besser werden wird, wenn er nach Berlin zurückkommt.

Über Schlabrendorff hast Du sehr recht. Die Gegenwart ist eine große Göttin, und Deutschland in seinem jetzigen Zustand nach Erinnerungen aus den Jahren vor der Revolution und zufällig hier erscheinenden Deutschen beurteilen zu wollen, ist eine rein unmögliche Sache. Wenn er Dich öfter sprechen wird, wird ihm manches Licht aufgehen, davon bin ich überzeugt.

Über die Beschäftigung der Menschen in Berlin mit Gneisenaus Arbeiten und Sitzen in den Konferenzen muß er selbst lachen. Er ist etwa zehnmal dabei gewesen und bei sehr unbedeutenden. Seit sehr langer Zeit hat er sich ganz losgesagt. Bei den wichtigen Konferenzen ist der Kanzler ganz allein. Es ist aber recht gut, die Menschen in ihrem Wahn zu lassen. Wenn Du mir etwas mehr von den Gerüchten über Gneisenau sagen kannst, soll es mir lieb sein. Ich habe Urfach, persönlich mit ihm sehr zufrieden zu sein.

Die Lust Sedemanns, mit Adelheid allein zu sein, hast Du also auch bemerkt? Ich bin überzeugt, daß nach den ersten acht Tagen, die er mit Adelheid zugebracht haben wird, er selbst ganz anders



sehen wird. Hier ist er zugleich wie ein vertiefter und heftig leidenschaftlicher Mensch, der sich nicht einbilden kann, daß er es nur erleben wird, Abelsheid wiederzusehen, der schon im voraus die Angst hat, daß dies Zusammensein doch nicht sehr lange dauern wird, und also ein Leben in ein paar Wochen pressen möchte. Sehr hübsch ist diese heftige Liebe doch, und wenn er nur erst wieder mit Abel zusammen ist, wird sich alles leichter stellen.

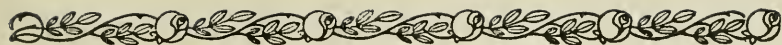
Es ist furchtbar teuer hier, und mit meinem Gehalt (8000 Franken monatlich ungefähr) unter den jetzigen Umständen, wo ein preußischer Gesandter viel mehr als sonst tun muß, auszukommen, ist rein unmöglich. Stein hat neulich in seiner largen Manier dem Kanzler in meiner Gegenwart gesagt, man müsse mir 50 000 Taler Gehalt geben. Wie gefällt Dir das?

Über Niebuhr*) habe ich mit dem Kanzler gesprochen. Niebuhr ist (unter uns) so schwerfällig und spitzfindig, daß er durchs praktische Leben niemals so kommen wird. Jetzt hat er nun wieder einen Stein des Anstoßes an der Instruktion. Sei so gut, und laß ihn Dir kommen, und sage ihm in meinem Namen folgendes: Die Instruktion wäre wörtlich, bis auf einige durch die Zeitumstände veranlaßte Zusätze, dieselbe, die ich gehabt hätte, unter Allvensleben**) von Raumer engherzig und pedantisch gemacht. Dagegen indes, daß man dem Papst, den man nicht mit der Katholizität verwechseln müsse, eine direkte Einmischung bei uns erlaube oder sich von seiten der Bischöfe Widerspenstigkeiten aussehe, wie jetzt der König der Niederlande***) erfährt, müsse ich auch gar sehr sein. Der Kanzler hatte mir die Instruktion zur Prüfung zugesandt,

*) Berthold Georg Niebuhr, geb. 1776, † 1831, Staatsmann und Geschichtsforscher. Zuerst im dänischen Staatsdienst, seit 1806 im preußischen von 1816—1823 Gesandter in Rom.

**) Bei Humboldts Dienst Eintritt Minister des Aeußeren.

***) Wilhelm I., geb. 1772, † 1843, seit März 1815 König.



und ich hatte ihm geschrieben, sie sei sehr streng und pedantisch, hatte es ihm an einzelnen Stellen bewiesen, ihm aber nicht geraten, was zu nichts helfen kann, jetzt hier einzeln zu ändern, da unser Verhältnis zum Papst ja in Absicht der rheinischen Provinzen doch fest und sicher bestimmt werden müsse, oder wir allgemeinen Vorschlägen, die man in Deutschland machen wird, beitreten werden. Ich habe ihm aber angegeben, die Instruktion, wie es sich gehört, an das Ministerium des Kultus zur Prüfung und Abänderung zu schicken, wo Schmedding*) und Nicolovius**) schon das ihrige tun werden. Niebuhren versichere nur, daß, was seine Persönlichkeit betrifft, er sich um die Instruktion keine grauen Haare wachsen lassen soll. Ich bin gewiß auch pedantisch, unter niemandem ist diese Instruktion strenger als unter mir befolgt worden, niemand hat härtere Dinge beim Papst durchgesetzt, wir haben dabei, wie Du ihm mit Beispielen belegen kannst, mit weniger Gehalt als er hat und unsrer ganzen Familie gar nicht prächtig gelebt, und Du und Rauch, und wer Rom kennt, kann ihm gewiß mit Grund sagen, daß kein Gesandter und Botschafter besser mit dem Papst und den Kardinälen gestanden hat als ich. Das ist persönlich und wird nicht durch Nachgiebigkeit erreicht.

Insofern das ganze System seinen Grundsätzen nach zu streng ist, muß er nun selbst urteilen, ob er nicht das Vertrauen hegen kann, daß man es mildern und daß er selbst sogar sehr dazu beitragen kann. Bitte ihn aber in meinem Namen nochmal, daß, wenn ihm wirklich der Posten, nach dem jeder ringt, und den ich heute gerade so, wie er ihm angetragen ist, annehme, nicht annehme ist, er ihn noch jetzt rund und ohne weiteres ausschlägt, da

*) Schmedding, geb. 1774, Staatsrat, einziger Katholik in der Kultussektion.

**) Georg Heinrich Ludwig Nicolovius, geb. 1767, † 1839, Staatsrat, unter Humboldt Direktor der Kultusabteilung.



es viel fataler wäre, nach einigen Monaten seinen rappel zu suchen. Sage ihm nur, daß ich ihn sehr glücklich fände, eine glücklichere Lage zu kennen, als die ihm in Rom angeboten ist. Wirklich (dies unter uns) ist mir dies ekle Annehmen und Verwerfen, was am Ende auf lauter Furchtsamkeit und darauf, daß er Berliner und englische Zeitungen später bekommt, beruht, [zuwider]. Wenn diese Menschen nur einmal gefühlt hätten, wieviel man, wie gern, jenseits der Alpen vergißt und nicht weiß! Aber wer keine innere Ruhe im Busen hat, dem flößt sie freilich kein Himmelsstrich ein. Lebe wohl, teures, einzig süßes Wesen. Ewig Dein S.



30. Caroline an Humboldt

Berlin, 14. September 1815

Alexandern, dessen Geburtstag heute ist, bitte ich in meinem Namen herzlich zu grüßen, geliebter Wilhelm, und ihm Glück zu wünschen.

Es ist auch zugleich der Jahrestag unsrer Abreise nach Rom, und wenn man, wie wir es nun doch auch schon können, die Vergangenheit aus einer gewissen Entfernung betrachtet, so kann man sie mit einem Strom vergleichen, in dem sich die Ereignisse, die die Zeit gebracht hat, spiegeln. Ich kann oft stundenlang sinnend darüber zubringen, und es löst sich mir das innerste Herz in Wehmut und einer Freude, die die Menschen gewöhnlich Schmerz nennen, die aber keiner ist, obgleich aus Schmerzen geboren. Und ist das nicht alles im Leben? Geht dieser geheimnisvolle Schmerz der Geburt nicht durch, durch die ganze moralische und physische Welt? Wenigstens läßt sich beweisen, daß nichts etwas wert ist, als das, was aus dem Kampf entstanden und entsprossen ist — ach, wo gerate ich hin! Vergib, geliebtes Herz, daß mein Brief in so wehmütiger Stimmung beginnt.



August hat mir nun durch den heutigen Kurier auch geschrieben. Er nimmt zwar in seinem Brief mein Anerbieten an, ihn im Hause wohnen zu lassen, meint aber, das Verhältniß mit Caroline, die die ältere Schwester und Adelheid die Frau sei, nachdem Caroline gewohnt gewesen, sie noch bis vor ganz kurzer Zeit als Kind zu behandeln, werde kein leichtes sein. Mit einem Wort, mein geliebter Wilhelm, dies geht nicht. Mir ist in meiner arglosen Seele, die alles, ich darf es fest sagen, nach dem Maß meiner inneren Liebe beurteilt, die Möglichkeit einer solchen Ansicht nicht eingefallen. Allein sie ist, ist ausgesprochen und dadurch da, und ich würde Carolinen unter keiner Bedingung jetzt allein bei August lassen.

Ich habe sehr teure Pflichten gegen Caroline und will sie wahrhaftig nicht nachlässiger erfüllen als gegen die anderen. Carolinens lange Kränklichkeit kann sie vielleicht für andere weniger liebenswürdig machen, mir legt sie eine doppelte Pflicht auf, ihr das Leben süß und angenehm zu machen, und es ist auch ganz bei ihr durchgedrungen, daß sie von mir unaussprechlich geliebt wird.

Also Geduld, mein liebstes Herz, ich komme mit ihr wohl nun erst im Frühjahr. Alles Entbehren fällt auf uns zurück, mein liebes Herz. Laß es uns still tragen. Fürchte auch nicht, daß ich August Bitterkeit zeigen werde. Die erste kleine Aufwallung derselben ist schon überwunden und hat dem Schmerz Raum gemacht, mit dem man sich so gut im Leben vertragen lernt. Das Leben, je weiter man darin vorschreitet, lehrt einen immer nachsichtiger gegen alle fremde Individualität zu werden. So habe ich auch das genommen.

Adieu für heute, meine teure Seele. Wie sehr sehne ich mich doch, Dich wiederzusehen! Grüße Schlabrendorff. Ewig Dein.



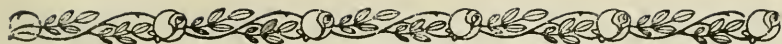


31. Humboldt an Caroline

Paris, 16. September 1815

 ein letzter Brief [vom 7. September], mein süßes Kind, hat mich eigentlich geschmerzt. Denn es ist wirklich schmerzlich, wenn das Verhältniß, das einem bloß Freude und Glück gegeben hat und verspricht, auch nur die mindeste Wolke, die leiseste Ahndung einer schiefen Stellung gibt. Ich habe gar nicht gewußt, daß Du Augusten selbst über Deine Absicht geschrieben hast, zu mir zu kommen, wenn er indes das Regiment führte. Auch hat er mir nie davon gesprochen. Nimm aber übrigens, teure Seele, die Sache auch nicht zu hoch auf. Wie ich Dir öfter in meinen Briefen gesagt habe, wenn er erst selbst in Berlin sein wird, ändert sich die Ansicht vielleicht um vieles und die hier egoistisch und schneidend erscheinende Leidenschaft geht in einen milderen Genuß über. Dann aber ist freilich manches auch nicht zu ändern, und man muß sich darin ergeben.

Was Du über Hedemanns Brief an seine Mutter und über die wahre und eigentliche Liebe sagst, ist allerdings die tiefe und richtige Ansicht der Empfindung. Aber, süße, teure Li, eine so freie, unbefangene, so aus der Größe und Tiefe der Menschheit geschöpfte Ansicht haben die Menschen am wenigsten jetzt. Wie gut Hedemann ist, muß man das auch bei ihm nicht suchen, es liegt selbst nicht in den guten Seiten der jetzigen Zeit, und tausendmal kommt es mir jetzt, daß ich gegen ihn, gegen andere gleich Gute und noch Geistreichere stillschweige und sie Anathema aussprechen, Schranken setzen, Fesseln schmieden sehe, von denen allen ich keinen Begriff habe. Engherzige Ideen des Mittelalters, sogenannte alte Deutscherheit, übelverstandene von Moral und Religion sind aus dem freilich noch viel ärgeren Gegenteile von allem dem entsprungen und herrschend geworden. Schreibt nicht die kleine Abelsheid selbst in den sehr hübschen Briefen aus Tegel bei Gelegenheit eines



Briefes an August: „und dann erst nach erfüllter Pflicht werde ich einen weiten Spaziergang machen“? Wir hätten nie so etwas gesagt.

Also, wie Du mir neulich schriebst: „Andre Zeiten, andre Sitten.“ Und dann, wo findet man auch ein Gemüt, in dem, wie in Dir, eine so sich durch ihre eigene Tiefe und Wahrheit selbst beschränkende Freiheit herrscht! Mir ist ein zweites, gleiches nie erschienen, und man kann es wohl einzig auf Erden nennen. . . .

Alexander läßt, unter uns, Hedemann durch Steuben für Adelheid malen.



32. Humboldt an Caroline

Paris, 20. September 1815

Süßes, teures Herz!

Ich habe Deine beiden Briefe bekommen und sehe mit Schmerzen, daß Du auf Deine Reise nun ganz Verzicht leistest. Verdanken kann ich es Dir freilich nicht, denn, wie die Sache mit August steht, wäre es wirklich, selbst wenn es sich noch tun ließe, gewagt, die arme Caroline bei ihm und seiner Frau zu lassen. Eine einzelne Person bei zwei so Verliebten ist immer zu viel und verlassen. Zwar waren wir gewiß auch recht sehr verliebt, und die Wolzogen*) war doch sehr vergnügt mit uns.

Ich sehe gar keinem glücklichen Winter entgegen, mein liebes Kind, viele und unangenehme Geschäfte, auch häusliche Sorgen, da ich nicht zu viel ausgeben will, und mich doch auch nicht entschließen kann, meiner Stelle unangemessen zu leben. Bei dem allen eine Einsamkeit mitten in der Gesellschaft, da Du mir fehlst.

Daß ausgenommen, daß wir auf diese Weise getrennt bleiben, was mir eine wahre Trauer ist, muß Dich die Sache, als innere Stimmung in August, nicht schmerzen, süße Seele. Er liebt uns alle wirklich unendlich und ist herzensgut.

Ich hatte bis hierher heute früh geschrieben, teures Herz, und

*) Vgl. Bd. I, S. XIX.



wurde zum Kanzler abgerufen. Ich glaubte, nachher noch fertig werden zu können, aber ich sehe, ich werde nur noch zu wenigen Zeilen Zeit haben. Der Kanzler sagte mir nämlich, was mir unerwartet kam, daß heute die erste Konferenz mit den verbündeten Bevollmächtigten und den französischen sein würde, und damit ist der größte Teil des Vormittags hingegangen.

Den französischen Bevollmächtigten, es ist Talleyrand^{*)}, Dalberg^{**)} und der Finanzminister Louis, ist nun heute von uns das Projekt des Friedens vorgelegt worden, das zugleich temporären Besitz einer Reihe von Festungen und Abtretung einiger außer der Kontribution enthält. Es hat tiefe Sensation gemacht, sie erklärten gleich, einige Bedingungen seien inakzeptabel. Es ist immer möglich, daß noch militärische Bewegungen gemacht werden müssen.

Wellington hat auf einmal alle Popularität in der Gesellschaft verloren, weil er die belgischen Bilder hat mit Gewalt wegnehmen lassen. Das Museum hat englische Wachen.

Lebe innigst wohl.

Ewig Dein H.



33. Caroline an Humboldt

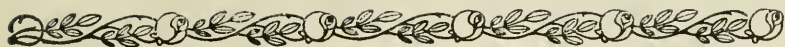
Berlin, 18. September 1815

Sestern beim Zurückkommen von Tegel, wo wir einen ausnehmend schönen Tag hatten, fand ich Deinen lieben, umständlichen Brief vom 9., mein teures Herz, den Loën mitgebracht hat. . . .

Dein Brief, mein teures Herz, gibt mir die Gewißheit und den Aufschluß über viele von mir geahndete Dinge, und allerdings

^{*)} Charles Maurice Prinz v. Talleyrand, geb. 1754, † 1838, der berühmte Diplomat.

^{**)} Emmerich Joseph v. Dalberg, geb. 1773, † 1833, seit 1809 in französischem Staatsdienst, 1810 von Napoleon zum Herzog ernannt. Seit 1814 eins der fünf Regierungsmitglieder, welche die Restauration der Bourbonen beförderten.



kann ich hie und da einen guten Wink geben. Es ist hier ein entsetzliches Geschnatter und Gerede an der Tagesordnung! und besonders glaube ich, tragen die Juden viel dazu bei. Da die öffentlichen Dinge sich in die Angelegenheiten des Interesses sehr verflechten, so öffnet das diesem Zirkel von Menschen ein ganz besonderes Feld der schwagenden Tätigkeit. Nächstdem ist der Zirkel des Hannövrishen Gesandten und sein Haus eins, wo am meisten politisirt wird, und Ompteda scheint wohl der Meinung zu sein, daß er seine Hannövrishche Ministerpflicht am gewissenhaftesten erfüllt, wenn er Preußens Präensionen exageriere. Ein Nachhall aus jenem Zirkel kommt mir zuweilen durch den Geheimen Medizinalrat par excellence*) zu. Dieser nimmt nur die Sache wieder anders und schimpft nur blindlings auf die sogenannten Jakobiner. Er beehrt viele mit diesem Namen, unter anderen auch Gneisenau. Allerdings spricht man auch viel von den Briefen dieses, und man muß sich wundern, wie er namentlich so vielen Damen schreibt.

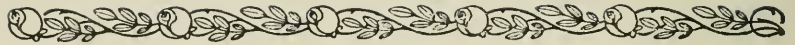
Wegen meiner Reise liegen die Dinge, wie ich sie Dir auseinandergelegt habe. Ich kann mich nicht überwinden, Carolinen mit August und Adelheid zu lassen, da August Bedenklichkeiten äußert, die meiner Natur fremd sind, die aber etwas werden, wenn man etwas daraus macht. Ich lege Dir Augusts Brief an mich bei. Ich könnte nicht ruhig sein, wenn ich Carolinen nicht ebenso liebevoll getragen wüßte, als sie das jetzt von mir wird, ich muß also wohl bleiben. Mich schmerzt es unendlich, nicht bei Dir zu sein, ich hatte nie eine tiefere Sehnsucht darnach. Gabriellen hätte die Veränderung nicht geschadet, im Gegenteil, und was die etwaige Gefahr betrifft, so wäre es mir süß gewesen, sie mit Dir zu teilen.

Ich muß schließen.

Ewig Dein.



*) Rohlfrausch. Vgl. Bd. II, S. 114 f.



34. Humboldt an Caroline

Paris, 23. September 1815

Ich habe gestern abend spät Deinen Brief vom 14. bekommen, liebe Li, und danke Dir unendlich, daß Du mir so aus tiefer und ganzer Seele darin schreibst. Wenn Du auch wehmütig gestimmt bist, unterdrücke es nicht vor mir. Das ganze innere Leben ist eigentlich eine fortwährende Wehmut, Schmerz und Freude gehen in Grenzen, die keiner mehr zu unterscheiden vermag, ineinander über, und das stille Brüten über der Empfindung, in die der ganze Strom der Begebenheiten, die das Leben hindurch geschmerzt und gefreut haben, sich sammelndrängt, ist das tiefe und eigentliche Glück.

Ich muß Dir in allem beistimmen, was Du über Dein Bleiben und die Sorge für Carolinen sagst, süßes, theures Herz. Du bist die Liebe selbst, und das stete Wirken dieser Liebe auf Carolinen muß und wird auch auf ihren Charakter und ihr ganzes künftiges Leben einen unendlich wohlthätigen Einfluß haben. Unsere fortgesetzte Trennung schmerzt mich freilich dabei mehr, als ich es Dir sagen kann. So vollendet das dritte Jahr, in dem wir den schönsten und reinsten Lebensgenuß entbehren, und wer weiß, was die Folge für neue Hindernisse uns in den Weg schiebt. Ich habe viel und genau überlegt, ob und wie ich von dieser Stelle loskommen könnte, die mit dem, was sie im vorigen Jahre war, nicht mehr zu vergleichen ist. Ich will nicht davon reden, daß Frankreich auch im Innern jetzt noch weniger Ruhe verspricht als damals, dies kann vielmehr den Posten innerlich interessanter machen; allein was ihn mir jetzt verleidet, ist, daß eine beträchtliche Menge von Truppen werden in Frankreich selbst stehen bleiben, und es daher ein fortdauerndes unangenehmes Verhältniß schon darum zwischen den Verbündeten und der Regierung geben wird. Es ist aber keine Möglichkeit, mich davon loszumachen. Obgleich ich selbst bei



diesem Posten gegen mich habe, daß ich in Paris nicht geliebt sein kann, nachdem ich in alle Unterhandlungen verwickelt gewesen bin, die ihnen hier unangenehm sind, so ist unsere Armut an brauchbaren Menschen doch so groß, daß man schlechterdings niemand hat, den man hierherschicken kann. Ich selbst weiß niemand vorzuschlagen und würde es also wirklich für Unrecht halten, mit Festigkeit auszuschlagen und selbst nur auf meinem alten Wiener Posten zu bestehen. Ich sehe es als den letzten Dienst an, den ich in der Fremde erweisen muß, und will es also auch mit Tätigkeit und ausharrender Geduld durchsetzen. Lange kann es nicht dauern; wie die Sachen sind, muß man Bedürfnis nach mir in Berlin in weniger Zeit fühlen, und dann werde ich natürlich zurückgerufen.

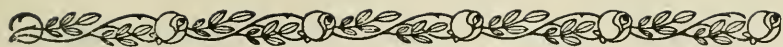
Für Dich indes tut es mir immer weniger leid, daß Du jetzt nicht herkommst; der Winter hat überall und hier große Unannehmlichkeiten; die Reise wäre unbequem und fatal, und Paris verliert jetzt einen seiner größten Reize für Dich, die Kunstsachen. Die belgischen sind, wie ich Dir schon schrieb, eingepackt, alles, was Österreich wegen Italien zu reklamieren hat, wird jetzt auch weggenommen, die Mediceische Venus wird eingepackt; von den Sachen des Papstes hat man zwar noch nichts angerührt, allein ich interessiere mich selbst dafür, und ich zweifle nicht, daß auch dies wekommt. Es bleibt alsdann nur die alte französische und die Borgheische Sammlung, und da man dies doch wieder wird in die leeren Räume einpassen müssen, so wird das Museum vermutlich auf einige Zeit und auf den ganzen Winter geschlossen sein.

Du kannst nicht zweifeln, daß ich diesen Maßregeln der Zurückerstattung gewogen bin. Es ist nicht allein gerecht, sondern es ist auch wahrer Gewinnst für die Kunst und die Bildung. Eine schöne Statue, wäre sie auch die einzige auf einem großen Strich Landes, verschreckt da die Barbarei und weckt, wovon man



nie einen Begriff gehabt hätte. Allein individuell fühlt man freilich ein Bedauern, in alle Welttheile gehen zu sehen, was man hier so bequem vereint fand. Wir werden das einzelne nun nie mehr, wenigstens gewiß nicht auch nur alles Schönste sehen. Denn wer durchwandert die einzelnen Städte in Flandern und Italien?

Im Publikum, doch nicht gerade im Volk, macht die Zerstörung des Museums den größten Effekt. Es ist wunderbar, wie die Dinge der Welt gehen. Wie zuerst unter den Ministern von diesem Wegnehmen die Rede kam, wurde die Sache ungefähr mit eben der Gleichgültigkeit aufgenommen als im vorigen Jahre. Castlereagh empfing auch Canova sehr kalt. Auf einmal kam der Umstand, daß viele belgische Provinzen negative Stimmen zur neuen Konstitution gegeben hatten. Man suchte nun etwas, sie zu beruhigen und beschwichtigen, und glaubte es in der Zurückgabe der Kunstfachen zu finden. Zugleich kam ein Engländer, Hamilton, Unterstaatssekretär, hierher; der entschieden für die Wegnahme war und sprach, endlich war die Stimmung in England selbst so sehr gegen das nachsichtige Benehmen der englischen Minister gegen Frankreich, daß man ihr doch in einem Punkt nachgeben zu müssen glaubte. So wurde Castlereagh auf einmal anderer Meinung und sprach und schrieb auf die bestimmteste Weise für die Wiedererstattung von allem, ohne Ausnahme. Rußland war dagegen und äußerte es schriftlich, aber der Kaiser Alexander tat doch weiter nichts, sondern ließ geschehen. Die Franzosen, an die man sich zuerst wandte, hatten die Ungeschicklichkeit, so zu antworten, daß die Antwort nur noch mehr reizte. Man ergriff nun die Partie, alles wegzunehmen, nicht diplomatisch, sondern militärisch zu Werke zu gehen, und auf diese Weise geschieht es jetzt. Da nun Wellington sieht, daß er dadurch in der Gesellschaft sehr gesunken ist, so reizt ihn das wieder, und so sind durch diese Bilderstürmung die Engländer überhaupt härter und strenger gegen Frankreich geworden.



Ich schrieb Dir schon neulich, daß die Friedensunterhandlungen mit Frankreich jetzt eröffnet sind. Frankreich hat auch nun geantwortet. Es verweigert (dies alles unter uns) bis jetzt jede Abtretung eines Platzes des alten Frankreich, so wenig man ihm auch in dieser Art zugemutet hatte, und sperrt sich gegen eine zu lange dauernde Besetzung des Landes. Allein ich hoffe, die Alliierten bleiben fest. Überdies haben, nachdem Fouché aus dem Ministerium herausgetreten war, alle Minister, auch Talleyrand, ihre Entlassung gegeben und erhalten. Vermutlich bloß, weil sie voraussehen, daß die Kammern, die äußerst und vielleicht zu royalistisch gesinnt sein werden, sie angreifen würden. Ihre Nachfolger kennt man noch nicht, allein es ist wahrscheinlich, daß die Friedensunterhandlung mit ihnen leichter gehen wird.

Wegen des Friedens muß ich Dir doch eine deutsche Schrift von Butte, die ungefähr den Titel „Über die Friedensbedingungen mit Frankreich“ führt, anempfehlen. Sie ist dem Kanzler und mir wie aus der Seele geschrieben. Er will eine bedeutende, vielleicht sogar zu weitgehende Territorialabreißung und keine weitere Besetzung, auch hat er über die Kontribution gemäßigte und ausführbare Grundsätze.

Der Kronprinz von Bayern*) war bei mir, und dann mußte ich ausfahren, so bin ich unterbrochen worden, liebe Seele. Dem Kronprinzen von Bayern bin ich ein einziger Trost. Er kommt meist alle Woche zu mir, und ich bin ihm wahrhaft gut. Er hat die besten Gesinnungen der Welt, sieht ein, daß es Preußen auch gut meint, und scheint mir sehr gut.

Die Abreise der Souveräne ist wieder aufgeschoben. Der Kaiser Alexander wollte morgen gehen und geht nun erst Dienstag, die anderen bleiben wohl länger. Hedemanns Angst kannst Du Dir dabei denken, doch hält sein Prinz noch fest und will noch übermorgen fort.

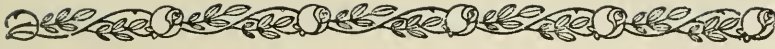
*) Ludwig I., 1825—1848 König von Bayern, geb. 1786, † 1868.



August ist hier gegen mich, und so oft er von Dir spricht, die Liebe selbst. Daß er Dir geradezu geschrieben und seine Meinung gesagt hat, ist mir sehr lieb. Ich kann ihm nicht beistimmen und ihn nicht billigen. Denn Caroline und Adol haben sich immer sehr gut vertragen, und es wäre natürlich und der Adol recht gut, für eine ältere und kranke Schwester égards zu haben. Caroline dagegen hätte sich gewiß keine Herrschaft angemacht. Indes ist ein offenes Erklären immer besser als Schweigen. Ja, süßes, teures, einziggeliebtes Wesen, ich sehe es wohl ab, alles trennt uns, indes wir im Innern so unendlich gern miteinander wären. Wir müssen die sechs Monate mit Geduld abwarten, dann wird es ja endlich einen Vereinigungspunkt geben.

Die Sachen, die ich Dir schicke, sollen Dir, denke ich, gefallen. Du kriegst nun zwölf gestickte Schnupftücher mit „v. H.“ zu 132 Franken, drei Stück Battist zu 12 Ellen jedes, zu 8 Franken die Elle. Freilich ist der zu den gestickten Schnupftüchern, bei denen auch einige Überreste sind, feiner, er kostet aber auch 11 Franken 10 Centimes die Elle, zwei ungemachte gestickte Percalekleider, eins zu 260 Franken, das andere zu 235 Franken, die mir sehr hübsch erscheinen. Unter 200 Franken hat man nichts Ordentliches, es gibt aber bis zu 500 und 600 Franken. Endlich sechs Paar seidene Strümpfe mit ganz durchbrochener Arbeit unten zu 14 Franken das Paar, was ich sehr wohlfeil finde.

Sachen hierher brauche ich allerdings höchst nötig, vorzüglich drei Artikel. 1. Bettwäsche, 2. Tischwäsche, 3. mein Silber, bis auf das, was Du brauchst. Könntest Du durch den kleinen Postmeister oder die Kuriere einiges schicken, so bitte ich um Tischwäsche und Silber, nur müßte es sicher gehen. Fuhrmannsgelegenheiten, fürchte ich, sind noch nicht sicher. Ich bin jetzt noch unentschieden, ob ich einen Koch nehme oder einen Kontrakt mit einem Restaurateur schließe. Ein Koch ist angenehmer, allein ich muß dann Küchenzeug kaufen.



Diese häuslichen Arrangements machen mir um so mehr zu schaffen, als Wernhart*) und Voissdeslandes*) mich beide verlassen werden, und ich doch auch für einen Legationssekretär im Hause sorgen muß. Wernhart geht vermutlich mit vier Pferden zugleich mit der Equipage des Prinzen nach Berlin ab. Du bekommst die beiden großen Rotschimmel, mit denen ich Dir zu fahren rate. Sie sind bei mir nie krank gewesen; dann einen der kleinen Rotschimmel, der aber mehr Fuchs ist, und die kleine Lise, die gut zusammen gehen, aber für den Wiener Wagen zu schwach sind. Will August die, so schenke sie ihm, sonst verkaufe sie. Ennuyiren Dich auch die großen, so verkaufe sie auch. Hier gelten die Pferde wenig, und da das Futter nichts kostet, und die Pferde mir noch das Reisegeld für die Stalleute, die ich zugleich zurückschicke, ersparen, so schicke ich sie Dir trotz Deiner Protestation. Wenn sie ankommen, ist August schon da und nimmt Dir alle Sorge dafür ab. Ich wünschte aber sehr, daß Du eigene Equipage hättest. Es ist bequemer und anständiger. Von meinen sechs Braunen verkaufe ich einen, der zu wild ist, und behalte dann fünf sehr hübsche und tüchtige Pferde, was für mich allein genug und fast zu viel ist. Wenn Du kommst, kaufe ich ein sechstes dazu. Die schöne Stute ist so kränklich, daß ich nicht daran denken kann, sie zurückzuschicken. Ich lasse sie jetzt nur kurieren und verkaufe sie dann auch.

Verzeih diese Stall- und Wirtschaftsdetails, aber Du nimmst ja doch Interesse daran.

Lebe wohl, süßes, theures Herz. Umarme die Mädchen, Adel und den kleinen Hermann, von dem jetzt alle Leute Gutes schreiben.

Ewig Dein H.



*) Legationssekretäre bei Humboldt.



35. Humboldt an Caroline

Paris, 27. September 1815

Darüber, daß die Kunstfachen [in Berlin] schlecht eingepackt angekommen sind, sollte man einen Bericht an den König oder Staatskanzler veranlassen. Es ist ein gewisser Grote, ein Künstler, der dieß besorgt, der aber vorzüglich nur das Talent hat, unnütz grobe Briefe zu schreiben und mit seiner Deutschheit zu prahlen. Er hat neulich in einem Aufsatz im „Rheinischen Merkur“ Alexandern sehr mitgenommen wegen gewisser Säulen, die auf königlichen Befehl hiergeblieben sind. Alexander weiß es bis jetzt nicht, und es ist unnütz, es ihm zu sagen. Übrigens ist der Hauptumstand ausgelassen, daß die Säulen, über die der König einen Befehl erteilt hat, das Gewölbe des Museums tragen, und also eine große Schwierigkeit war, sie wegzunehmen.

Die Wegnahme geht aber immer weiter. Die Mediceische Venus ist nun auch verschwunden. Die Sachen des Papstes stehen noch, allein vermutlich auch nur noch auf Tage. Daß Paris dadurch einen seiner größten Reize verliert, ist nicht zu leugnen.

Der König hat (sage aber noch nichts davon) die Giustinianische Galerie gekauft. Wenigstens ist es beschlossen und nur der Handel zu berichtigen. Sie soll 600 000 Franken kosten, und es wird wenig davon abgehen. Ich war gegen allen Kauf jetzt; man hat das Geld nicht übrig und wird es nicht haben. Ich hatte geraten, wenn man ja kaufen wollte, Rauchen kommen zu lassen, auch das hat man nicht getan. Ich war gegen das Kaufen einer ganzen Galerie besonders, da man da immer viel Mittelmäßiges mitkauft. Es ist jetzt hier so viel zu haben, daß man mit 600 000 Franken einzeln viel etwas Schöneres kaufen konnte. Der Kronprinz von Bayern hat so im einzelnen für 200 000 Franken sehr guten Handel gemacht. Der Kanzler wollte, daß ich den Handel



schließen sollte, ich habe es aber abgelehnt, und nun wird es der Finanzminister tun.

Meine häusliche Einrichtung macht mir viel Schererei, und noch bin ich nicht fertig damit. Küchenzeug, behaupten mir die Leute, würde vollständig 3000—4000 Franken kosten, das ist schrecklich. Auch ein Porzellanservice suche ich. Dazu werde ich noch am ersten kommen, weil hier doch mehr Gelegenheiten sind. Überhaupt ist es aber sehr teuer hier. Mein Hauswirt, der General Dijeon [?], der sehr eingeschränkt lebt, gewiß eine wirtschaftliche Einrichtung, aber freilich Familie hat, braucht z. B. für 4000 Franken jährlich Holz, die Kohlen ungerechnet. Da brauchen wir gewiß 6000. Die Bülow, deren Mann hier einen französischen Koch genommen hat, der mit nach Berlin geht, sagt mir, daß ihr gewöhnlicher Tisch für vier Personen und ein Kind 40 Franken täglich kostet. Auch das alles vermehrt gar nicht meine Lust hierzubleiben.

Der Kanzler hat neulich mit mir viel davon gesprochen, daß er Dich bei seiner Rückkunft viel zu sehen hofft.

Lebe innigst wohl, süßes, teures Kind. Ewig Dein H.

Der Kanonikus aus Granada, der mir nach Wien schrieb, und der den seligen Wilhelm so liebte, hat wirklich auf meine Verwendung Erlaubnis bekommen, nach Spanien zurückzukehren und eine Pension. Ich lege den Brief bei. Es freut mich noch um den lieben verstorbenen Jungen sehr.

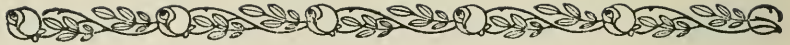


36. Humboldt an Caroline

Paris, 30. September 1815



Ich schreibe Dir, liebe Li, schon heute abend, weil ich fürchten muß, morgen nicht die gehörige Zeit zu finden. Wir haben jetzt tägliche Konferenzen über diesen leidigen Frieden, der aber doch immer nicht unter 14 Tagen zustande kommen wird.



Der „Rheinische Merkur“ hat vor kurzem gefragt, wie die Minister, die ihn unterschrieben, es machen würden, um nach Deutschland zurückzukommen? Er wird also mich konsequent finden, daß ich hier bleibe. Er würde mit mir noch mehr zufrieden sein, wenn er wüßte, wie ich eigentlich die Basen dieses Friedens mißbillige. Indes bleibe ich immer dabei, daß er noch besser wird, als ich dachte, wie ich Berlin verließ.

Richelieu^{*)}, der jetzt allein mit uns unterhandelt, ist fast noch peinlicher, als Talleyrand mit seinen Genossen war. Diese nahmen einen hohen verneinenden Ton an, dem man leicht begegnen konnte. Dagegen ist Richelieu durchaus bittend, wendet sich nur immer an die Großmut und sagt alle Augenblicke „je vous supplie à genoux“ und solche Phrasen mehr.

Die Bildergalerie hat schon viel mehr leere Stellen als volle, und doch hat der Papst noch nichts genommen. Dies zieht Metternich (unter uns) wieder sehr unangenehm hin. Die eigenen österreichischen Sachen sind ziemlich schon alle fort, namentlich die Mediceische Venus für Toskana. Aber die venetianischen Pferde kosten viele Mühe. Sie stehen jetzt auf einem infamen Triumphbogen vor den Tuilerien. Dieser Triumphbogen hatte auch für uns anstößige Basreliefs, die man wenigstens jetzt mit Platten zugedeckt hat. Die Pferde sind so gestellt, daß es sehr schwer ist, sie schnell wegzunehmen. Bei Tage will man nicht daran arbeiten, weil der Auflauf zu stark ist. Der Platz ist seit Wochen nie ohne Menschen, die den Bogen angaffen. Man hat also zwei Nächte gearbeitet. Die erste hatte man vergessen, die Schloßwache zu benachrichtigen, daß der König die Sache nicht hindern will. Ob also gleich Nationalgarden die Arbeiten zu beschützen da waren, trieb die Schloßwache alles auseinander. In der vergangenen Nacht

^{*)} Armand Emmanuel Duplessis Herzog v. Richelieu, geb. 1796, † 1822, zuerst in russischen Diensten, 1815 unter Ludwig XVIII. Minister.



ist einige Volksbewegung gewesen, die aber die Arbeiten nicht gehindert hat. Allein diese nächste Nacht weiß man, daß es ärger werden soll, und ich vermute, daß man diese Nacht nicht arbeiten wird, ob es gleichviel klüger wäre, es nur mit stärkerer Wache zu tun. Rede hiervon aber noch nicht, ehe man den Ausgang recht weiß.

Der Kaiser Alexander ist gestern und der Kaiser Franz heute weggegangen, ersterer nach Brüssel, letzterer nach Dijon. Der König geht vermutlich am 4. ab, da er am 3. noch eine Revue des dritten Thilmannischen Armeekorps hat.

Meine Einrichtung beschäftigt mich hier sehr. Ich kaufe nur das Notwendigste. Allein das Mieten ist so teuer, daß es gar nicht Rat ist, diesen Ausweg zu nehmen. So z. B. hat das sonst sehr gute und auch wohlfeile Haus zufällig keine Lüsters. Nun soll ein Lüster, den man für 900—1000 Franken kauft, zu mieten auf sechs Monate 180 Franken kosten. Da ist er in zweieinhalb Jahren bezahlt. Ich werde vermutlich zwei kaufen. Über ein Porzellanservice bin ich im größten Handel. Alle Berliner sagen mir, daß das hiesige wohlfeiler ist. Allein auch nicht sehr schön, aber mit 15 Duzend Tellern und einem vollständigen Dessert, doch ohne Schüsseln und Terrine, wird es immer gegen 2500 Franken kosten. Außerdem braucht man einen Surtout mit Bronzen, da sonst nichts hier Mode ist, was auch ungefähr dasselbe kostet. Am wohlfeilsten sind Gläser. Für 3—400 Franken hat man viel und schöne. Aber bei Küchenzeug fällt man beinahe in Ohnmacht. Außer diesen Dingen brauche ich einen Wagen, sonst aber für jetzt auch nur Kleinigkeiten, müßte ich aber nach sechs Monaten ein unmöbliertes Haus mieten, so sehe ich nicht hin. Jedermann ist hier in Seide mit unendlichen Bronzen, und so, daß fünf bis sechs Stuben gleich 30, 40 000 Franken kosten können. Ich denke aber immer, daß es besser ist, etwas mehr Miete zu geben und sich nur nach und nach einzurichten, wenn der Aufenthalt hier lange dauern sollte, was aber freilich wohl nicht der Fall sein wird.



Dein Almeublement, mein geliebtes Herz, muß freilich auch kosten, allein wir mußten doch auch etwas in Tegel haben. Auch habe ich wieder eine Dose bekommen, vom König der Niederlande, nun möchte ich gern nur mit diesen Dosen alle Schulden tilgen. Ich habe jetzt sechs stehen, lebe von der siebenten von Dänemark, die in Geld gegeben wurde, noch, und erwarte, was mir Jordis*) für die achte, die schwedische, bieten werden.

Caroline hat mich sehr gerührt. Das arme Kind scheint doch noch viel zu leiden. Grüße sie tausendmal von mir.

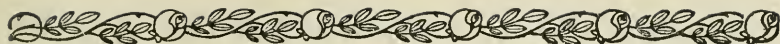
Ich war heute in der Giustinianischen Galerie, die freilich für Berlin und auch an sich schön ist, aber mir immer teuer scheint. Ich habe da die spanischen Bilder gesehen, die ein gewisser Bonnemaison, der Mitbesitzer der Galerie ist, für den König von Spanien restauriert. Die Perle hat sehr wenig gelitten, die Visitation auch nicht an den Figuren so viel, der Spasimo ist kaum zu erkennen. Die Madonna del Pez ist in solchem Zustande, daß die ganze Farbe abgehen will, und man also eine Gaze darüber gezogen hat. Du glaubst nicht, wie rührend das Bild nun aussieht. Die Zeichnung sieht man ganz, und der himmlisch schöne Kopf der Madonna hat gar nichts gelitten, aber die Farbe ist freilich sehr vergangen. Ich habe nicht davon wegkommen können. Es ist für mich der schönste aller Raphaels. Die Kasten mit diesen Bildern haben, weil man nicht wußte, was darin war, monatelang in Tours allem Wetter und Regen ausgesetzt gelegen.

Niebuhrs Heirat mit Lund**) finde ich ganz natürlich. Seine selige Frau hatte auch gar nichts Weibliches. Welche sonderbare Natur, dieser Niebuhr! In Schriften immer überkräftig und im Leben so mutlos und unbeholfen.



*) Bantier in Paris.

**) Johann Ludwig Lund, geb. 1777, † 1867, dänischer Maler.



37. Caroline an Humboldt

Berlin, 2. Oktober 1815
Französische Straße Nr. 42

Ich bin umgezogen und lebe noch, geliebtestes Herz. Die Nacht vom 30. zum 1. habe ich zuerst hier geschlafen. . . .

Ich habe Deinen lieben Brief vom 20. den 28. empfangen. Meine Gesundheit ist leidlich, doch habe ich oft Schmerz, Unruhe und Angst an der linken Seite. . . .

Ich mußte über Deinen Brief lachen, daß Du mir sagst, wir wären zwar auch sehr verliebt gewesen, und doch hätte Caroline Wolzogen sehr vergnügt und glücklich bei uns gelebt. Ach, wohl war es so, und wohl möchte ich diese goldne Zeit der Stille und Einsamkeit noch einmal leben. Aber das Vergangene bleibt vergangen, und still die Zukunft erharrend, umströmt uns der mächtige Drang der Gegenwart. —

Adelheid erwartet nun August, sie hat heut ein Mädchen genommen, und in acht bis zehn Tagen wird sie nicht mehr unter einem Dach mit mir schlafen. Alles Lostrennen ist fürchterlich, schmerzlich und zerreißend. —

Es stürmen so viel Menschen auf mich an, mein geliebtes Leben, daß ich schließe und Dich nur noch umarmen kann. Die Kinder grüßen.
Ewig Deine Li.



38. Caroline an Humboldt

Berlin, 5. Oktober 1815

Geliebtes Herz!

Nachdem ich am 2. meinen Brief geschlossen und fortgeschickt hatte, bekam ich Deinen teuren, lieben Brief vom 23. Ich muß in allem beistimmen, was Du über unsere Lage und über Carolinen insbesondere sagst. Caroline ist, wie Du Dir denken kannst, sehr froh, daß ich den Winter nun, wie es scheint, doch gewiß



hier bleibe. Sie ahndet indessen nicht, daß die eigentliche Ursache meines Entschlusses zu bleiben darinnen liegt, daß August sie nicht gern als seine Hausgenossin haben will. Ich habe gefürchtet, daß diese Entdeckung ihr eine große Bitterkeit in die Seele hauchen möchte. . . . Es bleibt von so etwas ein Stachel zurück, und man kann junge Gemüther nicht genug davor hüten.

Deine ganze Lage fühle ich, geliebtes Herz. Du kannst Dich jetzt von dem Posten von Paris nicht losmachen. Niemand fühlt das mehr wie ich. Darum eben wäre ich so gern zu Dir gekommen, die Gefahr der möglich ausbrechenden Unruhen hätte mich nicht zurückgehalten. Wo Du bleibst, bleibe auch ich. Nun muß man sehen, wie die Dinge sich gegen den Sommer hin stellen. Ich bin sehr begierig darauf und glaube an keine Ruhe in Frankreich.

Die Bildergeschichte ist sehr interessant, ich kann beinahe nicht zweifeln, daß Canova nun das meiste für den Papst zurückerhält, und für die Kunst ist das Zurückkommen der italienischen Sachen eigentlich das Wichtige und Bedeutende. Paris verliert natürlich für Menschen von unserm Geschmack und Ansichten sein größtes Interesse.

Was hast Du zum „Rheinischen Merkur“ gesagt, wie er Alexanders, Deines Bruders, Protegieren für das Französische gelehrt? Mir war es sehr ärgerlich, unseren Namen so genannt zu sehen. Alexandern wird es in seiner Art zu sehen und zu denken außerordentlich aufreizen und erbittern, obgleich er äußerlich einen Spaß darüber machen wird. Alexander erlebt, so wenig alt er auch ist, durch sein Ergreifen des französischen Wesens als Deutscher, eigentlich das Untergehen einer ganzen Zeit.

Mit Schlabrendorff ist es ganz etwas anderes. Er knüpfte seine Hoffnungen, seine Träume wenn Du willst, an die französische Revolution — und was ihm verloren geht, geht seinem Herzen, seinem Gemüt mehr noch wie seinem Geist verloren. Alexander



hingegen ist schärfer gekränkt, weil er nur durch seine eigene Eitelkeit mit den Franzosen zusammenhängt.

Ich danke Dir im voraus für die schönen Sachen, die Du für Adels Ausstattung schickst. Die kleine Adels freut sich ungemein zu den Kleidern und den Strümpfen ganz besonders. Ich sitze bis über die Ohren in Bettzeug und Handtüchern für sie. . . .



39. Humboldt an Caroline

Paris, 3. Oktober 1815

Der Kanzler läßt den Kurier, der gewöhnlich morgen expediert wird, heute abgehen, liebes Herz, und man hat vergessen es mir heute morgen zu sagen. Ich erfahre es jetzt erst, nachdem ich hier gegessen habe, und kann Dir also nur diese zwei Worte sagen.

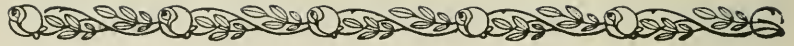
Gestern ist unter den Bevollmächtigten ein Protokoll unterschrieben worden, das alle Hauptbedingungen des Friedens enthält. Die mich wahrhaft freut, ist, daß wir Saarbrücken (das so gern preußisch werden wollte) und Saarlouis bekommen. Sage hiervon und vom Unterschreiben noch nichts, bis man es Dir sagt. Vermutlich wird der wahre Friede noch vor dem 15. unterschrieben, dann geht der Kanzler noch vor dem 20. weg. Lebe wohl, meine inniggeliebte Seele. Adieu die Kinder. Ewig Dein H.



40. Humboldt an Caroline

Paris, 4. Oktober 1815

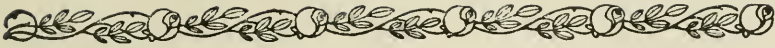
Augusts Brief ist, wie Du sagst. Allein des Mangels an Aufrichtigkeit zeihe ich ihn nicht so sehr oder rechne ihm diese nicht so hoch an. Glaube mir, teures Herz, wenn er nicht mit mir darüber gesprochen hat, so war es



nur, weil er mich nicht betrüben und mich nicht in Verlegenheit setzen wollte. Auch war es wirklich schlimmer, als Dir zu schreiben.

Er mußte einsehen, daß die Schwierigkeiten, die er macht, unsere Trennung verlängerten, mir das nun selbst zu sagen, mit mir darüber zu reden, Du empfindest, wie das gewesen wäre. Engherzig ist die Ansicht und die Art des Benehmens und Schreibens freilich. Allein, süße, teure Li, darüber dürfen wir uns keine Täuschung machen. August hat wirklich eine unendlich große Leidenschaft für Adelheid, eine solche Leidenschaft fordert ein großes Gemüt, ein größeres, als er hat, als ich ihm auch je zugetraut habe. Neben dieser Leidenschaft drängen sich religiöse, vaterländische, sogar ritterliche Ideen*) in ihm zusammen, da fehlt es denn natürlich an der Freiheit, an der Größe der Empfindung, die Du, aus der Erfahrung Deiner eigenen schönen, freien, großen Natur voranzusetzen gewohnt bist. So ist er nicht, so kann er nicht sein. Seine Leidenschaft unterjocht, zwingt, ängstigt sogar leicht seine Natur, statt daß diese sie in sich aufnehmen und eins mit ihr werden sollte. Es ist auch nicht zu leugnen, daß darum auf der einen Seite seine Leidenschaft eigensüchtiger ist, als es schön ist, und auf der anderen gleichsam beschränkt durch Pflichtbegriffe, die von selbst aus ihr hervorgehen sollten. Da Adel ihn ebenso liebt und so jung ist, wird alles gewiß gut gehen. Aber wenn je der Fall käme, daß Adelheid, wie es doch so leicht möglich ist und so gar nicht getadelt werden kann, einmal die unschuldigste Neigung für einen anderen faßte, so weiß ich nicht, wie unglücklich er werden könnte. Darum muß man ja leise gehen und nie die mindeste Störung eintreten lassen. Wohl sagst Du mit Recht, theures Kind, daß alles auf uns zurückfällt, ich kann Dir nicht be-

*) Das Ritterliche in Hedemanns Wesen war so hervortretend, daß er später im Bekanntenkreise nur „der Ritter“ genannt wurde.



schreiben, wie ich es empfinde, hier den Winter allein zu bleiben. Man liebt sich immer gleich herzlich; aber man ist manchmal mehr wie ein anderes Mal der Sehnsucht fähig, wie man nicht immer im Leben gleiches Vermögen hat, auch das Eigentümlichste zu umfassen, und mir ist, als hätte ich mich nie so gesehnt, Dich hier zu haben, als diesmal. Aber ich begreife alles und billige Dich ganz und gar.

Ich hatte nicht Zeit, Dir neulich die Friedensbedingungen zu schreiben. In kurzem sind es (ganz unter uns) folgende: Frankreich gibt heraus, was man ihm im letzten Frieden gelassen hat und bleibt in den Grenzen von 1790, also bekommt Belgien, Deutschland und Sardinien das damals Abgetretene zurück. Was vom alten Frankreich außerhalb lag, verliert es auch, also namentlich die Festungen Landau, Philippeville und Marienburg. Landau bekommt Österreich oder Bayern, wer von beiden auf dem linken Rheinufer bleibt. Die beiden anderen erhält der König der Niederlande. Dann gibt Frankreich an uns die Festung Saarlouis mit gehörigem Gebiet. Hüningen wird geschleift und innerhalb drei Lieues von Basel darf keine Festung angelegt werden. Frankreich zahlt 700 Millionen Kontribution, wovon ein Viertel zu neuen Festungen verwandt wird. Wir und England bekommen, als die am meisten getan haben, 50 Millionen mehr. Unser ganzer Anteil wird gegen 140 Millionen Franken machen. Endlich bleiben 17 französische Festungen von 150000 Alliierten auf französische Kosten fünf Jahre lang besetzt, wenn man nicht nach drei findet, daß Frankreich gehörig ruhig ist.

Jetzt steht auch in französischen Zeitungen, daß die Nachener Säulen sur les instances du Baron de Humboldt hier geblieben sind. Eine Bosheit eines Deutschen, vielleicht Varnhagens*). Dieser hat es, im Vorbeigehn gesagt, doch dahin gebracht, daß selbst der so unendlich gutmütige Kanzler ihn giftig und boshaft nennt. Er

*) Karl August Varnhagen v. Ense, geb. 1785, † 1858, Schriftsteller.



kommt aber doch zu Krusemarc*) nach Wien. Alexander läßt einen Gegenartikel einrücken. Canova läßt einpacken. Die Wut der Franzosen darüber kannst Du Dir nicht denken. Sie werfen nun alle dem Papst vor, daß er Bonaparte gekrönt hat. Die drei Mächte, denn Rußland ist immer dagegen gewesen, haben beschlossen, den Papst zu beschützen. Es sollte also von jeder wechselseitig Wache auf dem Museum sein. Der König hat es aber (unter uns) schlechterdings nicht von seinen Truppen zugeben wollen. Auch kann es nun nicht geschehen, doch geht das Wegnehmen darum immer fort. Den Kanzler setzte dieser Befehl des Königs in einige Verlegenheit.

Ich habe gestern vom König Abschied genommen. Er war sehr freundlich.

Flemming**) wollte schlechterdings nach Brasilien gehen, wo man jemand hinschicken will, einen Handelsstraktat zu machen. Allein der Kanzler und ich haben gefunden, daß es unvernünftig wäre, jemanden, der gut ist, gleich übers Meer zu senden, und auch nicht vorteilhaft für ihn. Er wird also vermutlich bei mir fürs erste bleiben. Wagner hat mich auch gebeten, ihm auszumachen, daß er noch einige Monate hier bei mir sein kann, und ich habe es getan. So bleibe ich unter Bekannten. Boisdeslandes will zwar absolut nach Berlin, weil er alles Geld, das er hat, in Meubles gesteckt hat, die nun, wie es scheint, ausschließlich sein Herz besitzen. Allein er wird auch noch einige Monate hier bleiben müssen. Eigentlich zu ernähren brauche ich freilich nur Flemming. Allein die andern gehen doch nie ganz leer aus, und so vermehrt

*) Friedr. Wilh. Ludwig v. Krusemarc, geb. 1767, † 1822, war 1810 Gesandter in Paris, 1813 und 1814 im Hauptquartier des Kronprinzen von Schweden. 1815 Gesandter in Wien.

**) Graf Flemming, Neffe Hardenbergs, Legationssekretär bei Humboldt, wurde 1816 Gesandter in Rio de Janeiro, dann in Lissabon und 1823 in Neapel.



das die Kostbarkeit der Mission. Vor dieser scheue ich mich entschliesslich, und gleich kann ich keine Zulage erhalten. Ich werde aber doch suchen, einen außerordentlichen Zuschuß zu bekommen. Nur wird das immer erst in einigen Monaten möglich sein.

Lebe wohl, meine innigstgeliebte Seele. Umarme die großen und kleinen Kinder.
Ewig Dein H.

Wellington ist, wie ich Dir schon schrieb, auf einmal in die größte *désaveur* gekommen. Außer dem Museum wirft man ihm vor, daß er Fouché im Ministerio erhalten wollte, und, woran er freilich sehr Unrecht tut, daß er mit Madame Hamelin[?], die schon den Franzosen ein Anstoß in Lucchesinis*) Salon war, und ein paar anderen, ganz bonapartistischen, und deswegen und wegen ihrer Aufführung gar nicht in der Gesellschaft geduldeten Damen, fast ausschließlich umgeht.



41. Humboldt an Caroline

Paris, 5. Oktober 1815

Ich habe Dir durch denselben Kurier, der Dir diesen Brief bringen wird, gestern geschrieben und schreibe Dir heute wieder, um Dir etwas Unvermutetes mitzuteilen, was aber, wie ich mir schmeichle, auch Dir angenehm sein wird. Ich bin wieder auf einige Zeit vom Pariser Posten befreit, gehe, sobald man hier fertig ist, weg und habe eine zwar ungewisse aber doch entfernte Hoffnung, Dich zu sehen. Wie man überschlagen hat, was noch nach dem hiesigen Arrangement zu tun wäre, hat sich eine wichtige, höchst *épineuse* und schwierige Unterhandlung**) in

*) Graf Girolamo Lucchesini, geb. 1751, † 1825, preußischer Diplomat, 1793—1797 Gesandter in Wien, 1802—1806 Gesandter in Paris.

**) Ohne jede Berechtigung erhob Bayern, für den Fall, daß der Mannesstamm der regierenden badischen Linie ausstürbe, Ansprüche auf die Rhein-



Frankfurt am Main, die Preußen und Österreich über Ländertausche mit Bayern, Baden und Darmstadt führen müssen, gefunden, und wie es immer geht, der Kanzler hat nicht gewußt, wen er dazu bestimmen sollte. Also hat er mir vorgeschlagen, dies noch abzumachen und erst nachher hierherzukommen, und ich habe es gern angenommen, weil es mich jetzt von hier in einer sehr unangenehmen Periode wegbringt, weil ich die Hoffnung habe, Dich zu sehen, da ich wohl leicht nach Beendigung des Geschäfts einen Urlaub auf 14 Tage nach Berlin bekomme, und da, weil man nie weiß, wie lange eine Sache währt, wohin sie führt und was in der Zwischenzeit geschieht, ich vielleicht auf diese Weise die ganze Pariser Stelle los werde.

Was mir aber das Liebste ist, ist, daß ich durch einen Aufenthalt in Frankfurt jetzt, also im Mittelpunkt der deutschen Angelegenheiten, in Deutschland beschäftigt bin und dort Ansehen gewinne und forterhalte.

Der Kanzler glaubt, dies Geschäft wird nur sehr kurzdauernd sein. Ich stelle mir das nicht vor, nur wäre es unnütz, ihm zu widersprechen. Ich weiß, wie schwierig das durchzusetzen ist, was man will, und glaube nicht an weniger als 2, 3 Monate. Indes geht die Bundesversammlung an, wer weiß, welche Schwierigkeiten da vorkommen, geht es dann hier ruhig zu, so daß ich hier weniger nötig scheine als dort, so läßt man mich für andere Gegenstände, kurz es ist etwas Neues und nicht zu Berechnendes. Du beschuldigst mich so immer, das Neue zu lieben, also kannst Du begreifen, daß es mir angenehm ist. Lachen aber muß ich in mir, daß, solange der Kanzler die wirklich wunderbare Idee beibehält, daß etwas irgend Erhebliches nur durch mich gemacht werden kann, es unmöglich ist, daß ich zu einiger Ruhe komme. Davon, daß, Du nach Frankfurt kommen könntest, rede ich nicht. Du weißt, wie

pfalz, den Main- und Tauberkreis. Österreich unterstützte im eigenen Interesse Bayern, während Preußen auf Badens Seite stand.



glücklich es mich machen würde, allein die Schwierigkeiten, die Dich hinderten, nach Paris zu kommen, sind hier, abgerechnet, daß die Abwesenheit kürzer wäre, dieselben.

Außer Augusten und den unendlich verschwiegene Kindern sage noch niemandem etwas von dieser Sendung, liebes Kind. Lebe innigst wohl, schon der Gedanke, Dich doch vielleicht in kurzer Zeit zu sehen, macht mich unbegreiflich glücklich. Ewig Dein H.

Unter uns: Der Prinz kommt nicht an den Rhein, er müßte denn Gouverneur in Mainz werden. Gneisenau hat das gemacht. Sage es nicht Augusten. Nur wenn er häusliche Plane gerade darauf macht, daß es, und noch in diesem Winter, geschehen würde, die sonst nachtheilig sein würden, so halte ihn zurück, und stell ihm vor, daß doch wohl noch der Winter darüber hingehen würde, sage ihm auch allenfalls, ich habe das als eine fast gewisse Vermutung geschrieben.



42. Humboldt an Caroline

Paris, 7. Oktober 1815

Ich habe Dir neulich von dem Auftrag geschrieben, den ich für Frankfurt habe, und Du wirst gesehen haben, daß ich ihn gerne übernehme. Ich habe wirklich eine ordentliche Sehnsucht nach Deutschland zurück, die aber im Grunde nichts ist, als eine Sehnsucht, Dir nahe zu sein. Es ist mir, als hätte ich nie eine so tiefe, innere, geistige gefühlt, mit Dir zu sein, ich bin es nicht mehr in Frankfurt, als hier, allein ich habe doch die Hoffnung, vielleicht von da nach Berlin zu kommen. . . .

Bei Deutschland fällt mir ein Streit ein, den der König neulich bei Tisch mit dem Erbprinzen von Mecklenburg*) über die deutsche

*) Georg, geb. 1779, † 1860, wurde 1816 Großherzog von Mecklenburg-Strelitz.



Kaisermwürde gehabt hat, und der von Adelsheid angefangen hat. Alexander war dabei, ich nicht. Der Erbprinz, von dem man nicht leugnen kann, daß er immer sehr freundschaftlich, treu und liebenswürdig ist, hat angefangen, von unsern Kindern zu sprechen. Zuerst von Carolinens Krankheit; der König hat gesagt, daß dies die Ursache sei, wie er höre, daß Du nicht den Winter herkämfst. Dann hat er von Adelsheids Schönheit gesprochen, wo ihm der König beige stimmt ist, und von Gabrielen. Alexander hat gesagt, daß beide auch bewiesen hätten, daß man nicht in Deutschland von klein an zu sein brauche, um sehr gut Deutsch zu sprechen, denn beide sprächen jetzt ausgezeichnet gut. Der König hat geantwortet mit Lächeln: „Das glaube ich, ein so deutscher Mann wie Hedemann würde keine Frau genommen haben, die nicht gut Deutsch redet.“ Einen Augenblick darauf aber hat er sich wieder zu Alexander gewendet und hat gesagt: „Wenn ich Hedemann einen deutschen Mann nenne, so meine ich das im recht guten Sinn und nicht, wie es jetzt so viele gibt.“ Hier ist nun der gute Erbprinz mit einem Stoßseufzer: „Ach! Wenn es nur recht viele gäbe!“ eingefallen. Darauf ist der König in seine alten Sätze verfallen: Deutschland im ganzen sei nichts, es wären wohl Osterreich, Preußen, Bayern, nirgends aber Deutsche, im kleinsten Teil der östereichischen Staaten rede man Deutsch, in einem bedeutenden der preußischen andere Sprachen. Der Erbprinz ist aber immer dabei geblieben: Deutschland müsse eins sein, es müsse jetzt einen Kaiser haben, und der müsse der König selbst sein, und in Wien sei der Augenblick dazu dagewesen, und er habe sich schon gefreut, (und dabei hat er das Glas genommen) auf die Gesundheit eines protestantischen Kaisers trinken zu können. Vor allen Leuten war dies etwas stark. Der König hat gesagt, er habe es nicht gewollt und die andern hätten ihn nicht gewollt, so hätten sich beide Teile begegnet. Der Erbprinz aber ist weiter gegangen; man habe ihn

96



wohl gewollt, die Mehrzahl der Fürsten, nur die Intrigen Metternichs hätten es verhindert. Da ist denn die Unterredung vom König abgebrochen worden. Ich weiß dies von Alexander. Erzähle es doch Augusten und den Mädchen, die sind alle sehr verschwiegen. Ich denke mir, daß es Dich und sie amüsieren wird.

Der König ist heute noch hier. Er hat schlechterdings, natürlich incognito, der Eröffnung der Kammern heute beizohnen wollen. Morgen ganz früh geht er aber ab. Wir Minister sind nicht zu der Eröffnung gegangen. Es schien in jeder Rücksicht anständiger, es nicht zu tun.

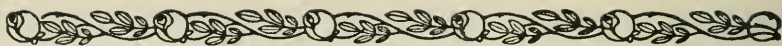
Die Statuen und Bilder des Papstes werden mit größtem Eifer eingepackt. Der Apoll und Laokoon sind nicht mehr im Museum. Du wirst in den Zeitungen lesen, daß die Mediceische Venus beim Abnehmen zerbrochen ist. Auf dem Museum behauptet man es. Aber die Oesterreicher leugnen es. Überzeugen kann man sich nicht mehr, weil sie schon eingepackt ist.

Wie die Franzosen gegen den Papst wüthen, davon hat man keinen Begriff. Beständig fort wird ihm nun die Krönung Napoleons vorgeworfen. Die Pallas von Bellettri soll gekauft sein und bleibt also hier. Ebenso die ganze Borghesische Sammlung. Daß die Engländer Statuen und Gemälde des Papstes gekauft hätten, ist ganz unrichtig. Was geschehen ist, aber als ein großes Geheimnis behandelt wird, ist, daß sie dem Papst das Geld vorschießen, welches das Einpacken kostet.

Ich habe gestern ein Diner gehabt. Der Staatskanzler, der Perfide*), Gneisenau, Boyen, Bülow, Altenstein, der alte Jacobi**), Jordan und Alexander. Hätte ich einige Tage früher gewußt, daß ich nach Frankfurt ginge, hätte ich es nicht getan. Aber so wollte ich einen Koch probieren. Er hat bei Davout gedient und

*) Graf Ernst von Hardenberg.

**) Vermuthlich der Diplomat Jacobi-Klöft, geb. 1744, der im Herbst 1815 von Wien nach London ging.



scheint ein sehr ordentlicher Mensch. Auch ist er der wohlfeilste, der sich präsentiert hat. Denn er fordert nur 100 Franken monatlich. Hardenberg, der bei Essen und Trinken ein vortrefflicher Richter ist, hatte erst mit mir den Küchenzettel verbessert, dann, mit dem Küchenzettel in der Hand, hat er gegessen, Du glaubst nicht, mit welchem Eifer, aber auch mit welcher Treue. Denn er hat gar nicht gesprochen, sondern immer wie ein Höllenrichter dagesehen und hernach seinen Auspruch getan. Das Resultat ist gewesen, daß der Koch vortrefflich ist, viel besser als der, den Bülow genommen hat, und dem er wenigstens 20—30 Franken monatlich mehr gibt. Nun muß meiner freilich noch durch die Feuerprobe der Rechnungen gehn. Besteht er die auch, und ist er nicht zu teuer, so werde ich ihn mir wenigstens zu sichern suchen, um ihn, wenn ich wieder herkomme, haben zu können.

Sonst ist es noch recht glücklich gewesen, daß ich gerade jetzt erfahren habe, daß ich nach Frankfurt gehen soll. Gerade zwischen hier und dem 15. hätte ich Leute angenommen, Sachen gekauft und allerlei Ausgaben gemacht. Jetzt ziehe ich vermutlich gar nicht in mein eigenes Haus vor meiner Abreise ein.

Lebe wohl, innigst geliebtes Herz.

Ewig Dein H.



43. Caroline an Humboldt

Berlin, 12. Oktober 1815



Ich habe, mein teures Leben, Deine lieben Zeilen vom 3. d. M. schon vorgestern abend bekommen und danke Dir sehr für Deine Liebe.

August ist gestern um 4 Uhr angekommen. Am Morgen 8 Uhr kam ein Brief von ihm mit einem vorausgeschickten Kurier, der Abtheilung sagte, er werde zwischen 3 und 4 Uhr ankommen. Daß sie ihn in seinem Quartier erwarten sollte, war längst eine von ihm



bestimmte Sache. Am Morgen ließen wir das Bett hintragen, alles übrige war vorbereitet. Adelschen frühstückte à la fourchette zu Hause und begab sich um 2 Uhr allein in ihre Wohnung. August hat erst hierher kommen müssen, um sich zu orientieren, er hatte die Zimmer nicht finden können, in denen Adelsheid ihn erwartete. Er kam aber nicht herein, sondern erst später mit Adelsheid zurück, wo er dann hier aß, und die Mutter, Tante und Schwester den Abend hier zubrachten. August ist ganz unverändert im Aussehen. Er fand Adel sehr schön und blühend. Sie ist es auch wirklich mehr noch, als da er ging. Am Abend, wie er nach Hause ging, kann ich Dir nicht leugnen, war es mir sehr weh, sie von mir zu lassen.

Ich schicke Dir heut, liebes Herz, eine Kiste mit dem hierbei bezeichneten Silber. Die Leute machen mir alle bang und sagen, sowie die Truppen den Rücken gewendet haben würden, so werde der König gewiß auch gehen müssen, und folglich auch Du. Ach, wie möchte ich bei Dir sein, mein liebes Herz, um alles mit Dir zu teilen, was Dir irgend begegnen möchte!

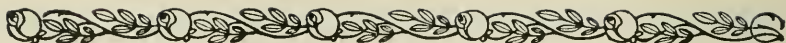
Ich bin außerordentlich begierig, wie das mit den venetianischen Pferden ablaufen wird, und fände es ein arges Dementi, wenn sie nun stehen blieben. Allein die Art des Wegnehmens will mir nicht recht gefallen. Bei uns und in Italien nahmen die Franzosen nicht die Nacht. Warum denn die, die ihr Eigentum wieder nehmen? Ich vermiße unendlich oft das wahre Gefühl von Würde und Recht in den Dingen, die geschehen.

Verzeih mein unterbrochenes Schreiben heut, ich will auch lieber aufhören. Ich habe einen kranken Bedienten. Nun kommen heut tausend Sachen zusammen und ein ewiges Ein-und-aus-laufen wegen Adels noch nicht eingerichteter kleiner Wirtschaft.

Adieu, geliebtes Herz.

Ewig Dein.





44. Humboldt an Caroline

Paris, 14. Oktober 1815

Db ich vom Pariser Gesandtenposten loskomme, mag ich freilich noch nicht zu sagen wagen. Allein Frankfurt ist ein erster Schritt. Wie ich den Kanzler kenne, geht die Sache so: Benimmt sich Gols^{*)} zu seiner Zufriedenheit, d. h. vorzüglich begünstigen ihn die Umstände dazu hinlänglich, so wird der Kanzler mir ein Geschäft nach dem andern in Frankfurt zu meinem jetzigen auftragen, und mein Aufenthalt wird sich dadurch unfehlbar verlängern. Ferner wird der Gang der Geschäfte im Bundestag einen großen Einfluß auf meine Sache haben. Geht dort etwas vor, was von Wichtigkeit ist, so kann ich sehr leicht hinzutreten müssen. Unter uns gesagt, ist Stein mit Rüster^{**)} dazu bestimmt. Das geht, man mag einen allein oder gar beide zusammen, die inkompatibelsten Naturen, nehmen, nicht einige Monate lang. Habe ich aber einmal mit Bundesgeschäften zu tun, so kann das sehr weit führen.

Für uns, unsere Familienlage und selbst unser Vergnügen wäre vielleicht Frankfurt und der Bundesgesandtenposten keine üble Sache. Wien gefällt uns allen nicht. An Petersburg wird keiner von uns je denken. London ist zu teuer. Paris hat mit den Kunstwerken seinen höchsten Reiz verloren und hat sonst viel Unangenehmes. Frankfurt ist gewiß an sich nicht angenehm, aber wir bilden uns leicht einen eigenen Kreis. Und rund herum ist die Gegend hübsch, und Reisen für Dich überallhin im Sommer leicht. Du wirst sagen, daß das alles nur meine Manier ist, den Ort für den besten zu halten, an den ich gehen muß, und das mag auch sein. Allein wirklich ist doch vieles, was ich hier sage, unpar-

^{*)} Karl Heinr. Friedr. Graf v. d. Gols, geb. 1772, † 1822. Gesandter in Paris von 1814 bis 1822.

^{**)} Johann Emanuel v. Rüster, geb. 1764, † 1833, später preussischer Gesandter in München.



teüsch genommen, wahr. Auf jeden Fall bleibe ich gern den Winter hindurch in Frankfurt, warte Dich dort im Frühjahr ab, und wir gingen so nach Paris. Daß Paris jetzt bis aufs Letzte alle fremden Kunstschätze verliert, weißt Du nun schon gewiß. Die Franzosen haben sich scheinbar darin ergeben, allein es ist ein Stachel zurückgeblieben. Das gedenkt ihre Eitelkeit ewig. Castlereagh*), der sonst selten etwas so Richtiges sagt, behauptet aber immer mit Recht, daß die Demütigung ihrer Eitelkeit gerade das Wichtigste dabei war. Müßling**) hat auch der Heidelberger Bibliothek 39 Manuskripte mit Canovas Einwilligung wiedergeschafft, die man im Dreißigjährigen Krieg geraubt und dem Papst gegeben hatte, wie Du weißt. Alles mit der Kraft der Baguette. Es ist die einzige Sache, in der das Rechte geschehen ist.



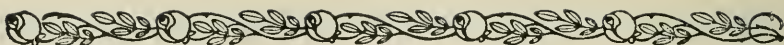
45. Humboldt an Caroline

Paris, 16. Oktober 1815

Man hat (unter uns gesagt), gestern die letzten detaillierten Arrangements über die Kontributionszahlung und die Verpflegung der in Frankreich bleibenden Truppen unterschrieben, und es sind jetzt nur noch Artikel über die Reklamationen der Privatleute zu machen übrig. In acht Tagen, glaube ich, kann alles unterzeichnet sein. In den Vorbereitungen zur Unterhandlung, die ich in Frankfurt übernehmen soll, zwischen Österreich und Preußen, haben sich zwar noch Anstände gefunden, die gehoben sein müssen, ehe ich mit den deutschen Höfen etwas anfangen kann; allein ich denke, es wird geschehen, und es wird bei meiner Reise nach Frankfurt bleiben. Ich wünsche es von Herzen.

*) Vgl. S. 60.

**) Friedrich Ferdinand Karl Frhr. v. Müßling, geb. 1775, † 1851, zuletzt Generalfeldmarschall.

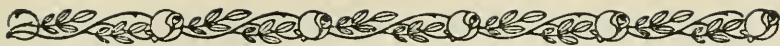


Alexander prangt wieder, wie er mir selbst sagt (denn seit jenem berühmten Blatt scheint er nach dem Grundsatz, daß man den Feind im Angesicht behalten muß, regelmäßig den „Rheinischen Merkur“ zu lesen), jedoch nur mit Anfangsbuchstaben wegen der Säulen in einem der neuesten Stücke. Allerdings ist auch mir das, wegen des Namens, nicht angenehm. Allein ich glaube doch nicht, daß selbst der „Merkur“ mich im Verdacht der Beschützungs der Franzosen hat. Wenigstens hätte er vollkommen Unrecht. Denn ich empfangen hier manchmal die unzweideutigsten Beweise, daß die Franzosen vielleicht niemanden ihrem Interesse so entgegen-gesetzt halten, als mich.

Einen wirklich lustigen Fall muß ich Dir doch darüber unter uns mitteilen. Blücher hat hier mehrere ihm verdächtig scheinende Briefe aufgefangen. In einem unter diesen ist bloß von mir und Wellington die Rede. Die Hauptstelle lautet folgendermaßen: „Alexandre ne se dément pas de la belle conduite qu'il a tenue en 1814; mais il a à combattre des puissances d'une avidité bien perfide. C'est surtout la Prusse et son Ministre Mr. de Humboldt que nous avons pour plus grand ennemi. Il y a encore quelques jours que ce perfide Ministre engageait les puissances“ usw. Nun kommt, daß ich eine Art Teilung Frankreichs vorgeschlagen hätte, in der England Bretagne bekäme, und solche hirnlose Dinge mehr. Hernach wird von Wellington erzählt, wie ihm nach seiner Expedition im Museum bei der Herzogin Duras[?] und der S?ville jedermann den Rücken zugekehrt habe, und sehr gut (weil es wirklich wahr und schwach von Wellington war) hinzugefügt: il s'en alla piqué, et peut-être trop sensible à ce froid accueil.

Mit dem Einpacken des Museums geht es sehr gut. . . .





Die Nachricht, daß Du nach Frankfurt gehen wirst, hat mich unendlich überrascht und erfreut. Wenn auch wir uns nun nicht sehen sollten, so schneidet es die Zeit. Ich könnte doch auch vielleicht auf einige Wochen hinkommen und irgend- ein Arrangement für Caroline machen. Wirst Du den 10. November wohl dort sein? August habe ich es gesagt und den drei Mädchen, sie waren alle sehr erfreut. . . .

Woher aber mag diese Ansicht Gneisenaus kommen? Er wird dort Gouverneur, das war wenigstens vor dem diesjährigen Krieg seine Bestimmung, und er nahm darüber Komplimente an, allein sollte diese wichtige Provinz, die man ein zweites Preußen nennen könnte, nicht ein Vizekönig haben? Und eignet sich der Prinz, vorzüglich wegen der Prinzessin, nicht ganz besonders dazu? Die Prinzessin rechnet noch darauf. Sie fragte mich, warum August nicht zu mir ins Haus gezogen wäre, so könnte ich ja Deinen Wunsch erfüllen und zu Dir nach Paris gehen. Ich antwortete, weil er in der Meinung stände, daß er den Prinzen wohl an den Rhein begleiten würde, wenn dies des Prinzen Bestimmung sei, und in solchem Falle wäre dann Caroline ohne Stütze hier. Die Prinzessin schien dies, Augusts Attachement an den Prinzen und die Aussicht des Prinzen, an den Rhein zu kommen, sehr gern zu hören. Die Prinzessin würde gewiß eine viel lebendigere Person sein, wenn ihr ein bewegterer Kreis vorgezeichnet würde. Man sagt auch hier allgemein, daß die große Zurückgezogenheit, in der sie lebt, mehr der Geschmack des Prinzen als der ihrige sei!





47. Caroline an Humboldt

Berlin, 19. Oktober 1815

Ich habe letzters gar nicht auf die sehr hübsche Anekdote in Deinem Brief, auf das Gespräch des Erbprinzen von Mecklenburg mit dem König, geantwortet. Ich finde es außerordentlich hübsch, und es hat mich, August und die Kinder sehr amüsiert. Es ist immer gut, daß dem König dergleichen gesagt wird, wennschon ich zugeben will, daß der Erbprinz etwas weit in einem Gespräche ging, das bei Tische gehalten wurde. Das ist eine trostlose Idee, daß es kein Deutschland gäbe. Freilich gestehe ich, daß es in gewissem Sinne noch immer ein unsichtbares Reich ist, aber wer hat nicht in dieser Zeit an das Unsichtbare glauben gelernt, das über dem Sichtbaren waltet, und wer möchte leugnen, daß diese Kriege, und vor allem die glänzenden Schlachten des Jahres 1813, mehr durch die heilige Blut, die in den Herzen der Kämpfenden lebte, als durch die materielle Kraft ihres Armes ausgefochten sind?

Ich muß mich ärgern, zu sehen, daß die Jahrestage der Schlacht von Leipzig ohne alle öffentliche Erinnerung, ohne alles Fest- und Dankgebet vorübergehen. Das ist nicht recht. Den Sinn des Volkes sollte man fortdauernd auf so große Begebenheiten richten; denn die Zeit träger Ruhe, die in unserer Kindheit war, die ist gewiß noch auf lange Zeit vorbei. Und wohl uns, daß sie vorbei ist, und im Umschwung der Dinge kann die wohl so leicht nicht wiederkommen. Das Volk, des man bedarf, ohne das man in letzter Instanz eigentlich nie das Große ausführt, in dessen Sinn sollte man auch das geschehene Große recht im Andenken erhalten und es daran für die Zukunft erziehen.





Mich soll recht wundern, was Du zu Frankfurt sagen wirst. Wenn nur mein Aufenthalt dort, nämlich seine Dauer, nicht so gar ungewiß wäre; allein es ist unglaublich, wie sich auch darüber nichts sagen läßt.

Der Posten hier wäre, wenn man die Sache in sich, nicht wie sie ausgeführt werden wird, ansieht, von unendlicher Wichtigkeit. Die Armee, die in Frankreich bleibt, soll eigentlich den König hier halten, der sonst vielleicht nur sehr kurze Zeit sich selbst behaupten könnte. Es bleiben (unter uns) selbst in Paris fürs erste, und bis der König eine eigene Garde hat, Truppen. Alles dies kommandiert Wellington, und mehr oder weniger hat er es in Händen, ob er will marschieren lassen oder nicht, wenn hier Unruhen entstehen.

Mit dem nächtlichen Wegnehmen der Venetianischen Pferde hast Du vollkommen recht. Nur der Bijou*) kann so etwas erfinden. Auch hat er es bei Tage vollenden müssen. Von den übrigen hat niemand so etwas getan. Ich lege Dir eine Zeitung bei, welche einen Brief von Wellington über sein Wegnehmen der Kunstfachen enthielt, der trefflich ist. Hätte er nur immer und über alles so gesprochen! Allein so ist er, immer abhängig vom Augenblick, immer persönlich und egoistisch, ein scharfer Verstand und ein eisenfester Wille, allein kein großer Kopf und noch weniger ein großer Charakter.

Mit dem armen Staatskanzler geht es noch immer nicht ganz gut. Er hat fast immer Kopfschmerz und ist wenig aufgelegt. Wenn ich dies und die äußere und innere Lage der Dinge bedenke, so sehe ich sehr trübe und weiß nicht, was daraus werden soll. Der gute Staatskanzler hat durch seine ganz persönliche Regierung alle Formen so auseinander gehen lassen, daß es kaum Fäden

*) Metternich.



gibt, wo man Kraft und Einheit, die nicht wieder so persönlich sind, anknüpfen kann. Dabei begnügen sich wenige, in ihrem Wirkungskreis zu bleiben. Alles will darüber hinaus.

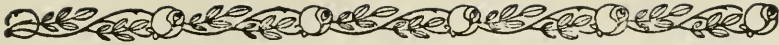


49. Humboldt an Caroline

Paris, 28. Oktober 1815

Ich habe Deinen lieben Brief vom 19. bekommen, geliebtes Herz. Der Erbprinz, dessen Äußerungen über Deutschland Du sehr recht hast, hübsch zu finden, wird vielleicht mit diesem Briefe schon selbst bei Dir sein. Seine Gesinnung ist immer tadellos, aber die Jugend gab ihm ehemals eine lebenswürdige Lebendigkeit, die jetzt fast auf die Gefstikulation eingeschränkt ist.

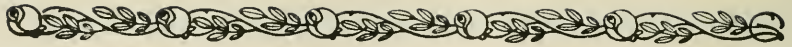
Allerdings ist es eine trostlose Idee, daß es kein Deutschland geben sollte. Du hast aber sehr recht, zu sagen, daß es ein unsichtbares gibt, und ich glaube wie Du, daß es in kurzem ans Licht treten wird, aber schwerlich auf dem Wege, den man ihm vorbereitet. Was Du vom Volk sagst, hat mich unendlich durch seine Wahrheit ergriffen. Allerdings kann man nichts ohne das Volk ausführen und bedarf seiner beständig. Aber man bedarf noch viel mehr, um recht zu handeln und verkehrtem Handeln zuvorzukommen, seines Sinns und Gemütes, und die ganze, aber darum auch für den Augenblick unheilbare Krankheit der Zeit ist dieser furchtbare Zwiespalt zwischen denen, die das Rechte wollen, und denen, die für das Rechte auch nicht einmal Sinn haben, sondern in Schlaffheit und Blindheit alles halb und verkehrt machen. Ehe das nicht aufhört, und solange die Menschen die Geschäfte machen und regieren, die weder Grundsätze, noch Gemüt, noch Empfindung haben, und die anderen, die wenigstens fühlen, daß man dies alles nicht entbehren kann, sich zwar das Regieren gefallen lassen müssen, aber sich bewegen, tadeln, schreien, solange muß es



schlecht gehen. Ja, was das Schlimmste ist, so macht dieser laut werdende Widerstreit die schlechte Partei nicht besser und verführt sogar noch die gute, auch wieder aus ihrem Gleis herauszutreten. Die ganze Frage ist nun bloß die: wird dieser Streit zum recht wahren Ausbruch kommen, aus dem dann mehr oder weniger eine Insurrektion wird, oder wird es sich hinschleppen, bis die Generation, die einmal unverbesserlich frivol ist, dahingeht, und eine bessere folgt? Denn in allen Ländern hat die Jugend, die schon darum dem Volk näher ist, weil das Volk eine ewig jugendliche Masse bleibt, bessere Gesinnung. Der Verderb liegt in Deutschland und in allen Deutsch redenden Ländern in der undeutschen Art der höchsten Klassen, in dem furchtbaren und elenden Wesen, das man Gesellschaft nennt, in der schlaffen, nicht einmal sich wahrhaft auf Genuß verstehenden Uppigkeit der Lebensart, in der gräßlichen Leere des Kopfes und des Herzens. In Preußen hat das Unglück mehr Volksmäßigkeit und Einfachheit hervorgebracht, und ein besonders glückliches Schicksal gemacht, daß der König und seine Familie denselben Sinn hat. Dazu kommt der Staatskanzler, der darin wie in allen Eigenschaften, die das Wesen des Charakters treffen, untadelhaft ist. Allein darum ist auch Preußen, wie das gute und böse Prinzip, in beständigem Streit mit den übrigen Höfen, und kommt wieder (nämlich als Regierung) in Streit mit seinem eigenen Volk, weil es in jenem Streit gar nicht anders kann als oft oder wenigstens manchmal nachzugeben.

In Frankreich sind alle Klassen ohne Unterschied in der beschriebenen Verderbnis. In keiner gibt es Grundsätze, in keiner Gemüt, bloß bis auf einen gewissen Punkt und in gewissen Fällen eine Art mitleidiger Weichheit und leichtsinniger Gefälligkeit, an deren Stelle denn in anderen empörende Härte und Grausamkeit tritt.

In England ist der Zustand für alle inländischen Angelegenheiten auch bei der höchsten Gesellschaft viel besser als in Deutschland, aber



nur ausschließend für diese. Bei den auswärtigen hat man den gleichen Kampf mit Halbheit und Kälte, nur ist doch immer Sinn für Grundsätze da, und selbst das Unrecht geschieht nur, indem man einen Grundsatz dafür sich erdichtet.

Von den Russen sehen wir eigentlich nie die Nationalität in ihrer guten Eigentümlichkeit. In dieser kommt sie nicht über die Grenze. Was wir kennen, ist fast ganz ausländisch gebildet und geartet.

So denke ich mir, teure Seele, die innerliche Lage Europas, aus der allein immer eigentlich die äußere hervorgeht, die besondere Preußens, die noch bestimmtere der preussischen Regierung, an der ich leider noch vielleicht lange teilnehmen muß. Ich tue es ungern, nicht, daß ich nicht manches hätte, was mich wohl fähig macht, die Sache zum Besseren zu lenken, und noch weniger, daß es mir am schlichten Willen fehlte, meine ganze Existenz daranzusetzen. Das, weiß ich, würde keiner mit so wenig Aufwand und Aufheben tun als ich; denn ich lebe so sehr in meiner innerlichsten Einsamkeit, daß es mir gar nicht in den Sinn kommt, daß ich bei irgend etwas, das nicht diese, die auch der Tod nicht entreißt, angeht, ein Opfer mache. Allein ich bin fest in mir überzeugt, daß bei uns ein solcher Widerstreit auch der guten Elemente ist, daß so viele wollen, und so wenige recht wissen was, daß es jetzt so allgemeine Stimmung ist, nur vorzüglich recht zu zeigen, daß man etwas will, daß kein einzelner verhindern kann, vom Strom fortgezogen zu werden, und endlich vielleicht das Beste ist, sich fortziehen zu lassen, was aber meiner Natur entgegen ist, da ich nie anders als mit Besonnenheit handeln kann und mag, und dann leicht und immer gleich das Extreme, wenigstens für mich, Halten oder Brechen, wähle.

Dann ist es sichere Erfahrung bei mir, daß, obgleich es gewiß wenige Menschen von meiner Treue in jedem Verhältniß gibt,

108



ich doch, was bei großer Wirksamkeit unumgänglich nötig ist, nie bei vielen Vertrauen haben werde. Das liegt in meiner besonderen Individualität, die ich nun einmal für keine Sache aufgeben werde, dann auch wirklich in gewissen Mängeln. Das Volksvertrauen ist ein Glück, dem aber in dem, der es hat, auch immer eine beneidenswürdige Anlage, eine Art Genie des Charakters entspricht. Endlich kann ich selbst nicht leugnen, daß alle Erfolge in privaten und öffentlichen Dingen mir immer gleichgültiger sind als die Konsequenz des Handelns, sie hervorzubringen. Ich weiß recht gut darum, daß ich deswegen nicht weniger eifrig und nicht weniger einfach auf den Erfolg hinwirke. Allein anderen bringt man diese Überzeugung nie bei, und die Art, was in der Beurteilung bei anderen schaden kann, zu vermeiden, oder, was ich besitze, bei anderen geltend zu machen, ist nicht die meinige und wird es nie sein. Es ist vielmehr eine wahre Unart, die ich oft bekämpfen muß, daß ich fast das Gegenteil tue.

Aus allen diesen Gründen sehe ich meine Geschäftswirksamkeit nur sicher an, solange ich unter dem Kanzler stehe. Nachher wird die Krise kommen, die mich vermutlich bald dem Privatleben wiedergibt, für das ich vielmehr geboren bin.

Verzeih die lange Stelle über mich. Dein Brief brachte mich darauf, und es gibt wenig Menschen, die es so sehr der Mühe wert halten, sich Rechenschaft von sich selbst abzufordern, als ich. Und wem gäbe ich sie lieber als Dir? die Du alles, die einzelnen und allgemeinen Verhältnisse, immer von innen aus durchschauft, immer richtig beurteilst, und, wenn du sprichst oder schreibst, so behandelst, daß das tiefste Gemüt sich darin ausspricht. So war auch die Stelle in Deinem letzten Brief wundervoll und wundergut gesagt. Daß der 18. Oktober nicht in Berlin gefeiert worden ist, ist unbegreiflich und unverzeihlich. Ich habe dem Kanzler gesagt, daß er es notwendig rügen muß. Er meint zwar,



es würde wohl am folgenden Sonntag ein eigener Gottesdienst deshalb gewesen sein. Allein immer hätte die Feier den Tag selbst sein sollen.

Warum Gneisenau nicht den Prinzen am Rhein haben will? Ja, liebes Kind, niemand will mehr, sei es auch nur dem Namen nach, unter jemand stehen. Ich habe mehrere Male mit ihm davon gesprochen. Aber wie es im Homer heißt: „Einer sei Herrscher!“ war ungefähr immer die Antwort. Dann aber meinte er auch, und darin kann er recht haben, daß dieser Provinz, in der wenig Adel mehr ist, und wo doch Gewohnheiten französischer Konstitution sich eingenistet haben, mit einem Prinzen wenig gedient sei. Nach meiner Ansicht wäre allerdings dies eher ein Grund für die Sache gewesen. Ein Prinz und eine Prinzessin, wie diese sind, hätten gerade die Leute von manchem bloß durch ihre Gegenwart zurückbringen und neue Gewohnheiten begründen helfen können. Es war indes mit Gneisenau nichts zu machen, und er selbst hätte, glaube ich, nie bei dem alten Plan die Stelle angenommen. Mußte denn einer zurückstehen, so mag freilich Gneisenau noch nötiger sein. Die Prinzessin tut mir dabei fast allein leid.

Ich lege wieder eine Zeitung bei. Lies den Brief des hingerichteten Perlin an seine Frau darin. Er ist für mich unendlich rührend, aber auch recht echt spanisch, daß er von Gehorsam der Frau darin spricht.



50. Humboldt an Caroline

Paris, 1. November 1815



irklich, geliebtes Herz, kann es noch immer bis zum 15. währen, ehe wir von hier fortkommen. Für den armen Kanzler ist es mir sehr leid. Er ist hier keinen Tag wohl. Jetzt leidet er an unaufhörlichem Kopfschmerz, der vermutlich rheu-



matisch ist. Er hat noch überdies die Gewohnheit, nicht nur sehr viel, sondern auch meist sehr harte Sachen zu essen. Ich bin sehr wohl und habe die alte Sitte wieder angefangen, nur mittags eine Tasse Bouillon mit einem Ei zu nehmen. Ich tue es immer des Morgens beim Kanzler, und er ist so sorgsam, daß, wenn er manchmal ausfährt, ehe ich komme, er mich fragt, ob ich auch meine Bouillon ordentlich gekriegt habe.

Pauline Wiesel*), stell Dir vor, war hier und ist von hier nach Frankfurt gegangen, wo sie einige Zeit bleiben will. Ich ging nicht zu ihr, da ich sie wenig kannte. Aber die Mendelssohn sagte mir, sie wäre bei mir gewesen. Also ging ich zwei Tage vor ihrer Abreise auch hin. Ich fand sie nicht, aber sie schrieb mir, daß sie den Abend zu mir kommen wolle. Das schien mir etwas bedenklich, ich zog also vor, zu ihr zu gehen. Sie ist im Gesicht sehr alt und häßlich geworden. Aber der Körper mag noch recht hübsch sein. Im Wesen ist sie wie sonst. Sie spricht noch ganz berlinisch, wirklich zur Verwunderung. Man hätte den schönsten Dialekt nicht sorgfältiger in seiner Reinheit erhalten können. Mir sagte sie sehr naiv, sie hätte mich schlechterdings sprechen müssen, um mir zu danken, weil sie wüßte, daß Du und ich immer bei ihrer Familie und sonst gut von ihr geredet hätten „Das“, sagt sie, „gibt mir einen Druck in der Gesellschaft“. Sie hat wirklich bei allem, freilich noch viel höher gestiegenen Philinenartigen Wesen, eine große Offenherzigkeit und Gutmütigkeit. Ihr Hauptumgang hier war Gens**). Sie ist mit Varnhagen nach Frankfurt gereist.

Varnhagen ist Geschäftsträger in Karlsruhe geworden. Eigent-

*) Geliebte des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, Freundin der Rahel Varnhagen.

**) Friedrich von Gens, Publizist und Staatsmann, geb. 1764, † 1832, siehe Bd. III, S. 337.



lich freilich nur Legationssekretär bei Ölsner*). Da dieser aber zugleich in Stuttgart und Karlsruhe akkreditiert ist, so ist er eigentlich so gut als immer allein. Ich sagte ja lange, daß die kleine Levy**) Erzellenz werden würde. Wieviel fehlt nun daran? Die Lohnbedienten nennen sie gewiß schon in Karlsruhe so. Der gute Kanzler hat diese Wahl gemacht, ohne mir und Jordan ein Wort zu sagen. Ich habe ihm, wie ich's leider zu spät erfuhr, Vorstellungen dagegen gemacht. Ich hätte noch nichts gegen den sogenannten Jakobinismus von Varnhagen, wenn wahrer Ernst dabei wäre. Aber es ist mehr Eitelkeit, und ein taquines Wesen, die Leute zu ärgern und zu äffen. Dabei die Dame, der Stamm Levy, die Bundeslade! Wie soll das auf den Großherzog***) wirken, und was ist gerade für ein Gewinn dabei, daß er dort angestellt ist, solche Nachteile zu überwiegen?

. . . Bei unseren Finanzen fallen mir die des Staates ein. Auch das geht nicht übel. In diesem ersten Jahr, nämlich vom Einrücken unsrer Truppen in Frankreich bis 1. Januar 1817 bekommt Preußen, wenn man das schon Erhaltene und noch zu Bezahlende zusammenrechnet, doch ungefähr 90 Millionen Franken, immer eine ansehnliche Summe und mehr, als irgendein anderer der Alliierten. Dies unter uns.

Lebe wohl, teure, süße Seele, umarme die Kinder.

Emig Dein H.



*) Konrad Engelbert Ölsner, geb. 1764, gest. 1828, preussischer Legationsrat. Siehe Galerie von Bildnissen aus Rahels Umgang 2, 113 ff.

**) Rahel Levin, geb. 1771, † 1833, seit 1814 vermählt mit Varnhagen.

***) Karl Ludwig Friedrich, Großherzog von Baden, geb. 1786, † 1818. Seit 1806 vermählt mit Stephanie Beauharnais, Nichte der Kaiserin Josephine, Adoptivtochter Napoleons.



Die ganze Stadt ist nicht etwa mit dem Kaiser und den hohen Personen beschäftigt, die um und neben ihm sind, sondern einzig und allein mit der Schmalzischen Geschichte*). Du kannst Dir gar nicht denken, welch ein Aufsehen das Verleihen des Ordens unseres Königs an einen Menschen wie Schmalz nach einer so miserablen Schrift wie die seinige und nach dem Empfang des Württembergischen Ordens macht. Wer das dem Könige geraten hat, kann es nicht aus reinen Absichten getan haben, und ich vermute eine doppelt sträfliche Absicht dabei und vermute es besonders um des Zusammentreffens willen des Ordens und der Schrift von Niebuhr. Denn wäre die Schrift oder der Orden um 48 Stunden einer dem andern zuvorgekommen, so wäre eins unterblieben, die Schrift oder der Orden.

Schuckmann**), will man für gewiß wissen, hat Schmalz für die Schrift bei seinem Zurückkommen aus dem Bade umarmt. Zichy***) hat, wie ich unwiderruflich weiß, in seiner Dummheit gesagt, da er das Geben des Ordens erfahren: „Nun erst kann ich meinem Kaiser für die Gefinnungen des Königs eintreten.“ Mit einem Wort, Du wirst es kaum glauben, welchen Effekt diese elende Schrift macht, Triumph bei den Bornierten und geradezu Schlechtgesinnten, Indignation bei den Besseren und reines Bedauern, daß man Mittel gefunden, den König einzunehmen. Daß man aber den König vermocht, diesem Schmalz den Orden zu geben, scheint geschehen zu

*) Schmalz, geb. 1760, † 1831, Professor der Rechts- und Staatswissenschaften, veröffentlichte eine Schmähschrift gegen das neue Deutschtum und geheime Verbindungen. Vgl. „Schmalz und sein Roter Adlerorden“ in Treitschkes „Deutsche Geschichte“, Bd. III, Beilage 6.

**) Friedrich v. Schuckmann, seit 1834 Freiherr, geb. 1755, † 1834, seit 1814 Minister des Innern.

***) Graf Zichy, österreichischer Gesandter in Berlin.



fein, um den König unpopulär und weniger geliebt zu machen. Auch der Kronprinz soll sehr indigniert über Schmalz' Schrift sein, und von dem Aufsehen, das sie im Auslande und besonders im Österreichischen gemacht hat, haben uns fremde Leute erzählt.

Nach Frankfurt hätte ich die größte Lust zu reisen und Dich zu besuchen, mein theures Herz, wenn es auch nur auf kurze Zeit wäre. Allein ich weiß niemand, dem ich indessen Carolinen und die Gabrielle übergebe. Obgleich sie sich selbst hüten, muß doch der Anstand beobachtet werden. Gabriellen lasse ich jetzt zu Schleiermacher gehen, um sie, falls ich nicht hierbleibe, im Frühjahr konfirmieren zu lassen.

Adelheid und August ziehen morgen in ihr neugemietetes, eigen möbliertes Quartier. Es ist der Dreifaltigkeitskirche, wo Adelheid getraut ist, gegenüber, also ziemlich weit von mir. Die Pferde erwartet August den 8. Da es wegen seiner Arrangements gut und notwendig ist, so sagte ich ihm heute, daß Du ihm die zwei kleineren Pferde schenkst, welches er sehr dankbar aufnahm und außerordentlich erfreut darüber schien. Er wird auch in dieser Woche sich von mir die 500 Taler geben lassen. Er hat eine königliche Zulage von 600 Talern als Oberstleutnant bekommen. Er hat also jetzt 1900 Taler mit einigem Abzug, der immer vorfällt:

	1800
vom Prinzen, soviel ich weiß, Zulage	560
von uns	500
	2860

Mit Holz und noch einigen Kleinigkeiten kann man sagen 3000 Taler. Da ihm die Furage nichts kostet, so dünkt mich, können sie gut auskommen hier, und so lange er in diesem Verhältnis zum Prinzen ist eigentlich noch mehr, als wenn er wo anders wäre, denn er braucht auch gar nichts zu machen. Unterdessen rückt er weiter



vor, und er sagt selbst, daß es nicht gut fehlen könne, daß er in vier bis fünf Jahren General sei.

Ich habe wegen Tieck*), dem Bildhauer, mit Nicolovius gesprochen. Er meint, das Beste sei, dem Staatskanzler Tiecks Brief an Dich mitzuteilen, der in kurzem ein wahrer Lebenslauf von Tieck sei. Triffst Dich der Brief nicht mehr mit Hardenberg zusammen, so schicke ihn mir wieder. Gewiß sehe ich den Staatskanzler und will ihn dann einmal gelegentlich für Tieck zu interessieren suchen. Tieck verdient allerdings, daß die Akademie etwas für ihn tue. Allein Nicolovius sagt und mit *connaissance de cause*, wendete er sich an Schuckmann, so konsultiere Schuckmann seine Frau (die selber zeichnet und malt) und diese den Papa Schadow**), der dann alles, was die Akademie auf Unterstützung verwenden kann, allein auf seine Söhne***) leiten möchte. Auf diesem Wege ginge Tieck leer aus.

Du hast mir auch die Abschrift eines Briefes aus Madrid von einem Don Pedro Cevallos an Don Pedro Gomez Labrador geschickt, der die Begnadigung des armen Kanonikus und die Zusage einer Pension enthält. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie sehr es mich im Gedanken an den lieben, seligen Wilhelm tief gerührt hat und auch im Gedanken an Deine Liebe und Treue, mein bestes, teuerstes Wesen. Ich erinnere mich noch recht gut, wie wir einen Nachmittag die berühmte Schokoladenart bei dem Kanonikus tranken. Er dachte wohl damals nicht, daß nach mancherlei Leiden und Irrsal die Erleichterung seines Schicksals an der Erinnerung des schönen, lieben, herrlichen Knaben hängen könnte!†) Der

*) Christian Friedrich Tieck, geb. 1776, † 1851, Bildhauer.

**) Johann Gottfried Schadow, geb. 1764, † 1850, Bildhauer.

***) Rudolf Schadow, geb. 1786, † 1822, Bildhauer. Friedrich Wilhelm Schadow, geb. 1789, † 1862, Maler.

†) Vgl. „Gabriele v. Bülow“, S. 26.



Brief von Cevallos aus Madrid ist am 15. August, Wilhelms Todestag, elf Jahre nach seinem Dahinscheiden geschrieben. Auch das ist sonderbar!

Ich umarme Dich, geliebtes, theures Herz.

Ewig Deine Caroline.



52. Humboldt an Caroline

Paris, 4. November 1815

Wie kannst Du Dich entschuldigen, theures Kind, den Brief von Friedländer aufgemacht zu haben? Wir sind ja nicht auf dem Fuß, Geheimnisse zu haben. . . .

Einige Mühe werden wir auch haben, in diesen Monaten nichts zuzusehen, und in Paris in der ersten Zeit ist dies unvermeidlich. Wirklich bin ich darüber in Verlegenheit. Mit 26 000 Talern, wenn man selbst noch dazu die Miete bezahlt und so leben soll, wie es jetzt Preußen zukommt, ist unmöglich, und doch habe ich den inneren Mut nicht, mehr zu verlangen. 6000 Taler Einrichtungsgelder, von denen ich noch gar nichts genommen, sind auch bei weitem nicht hinreichend. Ich denke nur immer, daß irgendein magischer Schlag noch meine ganze Bestimmung abändert, und Sorge darum, nur hier gar keine vorläufigen Ausgaben zu machen und im ganzen so sparsam zu sein als möglich. Aber es ist unbegreiflich, wieviel Geld man doch immer ausgeben muß.

Daß die Leute nicht wissen, was sie aus meiner Sendung nach Frankfurt machen sollen, begreife ich. Doch ist der Grund sehr simpel. Es ist eine alte Krankheit bei uns, daß man immer meint, keine Menschen für die vorkommenden Geschäfte zu haben, und einen oder ein paar für alle brauchen zu müssen. Darum fährt



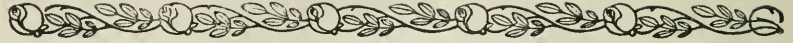
man dann mit diesen aus einer Ecke Europas in die andere. Es ist aber keine gute Manier, eine große Stetigkeit ist den Menschen und den Sachen heilsamer. Ich für mich freue mich sehr auf den Aufenthalt in Frankfurt. Ich sehne mich nach Deutschland und nach Einsamkeit. In Frankfurt brauche ich nicht viel in Gesellschaft zu gehen und werde es also auch nicht tun. Einige Menschen, wie z. B. Schloffer, sehe ich gern.*)

Mit dem Staatskanzler geht es zwar im ganzen nicht übel, aber seine Gesundheit hat doch bedeutend und wesentlich gelitten. Nur hoffe ich immer, sie stellt sich bei seiner wundervoll starken Konstitution in Berlin wieder her. Aber die, die ihn bei seiner jetzigen Rückkehr mit der Zeit vergleichen werden, wie er 1813 Berlin verließ, werden einen sehr bedeutenden und unangenehm auffallenden Unterschied finden. Verdruß und Kummer tun auch nicht wenig manchmal dazu. Der preussische Staat ist jetzt der schwierigste zu regieren, und eine treffliche und recht das innere Edle seiner Natur beweisende Eigenschaft des Kanzlers, alle Kräfte immer anzuregen und nie eine als zu ausgreifend zurückzuweisen, hat die Schwierigkeit vermehrt. So fängt es an, selten zu werden, daß einer, der einen bedeutenden Platz hat, gehorcht, und jeder greift über in das, was auch nicht bestimmt seines Amtes ist.

Mit der neuen Konstitution hat der Kanzler sich wieder eine große Verlegenheit bereitet. Ich hätte nicht eine bloße, ganz unbestimmte Hoffnung erregende Ankündigung gemacht. Die Sache ist sehr gut und sogar notwendig, aber sie ist auch unter den gegebenen Umständen höchst schwierig, und nie hätte man durch eine so unbestimmte Ankündigung allen Ansprüchen dergestalt die Thür öffnen müssen.

Der arme alte Blücher hat sich die Schulter neulich bei einem Sturz mit dem Pferde ausgefallen. Er ist aber doch abgereift und

*) Fritz Schloffer, Neffe von Goethes Schwager.



schien auch gar keine bedenklichen Zufälle, nur Schmerzen zu haben, die freilich natürlich sind.

Lebe innigst wohl, umarme die Kinder.

Ewig Dein H.



53. Caroline an Humboldt

Berlin, 9. November 1815

Liebste, teuerste Herz!

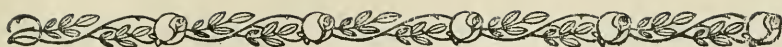


Ein letzter Brief [vom 28. Oktober] hat mir durch seine tiefe Wahrheit einen unendlichen Eindruck gemacht. Ich kann und mag aber nicht von der Hoffnung scheiden, daß der offenbare Zustand des Streites, in dem man fühlt, daß die Menschheit begriffen ist, zu einem besseren Zustand führen wird, und glaube eher, daß dieser in dem gemessenen Fortschreiten der Zeit, die die schlechte Partei mit sich hinwegnimmt und also den Tätigkeitskreis der Besseren vermehrt, geschehen wird, als durch eine gewaltsame Revolution. Jener Weg scheint mir auch der sicherste.

Die Russen sollen es an einer gewissen durchgehenden Konster-
nation des Militärs und den unaufhaltbaren Tränen des ganzen weiblichen Teils des Hofes gemerkt haben, wie ungern man die Heirat der Prinzess Charlotte mit dem Großfürsten Nicolas*) sieht. Es ist darüber nur eine Stimme im Publikum. Die Prinzessin, die wirklich ein liebenswürdig, gemüthliches Mädchen ist, ist allgemein beliebt. Die Heirat**) wird erst in einem Jahr sein, allein die Veränderung der Religion und das Hinbringen der Prinzess nach Rußland zur Vermählung empört alle Menschen. Auch wird

*) Großfürst Nicolaus, geb. 1796, † 1855, Bruder Alexanders I., von 1825—1855 als Nicolaus I. Zar.

**) fand am 13. Juli 1817 statt.



sie niemand von allen ihren Umgebungen, höheren und niederen, durchaus niemand bei sich behalten.

Die Russen haben sich gar nicht hier beliebt gemacht, durchaus ein *air de supériorité* annehmen wollen, wie wenn man es ihnen allenfalls zu danken hätte, daß man *chez soi* wäre. Besonders ist unser Militär sehr schwierig gegen die Russen, und die Bürger sind durch das hier durchgekommene russische Regiment, König von Preußen, weidlich geplagt worden. Mit einem Wort, dieser ganze *séjour* des Kaisers hat gar nicht zu seiner Verherrlichung beigetragen.

Rauch hat am letzten Tage den Kaiser für Ostermann modelliert, wobei Se. Majestät sehr gnädig gewesen sind.

Ich danke Dir für den Brief von Berlin in den französischen Zeitungen. Ich finde ihn echt spanisch, aber sehr hübsch. Mit einer solchen entschiedenen Natur könnte auch eine fremde Eigentümlichkeit wie z. B. die deutsche gegen die spanische bestehen, mit dem französischen Wesen aber durchaus nicht. Doch halte ich es für eine der allerschwierigsten Lebensaufgaben für eine deutsche Frau, einen anderen als einen deutschen Mann zu haben. Und umgekehrt, obgleich das Verhältniß der Geschlechter es dem Mann etwas leichter macht.

Ich erwarte, daß Du mir schreibst, ob ich Dir vielleicht nun nach Frankfurt so viel Tischwäsche und Bettwäsche schicken soll, als Du etwa in Paris, bis ich komme, brauchen könntest. Ach, ich fürchte, Du kommst, wenn in Paris nicht etwas Unberechenbares vorgeht, nicht von dem Posten los. Ich will gewiß kommen, sobald ich kann, ach, aber Monate gehen immer darüber hin!

Nun Adieu, süßes, teures, einzig liebes Wesen.

Ewig Deine treue Li.

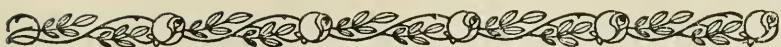


 Es ist 1 Uhr nachts, liebes Herz, und die Leute gehen eben aus der Konferenz von mir weg. Da ich aber von morgen früh an gleich belagert sein werde, so will ich Dir doch lieber noch heute einige Worte sagen. Ich habe Deinen süßen Brief vom 2. bekommen. Es hat mich sehr glücklich gemacht, zu sehen, daß Du wirklich Lust hättest, mich in Frankfurt zu besuchen. Ich würde mich unendlich freuen, Dich zu sehen. Für die Kinder, dünkt ich, ließe sich Rat schaffen. Sollte die Stoc^{*)} nicht Dir zu Gefallen so lange in Deine Wohnung ziehen? Ob sie gleich auch unverheiratet ist, hat sie so ein anständiges Alter, daß dagegen wohl nichts zu sagen wäre. Von der Herz^{**)} weiß ich nicht, ob sie den Mädchen so angenehm sein möchte. Aber die wichtigste Einwendung gegen die Reise scheint mir der Winter, die Wege und die Anstrengung. Auch müßtest Du jemand haben, der Dich begleitet. Sich so viel Mühe zu geben, bloß um mich zu sehen, kommt mir selbst ganz wunderbar vor, und ich kann es Dir auf keine Weise zumuten, teures Kind. Aber mit Dir, auch selbst nur kurz zu sein, würde mir wie die Stillung einer langen Sehnsucht gelten. Selbst daß Du ganz allein kämst, so unendlich lieb ich auch die Kinder habe, hätte einen eigenen Reiz.

Ich werde im Mohrengarten wohnen. Der Tag unserer Abreise läßt sich zwar noch nicht bestimmen, allein es ist jetzt alles zu wetten, daß wir in der künftigen Woche fortkommen. Ich arbeite dazu, wie Du siehst, Tag und Nacht. In Frankfurt hoffe ich, in der ersten Zeit wenigstens, desto müßiger zu sein. Es geht mir darin sehr närrisch und recht meiner Natur gemäß. Ich kann

*) Dora Stoc, Tante Theodor Körners.

**) Henriette Herz, geb. 1764, † 1847, Jugendfreundin Humboldts. Vgl. Band I.



mir seit langer Zeit nichts Erwünschteres denken, als Muße und Freiheit von Geschäften, und doch kann ich nicht sagen, daß sie mir, solange ich darin bin, zuwider sind. Ich habe einmal wenig Empfindlichkeit gegen das Unangenehme und eine erstaunliche für das Gegenteil.

Den Lärm um die Schmalzische Geschichte begreife ich sehr gut. Niebuhrs Buch habe ich noch nicht gelesen. Der Kanzler hat es mir, wenn er damit fertig ist, versprochen. Ich fühle, daß es Niebuhr sehr unangenehm sein muß, daß Schmalz den Orden bekommen hat. Der Kanzler ist daran ganz unschuldig. Er denkt über die Schmalzische Schrift wie wir und hat Schmalzen mit keinem lobenden Wort geantwortet. Wer indes hier sehr und außerordentlich für die Schrift war, ist Kneesebeck. Allein auch dem König persönlich und ganz aus eigenen Stücken hatte sie sehr gefallen. Dies alles weiß ich durch Alexander. Vom Orden war hier keine Rede.

Die Geschichte mit Tieck läßt wieder einen tiefen Blick in Schuckmanns Ministerium werfen. Hier, liebe Seele, kann ich nichts mit dem Kanzler darüber anfangen, er vergißt es tausendmal wieder.

Lebe innigst wohl, umarme die Kinder.

Ewig Dein H.

Mir fällt eben ein, daß leicht Ancillon*) den Rat zum Orden gegeben haben kann.



*) Johann Peter Friedrich Ancillon, geb. 1767, † 1837, 1790 Prediger der französischen Gemeinde in Berlin, 1810—1814 Erzieher des Kronprinzen, dann im Ministerium des Auswärtigen, 1831 Staatssekretär und 1832 an der Spitze des Ministeriums. Seine Politik schloß sich eng an Österreich an.



eine Nummer 41 vom 1. November habe ich später wie gewöhnlich bekommen, geliebtestes Herz. Ich bin sehr begierig, ob Du den 15. von Paris wegstommst. Daß der Kanzler immer unwohl ist, schmerzt mich sehr. Hier warten aller Augen und vermutlich auch aller Hände auf ihn. Das Gerücht seiner Unwohlheit ist im Publikum, obgleich ich mich wohl hüte, sie zu erwähnen.

Golz^{*)}, der ehemalige Minister, hat sich, sagt man, Rechnung gemacht, nach Frankfurt zum Bundestag zu kommen. Er oder vielmehr sie, die Gräfin^{**)}, sprechen auch von London, und daß ihr Mann den Posten nicht annehmen könne, weil er der Sprache nicht kundig sei.

Wie hier die Klagen über das Abnehmen der Universität zunehmen, das kannst Du nicht glauben. Man gibt im Publikum Schuckmann schuld, daß er die Universität eingehen lassen wolle.

Also Pauline Wiesel ist auch noch allant! Die Arme! Für dergleichen Schicksal hat man immer ein tiefes Mitleiden.

Barnhagens Ernennung nach Karlsruhe hat mich allerdings frappiert. Er macht eine schnelle Karriere. Ich kann es nicht approbieren, und obgleich seine Frau gewiß besser als er ist, so ist sie doch bei einem Posten der Art gewiß ein reelles Hindernis, was man in Erwägung hätte ziehen sollen. Die Judenliberalität kann ich nicht so unbedingt protegieren. Sie macht uns höchst lächerlich im Auslande und schadet dadurch in viel andern Beziehungen. Wir haben überhaupt nach außen hin gar noch nicht den Aplomb, den wir der Größe des Staats nach, der Größe der Begebenheiten, die wir herbeigeführt oder entschieden, und dem Gewicht, was unsre

^{*)} August Friedrich Ferdinand Graf v. d. Golz, geb. 1765, † 1832, Minister des Auswärtigen von 1807 bis 1814. Gesandter am Bundestag von 1816—1824, 1817 Staatsrat. Vor und nach dem Bundestag Oberhofmarschall.

^{**)} Juliane v. Schack, verwitwete Gräfin von Czettitz-Neuhaus.



Armeen sich so glorreich erworben haben, haben sollten. Das kann mich immer tief verdrießen; nicht aus Eitelkeit, Gott weiß es. Aber es gibt ein Gefühl der Würde, was man nie bei Seite setzen muß. Indem der Staat es tut, tränkt er auch tief die Individuen, die alle ihre Kräfte für ihn aufwenden, und lähmt dadurch die moralische Kraft des Besseren.

So hat man die Regierung von Merseburg jetzt mit vier Regierungsräten besetzt, die alle, ohne Ausnahme, recht eigentlicher Auswurf sind. So sucht man jetzt durch Bülow*), den Minister, einen Menschen in unsere Dienste zu placieren, der ein verruchtes Buch zum Lob der westfälisch-französischen Regierung Anno 1813 geschrieben. Es geschehen in der Art hier unglaubliche Dinge. Dagegen bleiben andere wirklich ausgezeichnete Menschen ganz in den unteren Klassen.

Ein recht ausgezeichnete der Art scheint mir Beuth**). Er hat ein fatales Äußere, keinen Bart und eine feine Stimme, aber in seinen Gesinnungen ist er desto männlicher. Er ist auch ein großer Protegé von August. Er besitzt ungemein schöne Kunstkenntnisse, besonders wohl der Kunst und der Literatur des Mittelalters und ist durchaus ein edler, fester, rechtsdenkender und -handelnder Mensch.

Wir haben bei dem Ehepaar [Hedemann] Sonnabend den 11. zum ersten Male Tee getrunken. Außer mir und meinen Hausge nossen waren nur Rochow***) und Beuth und Wolfart da. Alles große Protegés von August. Sie sind ganz hübsch eingerichtet.

*) Vgl. S. 50. Bülow war 1808 unter Jérôme westfälischer Finanzminister gewesen.

**) Peter Christian Wilhelm Beuth, geb. 1781, † 1853. Geheimrat im Finanzministerium. 1821 Staatsrat. Bedeutender Förderer des Gewerbefleißes in Preußen.

***) Vermutlich Adolf v. Rochow, geb. 1788, Adjutant und später Hofmarschall des Prinzen Wilhelm (Bruder).



Die Gegend bleibt immer häßlich, wo sie wohnen, und weit von mir und sehr weit vom Schloß für August. Die Equipage ist in Bewegung gekommen seit dem zweiten Tag, wo sie die Pferdchen hatten.

Die Adels saß mit mir auf dem Sofa, machte den Tee, schellte, kommandierte, schickte August und Gabriellen hierhin und dorthin. Das Kommandieren versteht Adels überhaupt viel besser als ich. August findet alles admirabel, was sie tut.

Sinsen aus Polen sind gekommen, sagt mir Runth*). Wenn wir nur die Goldstangen aus Brasilien aufheben könnten! Künftige Chroniken würden davon schreiben. In einer alten Scharfefe habe ich gefunden, daß einer Deiner Vorfahren in Frankreich Legationsrat gewesen ist! Ein anderer ist im Krieg gegen die Salpatschen geblieben!!

Durch eine Konnexion weiß ich, daß Wessenberg**), der, ich glaube, nach Frankreich österreichischerseits geht, immer in beständiger Korrespondenz mit einem französischen Exilierten, Dürbach war, der sich den Sommer und Herbst über in Teplitz aufgehalten hat. Es sollen doch noch immer Negotiationen über die Regentschaft der Marie Louise***) und den kleinen Popanz, den Napoleon II., im Schwange sein und von Eugen Beauharnais die Rede als Vertreter des Kleinen. Allein der Dürbach hat gemeint, um Österreich für diesen Plan zu gewinnen, könne man auch den Erzherzog Karl†) als Vormund des Kleinen sich gefallen lassen. Wie weit nun Wessenberg in

*) Gottlob Johann Christian Runth, geb. 1757, † 1829, Erzieher der Brüder Humboldt.

**) Johann Philipp Freiherr v. Wessenberg-Ampringen, geb. 1773 † 1858, österreichischer Staatsmann. Siehe Bd. IV, S. 290 f.

***) Marie Louise, Tochter des Kaisers Franz, geb. 1794, † 1847, 1810 mit Napoleon vermählt.

†) Karl Erzherzog von Österreich, geb. 1771, † 1847, jüngster Bruder des Kaisers Franz, berühmter Feldherr.



diese Ideen eingegangen, weiß ich nicht, allein in Korrespondenz war er mit diesem Dürbach über Gegenstände der Art.

Adieu, liebes Herz, ich muß nun schließen und umarme Dich aus ganzer Seele.



56. Humboldt an Caroline

Paris, 16. November 1815

Ich schrieb Dir, glaube ich, liebe Li, daß ich mit zwei französischen dazu ernannten Kommissarien die letzte Unterhandlung zu machen hatte, von der noch die Unterzeichnung des Friedens abhing, und welche die Forderungen der einzelnen Personen, Gemeinden ußf. in Frankreich betrifft. Ich habe zehn Tage diese Sache mit unausgesetztem Eifer betrieben, alle Abend die halbe Nacht durch Konferenzen gehabt, den Tag mit den langweiligsten Menschen zugebracht, allein auch endlich die vorige Nacht um 2 Uhr unterzeichnet. Heute um 12 werden wir nun vermutlich mit Richelieu die Konzepte des ganzen Friedens und Sonnabend etwa den Frieden selbst unterschreiben.

Der Staatskanzler will schlechterdings am Montag fort. Ich weiß aber doch nicht, ob das möglich sein wird, da wir auch noch notwendig zum König gehen müssen. Allein Dienstag oder Mittwoch kommen wir unfehlbar fort.

In meine Unterhandlung ist auch Bentheim aus Wien, der hier ist, gefallen. Er hatte eine beträchtliche Forderung an Frankreich, die er aber auch viel höher berechnete, als er eigentlich konnte. Ich habe es dahin gebracht, daß er, und in ziemlich kurzen Terminen, 1200000 Franken bekommt. Er kann mir dafür sehr dankbar sein, denn ohne mich wäre es nie dahin gekommen. Ich möchte indes nicht dafür stehen, daß er es ist, denn die Menschen sind nie zufrieden. Dagegen sind die Bentheim stolz und wollen



noch immer die Souveräne spielen. So weiß ich durch Jordan, daß Bentheim, des Generals Vater, mir eine Dose mit seinem Bild geben wollte. Jordan hat schon für mich vorgebeugt, daß ich hoffe, daß sie mir die Mühe des Zurückschickens ersparen werden.

Mit unserer Armee ist etwas Sonderbares und eben nicht zu Lobendes vorgegangen. Der Abmarsch der Truppen ward durch bestimmte Rabinettssorder in die Hände des Staatskanzlers gelegt. Er zeigte dem Feldmarschall an, daß die Unterhandlung keine Schwierigkeiten mehr übrig ließe, die eine Besetzung erforderten, und daß er räumen könnte. Der Feldmarschall zog mit der ganzen Armee ab. Auf einmal hat er alle Korps Halt machen lassen und einen Befehl ausgegeben, daß sie nicht eher weiter gehen und Frankreich verlassen sollen, ehe ihnen auf der einen Seite nicht Charlemont und die Scheldefestungen, auf der anderen Saarlouis und Thionville eingeräumt sind. Der Kanzler hat gleich einen Kurier an den Feldmarschall geschickt, aber es ist noch keine Antwort gekommen. Welches Aufsehen das hier bei den Franzosen und selbst den alliierten Ministern macht, ist unglaublich; es ist um so größer, als für die Übergabe der Festungen ohnehin Termine bestimmt sind und wir, außer Saarlouis, die anderen doch nicht behalten. Ich, wie sehr ich den Leuten persönlich gut bin, von denen dies herrührt, kann doch nicht anders als es mißbilligen. Ein Armeekommando muß, da es nur zur Ausföhrung bestimmt ist, gehorchen, nicht beratschlagen und eigene Maßregeln ergreifen. Die Festungen zu fordern, ist im Grunde eine Unterhandlung. Mit wem nun wird diese angefangen? Die französischen Festungskommandanten können nicht übergeben, wenn sie nicht von ihrer Regierung Befehl haben. Mit ihrer Regierung aber unterhandeln doch die Minister und haben bereits anders abgeschlossen. Wozu kann das also alles helfen, als den Kanzler und selbst den König, in dessen Namen er befiehlt, zu kompromittieren und die Meinung zu verbreiten, daß bei



uns ein Zwiespalt der Meinungen herrscht, der es bedenklich macht, mit uns sich in Unterhandlungen einzulassen. Was kann daher der Nutzen sein als einzig, daß die, die das beginnen, sagen können: Wir haben etwas Kräftigeres gewollt und haben es, solange wir Gewalt hatten, auf unsere eigene Hand durchgesetzt. Einer solchen Genugthuung nachzugehen, liegt außerhalb meiner Grundsätze.

Dies alles bleibt unter uns, ich schreibe es Dir nur, weil ich mich gern mit Dir über alles ausspreche, was uns besonders in jeder Beziehung so nahe liegt, und weil es mir auch lieb ist, daß Du weißt, wie die Sache zusammenhängt, denn gesprochen wird gewiß in Berlin darüber.

Gneisenau ist fortdauernd hier, ist aber nicht, wie es scheint, außer aller Schuld oder Verdienst, wie man es nimmt. Nur hat er immer eine Manier, sich nur so weit einzumischen, als es ihm ratsam scheint.

Ich muß hier aufhören, süßes Kind. In Frankfurt hoffe ich Ruhe zu finden. Ich sehne mich nicht sowohl nach der als nach Deutschland.

Lebe innigst wohl.

Ewig Dein H.



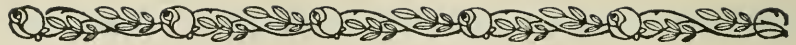
57. Humboldt an Caroline

Paris, 22. November 1815

Ich reise mit dem Kanzler diese Nacht um 4 Uhr ab und habe nur Zeit, Dir dies zu sagen, einzig liebes Herz. Ich habe drei Briefe von Dir und bin sehr glücklich darüber. Du hast so ausführlich und so unendlich gut geschrieben. Ach! ich kann Dir nicht sagen, mein einziges Leben, wie glücklich ich wäre, Dich zu sehen. Aber ich glaube nicht, daß ich nach Berlin werde kommen können, und das Wetter ist zu fürchterlich, um Dich nach Frankfurt einzuladen.

Ewig Dein H.





58. Caroline an Humboldt

Berlin, 23. November 1815

Mein theures, geliebtes Wesen!

Wie doppelt dankbar ich für Deinen letzten Brief gewesen, glaube ich Dir lezthhin in der Eile nicht gesagt zu haben. Du gutes, liebes Wesen! Mir noch in der Nacht, nach einer wahrscheinlich sehr ermüdenden Konferenz, geschrieben zu haben. Glaube nur, daß ich es mit innigstem Dank empfinde.

Deine Sehnsucht nach Muße und Freiheit von Geschäften denke ich mir wie die Sehnsucht, die man in der Starrheit des Winters nach den ersten linden Lüften des Frühlings in sich spürt. Ach, die letzten Tage wird es noch sehr bunt durcheinandergegangen sein. Ob Du wohl heutigen Tags weg von Paris bist? Das Publikum fixiert hier des Fürsten Abreise auf den 20. Die Leute zerbrechen sich den Kopf darüber, was Du in Frankfurt machen sollst.

Friedländer, unser Bankier, hat die Gräfin Schlabrendorff*) gefragt, ob die kleine Levy als Frau v. Varnhagen nun hoffähig sein würde. Ich glaube, er hat es getan, um die Schlabrendorff zu ärgern. Die Frage wäre doch sonst zu läppisch.

Die kleine Schrift**) ist von Körner. Er hat mich gebeten, sie Dir zu schicken. Sie greift nicht stark genug auf bewegte Gemüter ein, obgleich alles gut und wahr ist, was darinnen steht. Ancillons Schrift scheint mir mit mehr Präension als Tiefe geschrieben zu sein und ein gewisses Durchwinden durch die Klippen der Zeit. Sie soll frei geschrieben sein und ist es nicht.

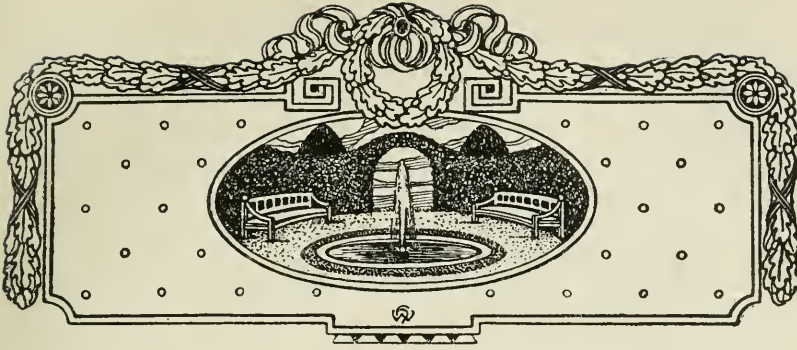
Es geht in Berlin ein Gerücht, unser Kronprinz werde eine Reise nach Italien machen, begleitet von Ancillon und Hirt***) und einem Adjutanten.



*) Nichte des Grafen Gustav Schlabrendorff, geborene Gräfin Ralckreuth.

**) Stimme der Warnung bei dem Gerücht von geheimen politischen Verbindungen im preußischen Staate, Berlin 1815.

***) Aloys Hirt, geb. 1759, † 1836, Archäolog und Kunsthistoriker.



Zweiter Abschnitt.

In Frankfurt a. M. bis zur Wiedervereinigung der Familie daselbst 30. November 1815 bis 6. August 1816



59. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 30. November 1815



Ich bin beschämt und traurig, liebe Seele, Dir in so langer Zeit gar nicht und auch die letzten Male so wenig ausführlich und ordentlich geschrieben zu haben. Allein es blieb mir in den letzten Tagen in Paris wirklich auch für das Liebste und Nötigste kein Augenblick übrig, und seit unserer Abreise am 23. ist kein Kurier abgegangen. Der Dir diesen Brief überbringt, geht unmittelbar vor oder mit dem Staatskanzler. Dieser selbst reist übermorgen von hier ab, und von da an werde ich freilich mich darin ergeben müssen, Dir einfach und bürgerlich durch die Post zu schreiben, so traurig es ist.

Wir sind hier vorgestern abend bei ziemlich guter Zeit ange-



kommen, Caroline*), die hier ist, hatte eine sehr große Freude, mich wiederzusehen, und ich habe gestern vormittag eine Stunde und dann den ganzen Abend allein mit ihr zugebracht. Adolf**) ist auch hier, er kam nach dem Schauspiel zu Hause. Er ist groß und ganz hübsch geworden.

Mein erster Gedanke hier ist die Möglichkeit gewesen, Dich, mein teures Leben, hier zu sehen. Ich habe viel mit Carolinen und Stein, der sich auch sehr daran freuen würde, davon gesprochen und schreibe Dir nun zuerst natürlich von dem, was meinem Herzen und meiner Sehnsucht am nächsten liegt. Im Grunde aber glaube ich nicht an die schöne Hoffnung und weiß auch nicht einmal, ob ich dazu raten soll. Von der Schwierigkeit mit den Kindern rede ich nicht, aber eine zweite Betrachtung ist Deine Gesundheit und der furchtbare Winter. Auf keinen Fall müßtest Du, wie Du einmal schreibst, bloß auf acht Tage kommen. Die kürzeste Zeit wären vier Wochen. Sonst ist wirklich die Unbequemlichkeit und selbst die Gefahr zu groß. Dann mußt Du hübsch mit Muße, und wie sich von selbst versteht, in ganz zugemachtem Wagen reisen. Da Dein alter so groß ist, wäre es wohl besser, einen zu mieten. In einem zweifisigen ist man immer wärmer. Amüsieren würdest Du Dich, dafür glaube ich einsteigen zu können. Mich würdest Du unendlich glücklich durch Deine Gegenwart sehen, Carolinen, Stein, Schlosser würdest Du gern haben. Langweilige Menschen ließen wir nur sehr wenig an uns kommen, und auszugehen brauchtest Du, wenn Du nicht wolltest, gar nicht. Unterwegs besuchtest Du Goethe. Aber die Kälte! Die fürcht' ich nicht bloß unterwegs, sondern auch hier. Ich bewohne zwar ein Haus allein und kann Dir eine Etage abtreten. Nur muß ich Dich bitten, mir es vor-

*) Caroline v. Wolzogen, geb. v. Lengefeld, geb. 1763, † 1847. Vgl. Bd. I., S. XIX f.

**) v. Wolzogen, Sohn der Caroline.



her zu schreiben, weil dann Flemming und Boissdeslandes ausziehen. Das Schlimme aber ist, daß dieser Palast eigentlich ein Gartenhaus ist, das überall Fenster und dann nur eiserne, gleich glühende (was Du nicht liebst) und dann kalte Öfen hat. Eine andere Wohnung zu finden, würde schwer halten. Wüßte ich indes, daß Du kämst, so ließe ich auch vielleicht Flemming und Boissdeslandes allein im Sommerhause und zöge mit Dir auf so lange in einen Gasthof. Prüfe Dich also nur, aber unternimm ja nichts zu Gewagtes für Deine Gesundheit, ich bitte Dich inständigst darum. Wie unendlich gern ich Dich sähe, so wäre es schrecklich, wenn wir uns die Zeit des ruhigen Zusammenseins, die ja doch mit dem Frühjahr kommen muß, dadurch verbitterten. Bist Du nicht Deines Wohlseins recht gewiß, so bleibe lieber ruhig in Berlin, wo Du natürlich besser und gesünder eingerichtet bist als hier. Je mehr ich im Schreiben daran denke, je weniger Mut habe ich, Dich in diesen Palast zu bringen. Sage mir, süßes Leben, in Deinem nächsten Brief Deine Entschlüsse. Auch Caroline wartet darauf und geht vermutlich gleich, wie sie erfährt, was Du machst, nach Meinungen. Kämst Du, so bliebe sie vermutlich so lang als Du.

Nachdem ich Dir eben viel Böses von meiner Wohnung gesagt habe, muß ich das Gute hinzusetzen. Sie ist wunderstill, einsam und allein. Mir konveniert sie ganz. Es ist übrigens eine sehr närrische Wohnung. Der ganze Bezirk, in dem sie liegt, heißt der Mohrengarten und hat vorn ein ziemlich verfallenes Tor. Durch dies geht man in eine ziemlich lange Gasse mit einigen Nebenwinkeln, und im Hintergrund ist mein mit einem auf Säulen ruhenden Balkon geschmückter Palast. Hinten ist ein Garten, der Wall, und von oben eine weite und schöne Aussicht. Vor dem Tor geht die Straße, und gegenüber wohnt eine alte Frau v. Holzhausen, der dies wunderbare Wesen gehört, und die es beherrscht. Caroline wohnt bei dieser. In dem Mohrengarten wohnen nun die wunderbarsten

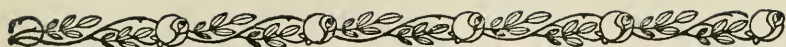


Menschen durcheinander. Ich kenne nur bis jetzt einen alten Bischof von Trier, einen Domdechanten, zwei bejahrte englische Fräuleins, Frau v. Cüstine*) mit ihrem Sohn, ein paar Bundesgesandte. Alle diese Vasallen versammelt Frau v. Holzhausen von Zeit zu Zeit zu einem See, der, wie Caroline versichert, einzig sein soll. Der Mann der Frau v. Holzhausen verachtet dies bürgerliche Gewerbe und tut, als ginge es ihn nichts an. Er hat aber dafür eine Gemäldegalerie, die meist aus Fragmenten besteht, denn wo ihm in einem Gemälde eine Figur gefällt, läßt er sie heraussägen und konserviert sie so. Ja manchmal duldet er nur ein Stück von einer Figur und hat so mehrere Figuren ohne Kopf.

Auf der Reise habe ich zwar den Unfall gehabt, daß an meinem Wagen drei Posten von Paris der Langbaum brach, so daß die Reparatur 500 Franken gekostet und 42 Stunden gewährt hat, allein mich hat es nicht aufgehalten. Ich ließ Boisdeslandes beim Wagen und setzte mich mit Flemming in ein von diesem gekauftes Kabriolett. Raun aber waren wir einige Posten weiter gefahren, so brach auch dies. Der Zug hatte sich nun zerstreut, und wir fuhren traurig im Schritt nach der Post zurück, die wir eben verlassen hatten. Auf einmal kam uns eine Kurierchaise entgegen, ich ließ anhalten, und siehe da, es war der Feldjäger des Prinzen Wilhelm. Nun setzte ich mich zu dem und kam so kurz nach dem Kanzler in Epernay an. Ich kann Dir nicht sagen, wie froh es mich gemacht hat, so unvermutet bei Sternenschein einen Menschen zu finden, der Dich erst vor wenigen Tagen gesehen hatte. Wenn er wieder zu Dir kommt, so danke ihm noch für seine Aufnahme.

Am anderen Tag setzte ich mich in Jordans Wagen. Jordan fährt immer mit dem Kanzler und läßt seinen Wagen leer

*) Frau v. Cüstine, geborene v. Sabran, Schwiegertochter des Revolutionsgenerals. Ihr Sohn Alstolphe Marquis de Cüstine, geb. 1793, † 1857, war 1814 beim Wiener Kongreß, 1815 in Frankfurt a. M.



folgen. Ich mochte darin nichts ändern, weil Jordan darauf hält, und dann auch, weil der Kanzler niemals das Fenster aufmachen lassen kann, sondern immer Luft haben will. Jordans Wagen ist freilich eine offene Chaise, man kann sie aber ganz, fast luftdicht verschließen, dabei waren so viele Sachen darin, daß ich nur eben hineinpaßte, und außer meinem Fußsack hatte ich eine Schwanenboydecke, die Jordan immer bei sich hat. Koreff*) hatte mir eine Mütze von seidnem Trikot über die Ohren gegeben, darüber tat ich meine Pelzmütze, und so bin ich den ganzen Weg von Epernay an gereist, daß ich, wenn ich mich am Morgen eingepackt hatte, mich erst am Abend wieder auspacken ließ. Du glaubst nicht, welch eine göttliche Einsamkeit in solchem Fahren ist. Die Leute auf den Posten ahndeten meist gar nicht, daß ein lebendiges Wesen im Wagen saß. Am Abend aßen wir immer sehr vergnügt zusammen, und die Nacht sind wir nie gereist.

In Saarbrück war eine so herzliche Freude, daß Du Dir keinen Begriff machen kannst. Ehrenpforten, Bürgergarde zu Pferde, Mädchen mit Gedichten, Straßenjungen, die Spottlieder auf die Franzosen sangen, ein großes Mittagessen und am Abend ein Ball, auf dem sehr hübsche Mädchen waren. Eine sah Gabrielen ähnlich, und von einer anderen behauptete Koreff, sage aber das ja nicht August wieder, daß sie Schultern und Nacken wie Udelheid habe.

Wie lange ich hier bleiben werde, weiß ich noch nicht. Es kann lang, es kann auch ganz unerwartet kurz hier werden. Mir wäre das Lange lieber, denn ich fühle voraus, daß es mir in meiner Einsamkeit sehr wohl sein wird, und kämst Du je hierher, so wäre es ein Himmel. Ich fühle mich schon so sehr glücklich, wieder in Deutschland zu sein.

*) Johann Ferdinand Koreff, geb. 1783, † 1851, praktischer Arzt und Schriftsteller. Im Gefolge des Staatskanzlers.



Ich bin unendlich reich an Briefen von Dir, süßes, theures Kind, und habe alle vom 9. bis 23. richtig bekommen, einige unterwegs, Du bist so unendlich gut, mir soviel zu schreiben. . . .

Ich gehe jetzt wenig zu Fuß aus, trage auch im Wagen Überrock und Mantel und habe noch einen Fußsack außerdem. Allein ich tue das weniger aus Bedürfnis, als der Kälte zum Verdruss, die ich mehr wie je hasse. Deutschland könnte so gut als Italien ohne Eis bestehen, und es ist eine ganz unnütze Neckerei der Schöpfung, einen diesseits immer in Schnee zu begraben und jenseits ganz warm zu bescheinen. Man nimmt das alles viel zu geduldig hin. Dabei fällt mir immer der Adelheid ihr göttliches *pare vetro**) ein, das sie einmal in einem Garten in Rom sagte. Jetzt findet sie, wie ich aus einem ihrer Tegelschen Briefe sehe, den Anfang des Winters sogar schön. Was nicht die Liebe und das Vaterland machen. Das arme Kind! Sage das aber ja nicht August wieder. Doch siegen auch in mir die kindisch nordischen Ideen manchmal. Noch heute früh, als ich die Fensterscheiben so gefroren sah, rührten mich die Blumen und wunderbaren Gestalten ordentlich und riefen mir meine Kindheit zurück, wo ich oft allein in die Fremdenstube Mamas ging, die nicht gewöhnlich geheizt wurde, diese Pracht zu bewundern.

Man ist auf die Idee gekommen, die spanischen Rafaels kopieren zu lassen, und ich bekam Auftrag deshalb. Die Sache rührt von Gneisenau her, der jetzt meint, Preußen müsse die Künste durch Kaufen beschützen, und er verlangte, daß ein Franzose sie kopieren sollte, weil die Franzosen nicht zum freien Malen, aber zum sklavischen Kopieren großes Talent hätten. Mir tat es zwar leid, das Kopieren so behandelt zu sehen, aber warum soll man streiten, und ich trug es Steuben auf. Man mußte mit der Perle anfangen, die am wenigsten verdorben ist. Wir haben bei dieser

*) Es scheint Glas zu sein.



Gelegenheit auch Deine Beschreibung in der Lit. Zeitung nachgelesen und sehr treu befunden. Ach, überhaupt, liebes Herz! Alexander malt, und nicht übel, kennt die Sachen sehr gut und ist sehr nützlich beim Bilderkäufen. Allein mit welchen Worten er alles Gefühl wegspricht, davon hast Du keinen Begriff. Er hat seine eigentümlichsten Ideen für fremde Phrasen verkauft. Es tut mir innig leid, eine seltene Natur so untergehen zu sehen, und es ermüdet auch furchtbar die Ohren, da sein Redefluß unerbittlich dahindrauscht. Gens, der dies auch fühlte und mich oft in Paris im Gegensatz mit Alexander verteidigt haben will, hat über uns etwas sehr Hübsches, wenn auch nicht gleich Wahres gesagt. Wir wären beide eigentlich ein und dieselbe Form, und unser ganzes Wesen bestände in einer totalen Gleichgültigkeit und Geringschätzung alles Möglichen; der Unterschied wäre bloß, daß der eine sein Ich immer blickt, der andere nie sehen ließe.

Bei Charakteristiken fällt mir ein, hast du denn die kurze gesehen, die neulich der „Rheinische Merkur“ von mir gemacht hat? „Humboldt kalt und klar wie die Dezembersonne.“ Es ist närrisch, daß er nie recht gewagt hat, mit mir anzubinden. Der arme Kanzler ist in derselben Stelle sehr schlecht behandelt, wie eine vollkommene Null; er hat es tief gefühlt.

Gegen die Religionsänderung der Prinzessin Charlotte habe ich schon früh dem Kanzler gesprochen. Es ist unanständig und war nicht notwendig. Andern denn die russischen Großfürstinnen je? Aber was hilft es?

Du weißt, daß Perlins Frau ihm gefolgt ist und von selbst, ohne Gewalttätigkeit, eine wahrhaft edle Natur, die nur den tiefen Schmerz des Gemüths braucht, um sich vom Dasein zu befreien. Es hat mir recht die Spanier der alten Romanzen zurückgerufen, die aus reiner Liebe starben.

Golz zum Bundestag wehre ich ab. Es wird freilich ein



Posten sein, auf dem vielleicht nichts geschehen kann. Aber es ist wichtig, daß immer für Preußen ein Mann da in deutschem Sinn und mit Kraft und Klugheit rede. Kann das Holz? Vermutlich wird Stein die Stelle erhalten. Es hat auch manches gegen sich; aber wo sind die Menschen? Man müßte sie besser zusammenhalten, anders ziehen, so würden sie nicht fehlen. So läuft alles blind durch- oder auseinander.

Es ist spät geworden, süßes Herz, und ich muß mit Carolinen zum Kanzler zum Abendessen fahren. Lebe wohl, mein einzig Leben. Wage ja nichts, um herzukommen, Du weißt ja doch, wie innig ich fühle, daß Du es möchtest. Ewig Dein H.



60. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 1. Dezember 1815

Ich habe Dir gestern, süßer Engel, durch den heute früh abgegangenen Kurier geschrieben, muß Dir aber durch Jordan, der morgen mit dem Kanzler abreißt, noch einige Worte sagen. Die Gelegenheiten, sich frei zu schreiben, sind leider jetzt nicht so häufig mehr.

Ich war heut abend noch in großer Gesellschaft mit dem Kanzler bei Bethmann*). Da Caroline und die Cüstine auch da waren, amüsierte ich mich recht gut. Die Cüstine tut sehr artig mit mir und rechnet vermutlich sehr auf mich, die Frankfurter Langeweile, die sie wohl empfinden mag, zu unterbrechen. Aber so gern ich auch mit ihr umgehe, ist mir meine Stube immer noch mehr wert.

Ich habe heute dem Kanzler noch zwei Skripta hinterlassen.

*) Simon Moriz Bethmann, geb. 1768 † 1826, der damalige kunstfinnige Chef des Banthauses.



Einß über Wolfart, Koreff und Runth, ein zweites über Alexander und mich. Der Kanzler selbst ist sehr für den Magnetismus.

Für mich habe ich die Dotation in Erinnerung gebracht. Da mir eben so viel als an der Dotation selbst an der Art liegt, wie sie mir gegeben und im Publikum aufgenommen wird, so habe ich vorzüglich das ins Licht gestellt. Ich habe dem Kanzler gesagt, daß nur mein Wirken zum Beitritt Österreichs zur Allianz mir, meiner eigenen Empfindung nach, einen Anspruch auf eine solche außerordentliche Auszeichnung geben könnte. Da aber glaube ich ohne Anmaßung sagen zu können, daß ohne mich der Beitritt nicht oder minder gut erfolgt wäre. Mir ist es wirklich wichtig, daß die Sache von der Seite angesehen werde; denn über die Unterhandlungen, was ich natürlich dem Kanzler nicht gesagt habe, da es wahrhaftig nicht seine Schuld ist, hat, und nicht mit Unrecht, genug Unzufriedenheit geherrscht, so daß ich für diese keine Dotation einmal haben möchte. Ich habe sie mir dann, wenn man sie in den alten Provinzen geben wollte, im Mansfeldischen oder Schlesien, wenn es in neuen sein sollte, auf der Insel Rügen oder in Schwedisch-Pommern erbeten. Auf Rügen besäße ich sehr gern etwas. Des Betrags habe ich natürlich nicht erwähnt. Unter 4000 Taler wird es nicht sein, und damit bin ich sehr zufrieden. Ich dünkte, wir müßten dann 10000 Taler Einkünfte haben, und damit könntest Du mit den Kindern nach meinem Tode sehr anständig leben.

Wie ich dem Kanzler die beiden Sachen brachte und ihm bloß von Wolfart sagte, antwortete er gleich: „Und vorzüglich muß man etwas für Sie tun.“ Er kam mir so selbst zuvor, und ich denke, die Sache soll gehen. Ist das gemacht, so bin ich für unsere äußere Lage am Ziel meiner Bestrebungen. Schuldenfreiheit, eine Dotation und vermutlich auch noch eine bessere Mobiliareinrichtung sind dann erreicht, und ich habe Dich in eine wirklich dauernd gemächliche Lage versetzt. In der That denke ich dabei fast nur auf Dich und die Kinder.



Ich werde, was ich auch manchmal für Plane darauf mache, doch schwerlich, solange ich lebe, aufhören zu dienen, und so bin ich durch meine Besoldung immer gesichert.

Mit der Varnhagen hast Du ganz recht. Indes konnte ich es heute nicht lassen, da mir einer sagte, was die feine, parisisch erzogene Großherzogin sagen würde, wenn die Jüdin zu ihr käme, [zu erwidern] daß sie beide Parvenus wären und sich recht gut zusammen schickten. *)

Über die Würde des Staats urtheilst Du auch, wie man immer sollte. In den Stellenbesetzungen hat der Kanzler allerdings zu laie Begriffe, und überhaupt ist es wunderbar, daß er bei hoher innerer und äußerer Würde sich wenig scheut, auch mit den darin sehr Ungleichartigen sich einzulassen. Ich kämpfe oft, aber vergeblich dagegen.

Es ist mir sehr lieb, daß Du mir einen besseren Begriff von Beuth bebringst. Er gehörte zu denen, die den Kanzler umgaben, ehe er in seine jetzige Stelle eintrat, als er einige Wochen in der Nähe von Berlin war, und stand nicht in gutem Ruf. Ich selbst hatte Vorurteil gegen ihn.

Canova hat alles [an Kunstwerken] wegnehmen können, er hat aber den Tiber und die große tragische Muse stehen lassen. Überhaupt haben alle einiges gelassen. Oesterreich die Hochzeit von Cana von Paul Veronese und anderes. Der König der Niederlande auch einige bedeutende Stücke. Wir bloß die unter dem Gewölbe stehenden Säulen und einen Kirschkern, auf dem 140 Gesichter geschnitten sind. Dies letzte sage ich im Spaß, D[?] nämlich machte die Preußen immer damit lächerlich, daß sie ihn ängstigten, um den Kirschkern aufzufuchen, und Alexander wußte das sehr drollig zu erzählen. Ich erinnere mich wirklich, diesen Kirschkern als Kind in

*) Die Gemahlin des 1811 bis 1818 regierenden Großherzogs Karl von Baden war Stephanie Beauharnais, Adoptivtochter Napoleons.



der Kunstskammer gesehen zu haben, nämlich da ich ein Kind war, denn der Kern mochte wohl alt genug sein.

Die Negoziation über die Forderungen der Partikuliers ist die, über die ich Dir Eichhorns*) Brief schickte. Es hat mir, um die Russen zu ärgern, wahren Spaß gemacht, diese Sache durchzusetzen, und es ist mir allerdings sehr gelungen. Du mußt wissen, daß eine ganze Kommission von Gesandten für diese Sache zusammengefaßt war, bei der ich nicht war. Diese machte nichts, zankte sich und brachte einige elende Artikel zustande, die niemanden befriedigt hätten. So kam die Sache an das Konseil der Minister zurück. Die Sache war sehr verwickelt, weitläufig und schwierig, das Ende der Unterhandlungen vor der Tür. Kein Mensch wußte, was man damit anfangen sollte. Ich übernahm, einen Bericht darüber zu machen. Ich kannte sie gar nicht, allein Eichhorn und Altenstein hatten das einzelne gut vorgearbeitet, ich setzte mich hinein und übergab den Ministern meinen Bericht und einen Konventionsskizzenentwurf in mehr als 20 Artikeln. Sie lachten, versicherten, die Franzosen täten das nie, wußten indes doch nichts Besseres und mußten mir selbst die Unterhandlung übertragen. Hinter meinem Rücken versicherte Capo d'Istria**), Castlereagh und alle, es könnte und würde nie etwas aus der Sache werden. Ich fing sie an, und in zehn Tagen und gleich viel Konferenzen habe ich alles durchgesetzt, was man billigerweise verlangen konnte.

Die Sache war darum noch fataler, weil von der ersten Konferenz an alles andere bis auf dies fertig war, und man mich also fürchterlich drängte, und weil ich es nie zu einem

*) Johann Albert Friedrich v. Eichhorn, geb. 1779, † 1856. 1817 Staatsrat, 1840—1848 im Kultusministerium.

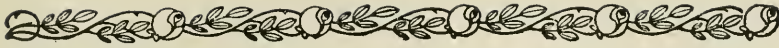
**) Johann Anton Graf Capo d'Istria, geb. 1776, † 1831. Griechischer Staatsmann, seit 1809 in russischen Diensten, seit November 1813 Gesandter in der Schweiz.



starken Widerspruch mit den Franzosen kommen lassen durfte, denn dann wäre mir nichts übrig geblieben, als die andern Minister zu Hilfe zu rufen, und die hätten mich alle mit Hohnlachen zurückgewiesen. Ohne aber je sie nur einmal um Rat zu fragen, habe ich ihnen die Konvention, von den Franzosen unterschrieben, gebracht. Es war eine der komischsten Szenen. Metternich und Wessenberg, die sich bis dahin gar nicht um die Sache bekümmert hatten, taten nun, als wollten sie sie verschlingen, da sie sahen, daß man hatte etwas machen können und die Angst hatten, daß, obgleich meine Konvention für alle galt, für sie doch vielleicht dabei versäumt wäre.

Wellington las die Konvention vor, und Capo d'Istria knurrte bei jedem Paragraphen, wie hart das für die Franzosen sei. Wenn ich ihm dann sagte, daß sie ja alles ganz gutwillig unterschrieben hätten, ärgerte er sich noch mehr. Dazu kam, daß die Warschauer auch eine ähnliche Konvention gefordert hatten, und Rußland ihnen die abgeschlagen hatte. Er begriff nun wohl, wie man dort murren würde. Mir lag an dem Gelingen dieser Sache theils dieser kleinen Persönlichkeiten wegen, theils weil sie so viele einzelne interessiert, und weil ich sie so evident ganz allein und im Widerspruch mit allen durchsetzte, alles, und wenig Dinge haben mich so gefreut. Selbst der Kanzler hat die Konvention erst nach der Unterschrift gesehen. In den Rheinländern hat mir ein Artikel besonders sehr viel Dank verschafft. Bonaparte hatte Waren, die seine vormaligen Untertanen von ihm selbst als erlaubte Kolonialwaren gekauft hatten, konfiszieren lassen. Darüber hatten mehrere Kaufleute Bankrott gemacht. Diese Sache gehörte gar nicht in diese Unterhandlung. Ich habe aber noch am vorletzten Tage Mittel gefunden, dafür einen Artikel zu machen und Entschädigung zu erhalten. So auch habe ich Zinsen hineingebracht, die die Franzosen seit dem Lüneviller Frieden nicht bezahlt haben. Ich sage Dir das so aus-

140



fürhlich, weil ich weiß, daß es Dich interessieren wird. Gegen andere erwähne dessen weiter nicht.

Lebe wohl, mein innigst geliebtes Kind. Ewig Dein H.

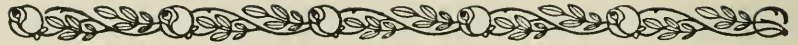


61. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 5. Dezember 1815

Die schöne Zeit der Kuriere ist vorüber, liebe Li, und wir müssen ganz bürgerlich durch die Post schreiben. Das ist sehr traurig, aber einzelne Gelegenheiten werden sich hoffentlich doch finden. Du wirst sehr lachen, wenn ich Dir sage, daß ich schon so eingerichtet bin, als hätte ich zehn Jahre hier gewohnt, und mich ausnehmend glücklich fühle. Mein Haus ist in den wenigen Tagen zu einem wahren Kleinod geworden, alle Fenster sind verklebt, es wird beständig aber mäßig geheizt, der Untugend der eisernen Öfen, daß sie einem ordentliche Flammen gegen die Stirn blasen und die Füße kalt lassen, habe ich durch vorgesezte Schirme und Fußteppiche abgeholfen, und so ist freilich nicht viel Lust, aber eine göttliche Temperatur bei mir. Zum Arbeiten habe ich eine sehr kleine Stube und einen ungeheuer großen ehemaligen Eßtisch, meine Schlafstube ist dicht dabei, was kann man mehr verlangen. Höchst anziehend ist besonders die unendliche Stille, ich bin wie auf dem Lande und kann jeden Angriff, der auf mich geschieht, von weitem sehen und gleich abschlagen. Geschäfte habe ich jetzt eigentlich noch gar keine, und sie werden auch nur nach und nach anfangen. Dennoch suche ich so viel zu Hause zu bleiben als nur immer möglich ist.

Caroline sehe ich täglich. Ich bringe den Abend bei ihr zu, oder wir gehen zusammen aus. Sie ist heiter und sehr lebenswürdig. Ob sie selbst in dieser Zeit etwas gedichtet oder sonst gemacht hat, weiß ich nicht. Wir haben noch immer so viel von der

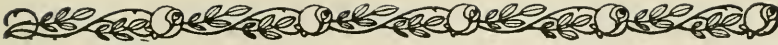


Zeit, den Ereignissen, den Menschen zu sprechen gehabt, daß wir darauf noch nicht gekommen sind. Ihr Urtheil hierüber ist zwar nicht immer gerade tief und eingreifend, aber ihre Milde und Klarheit, die gegen die frühere Zeit sehr zugenommen hat, ersetzen dies. Adolph bleibt noch einige Tage hier, und die Mutter selbst nicht länger.

Die Cüstine gibt sich viel Mühe mich für ihre Tees zu gewinnen, und ich sehe recht, welch ein Unterschied zwischen Deutschland und Frankreich ist. In Paris war sie mir ein ordentlicher Trost. Sie hatte so nichts von dem, was ich an den übrigen nicht mochte, in allem, was sie sagte, lag vergleichungsweise mehr Gemüt, und es wurde mir immer wohler mit ihr. Hier ist das ganz anders. Hier ist sie in deutschen Gesellschaften mir nur eine Art Störung, und in ihrer eigenen fühle ich eine unbequeme Leere, ob ich gleich alles Gute an ihr wiedererkenne, was ich im Sommer in Paris fand. Der Sohn ist gewiß nicht uninteressant, allein sowie ich allein bin, komme ich gar nicht dahin, irgendeinen Menschen kennen zu lernen. Jeder Besuch wird eine Art Geschäft und sucht einen Zweck, und der Hang der Einsamkeit reißt mich so hin, daß es mir wie ein Unglück erscheint, ausgehen zu müssen. Wenn ich mit Dir bin, sind einmal gewisse Stunden, die man immer zusammen verlebt, denen es mir nie, da Du mit den Kindern da bist, einfallen könnte, das Alleinsein vorzuziehen, und in diesen kann sich allein auch mit anderen ein freies Gespräch entwickeln.

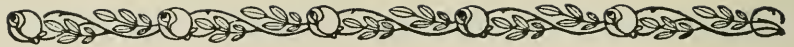
Bei Stein war ich gestern mit Carolinen und Psuel*) — dem Schwimmer — der aber ein höchst interessanter Mensch ist und sich jetzt noch mehr entwickelt hat, den ganzen Abend. Sie war nicht zu Hause, was eigentlich die Unterredung noch mehr zusammenhielt, die mit mehreren sich natürlich zerstreut.

*) Ernst v. Psuel, geb. 1779, † 1866, seit 1815 im preussischen Generalstab.



Ich wurde unterbrochen, und siehe da, Du bekommst diesen Brief doch durch einen Kurier. Mein Feldjäger wurde nämlich von Saarbrück aus nach Paris geschickt und ist jetzt wiedergekommen. Ich sende ihn nun weiter nach Berlin, da er Briefe von Holz hat, die wichtig sein können.

Vor allen Dingen schicke ich Dir einen Brief Alexanders, den Du mir natürlich nur mit einem Kurier zurückschicken kannst. Er ist in vieler Rücksicht merkwürdig, historisch für das, was in Paris vorgeht, und was man über mich sagt, und dann auch vorzüglich wegen Alexander selbst. Du wirst sehen und hast das vielleicht nie bisher so klar empfunden, welch politisches Treiben er immer hat, und wie sich eine ganz neue Seite in ihm entwickelt hat, nämlich die Beschützung der institutions libérales, der Krieg gegen den Despotismus und die Vervollkommenung der menschlichen Gesellschaft. Gott weiß es, daß alle diese Dinge sehr wichtig und lobenswert sind, und ich begreife recht gut, wie man auch neben ganz einsamen literarischen Beschäftigungen dafür Sinn und Interesse haben kann. Allein in Alexander kann ich das alles nur höchst flach und schal finden. Die Kraft guter Verfassungen beruht auf einem wesentlich starken und reinen Charakter, man empfindet selbst nicht einmal das Bedürfnis der Freiheit ohne die Richtung des Charakters darauf. Das ist z. B. in Schlabrendorff äußerst sichtbar. Nun aber liegt teils in Alexanders Charakter gar nichts, was sich eben da hinneigt, er könnte unter jeder Verfassung und sehr unbekümmert darum leben, und damit meine ich wahrlich keinen Vorwurf, der sonst auch leicht mich selbst treffen könnte; teils aber dringt er auch gar nicht bei dem Volk, für das er nun Partei zu nehmen scheint, auf einen solchen Charakter, ist vielmehr bei allen Völkern oft gegen die Charakterseiten, die das wahre Fundament der Freiheit sind, harmoniert nicht einmal in Paris mit denen, die eigentlich sehr kräftig sind; mit einem Wort, seine Freiheits-



und Verfassungsliebe ist schlechterdings nicht Liebe zum Volk, nicht Übereinstimmung mit seiner einfachen und geraden Sinnesart, nicht Mitleid mit seiner Lage oder seiner Unbehilflichkeit, für die reine und gute Absicht passende Mittel zu finden, es ist Liebe zu einem Teil der Gesellschaft und in Paris wirklich zu dem schwärmenden, fast nie handelnden, zu dem Lafayette*), Tracy und solche Menschen gehören. Daher ist er auch ganz versöhnt mit denen, die die Antipoden aller Möglichkeit von Freiheit sind, wie Talleyrand, Caulaincourt**), weil sie doch immer einen Firnis von liberalen Ideen herausstecken, und wäre Napoleon nur ein bißchen weniger willkürlich gewesen, so hätte allen diesen Herren das Maß seiner Freiheit vollkommen genügt. Du wirst in dem ganzen Brief eine Art Theatersprache finden.

Es schmerzt mich wirklich, so zu urteilen, aber es ist doch nicht anders. Dabei ist Alexander doch immer sehr viel und hat auch sehr gute Seiten, aber diese hier sind mir furchtbar, es kann mir ordentlich manchmal mit ihm bange und unheimlich werden.

Es ist närrisch genug, daß Talleyrand meine Rechtfertigung übernimmt. Ich bin ihm fast immer, namentlich in Wien, sehr entgegen gewesen und habe ihn in Paris sehr vernachlässigt; aber es ist schon mir unverkennbar gewesen, daß er eine gewisse Zuneigung zu mir hat. Es liegt vermutlich nur daran, daß ihn oft in Konferenzen Worte amüsiert haben, die ich gesagt habe.

Was aber auch Alexander sagen mag, wirst du deutlich sehen, daß es gar kein angenehmes Leben für mich in Paris geben kann.

Setzt noch einiges zum Verständnis. Der Abend bei Frau v. Jasmund. Wir hatten mit dem Kanzler, der Jordis und der

*) Marquis de Lafayette, geb. 1757, † 1834, berühmter französischer General und Staatsmann.

**) Armand Augustin Louis Graf Caulaincourt, geb. 1772, † 1827, französischer Minister.



Jasmond zusammen in Gesellschaft gegessen. Es wurde vorgeschlagen, da wir um 4 Uhr die Nacht fortfahren wollten, die Nacht bei Jasmonds zuzubringen. Es war noch die Jordis, eine französische Malerfrau, Sneisenau, Koreff, der aber mit Alexander wegging, und Flemming da. Ich gebe gern zu, daß man geistreichere Gespräche haben kann, es wurde gelacht, gesungen (deutsche, zum Teil Soldatenlieder), kleine Spiele gespielt. Alexander ging nach Mitternacht weg. Ich kann nun nicht leugnen, daß ich mich gut amüsiert habe. Es mag wohl kindisch sein, aber ich habe nun einmal an nichts die Lust verloren, und was ich in Göttingen gern tat ist mir noch lieb. Le ministre du faubourg und le faubourg ist immer Gold*). Er ist freilich nicht angenehm, aber die letzte Nacht hat mich sehr mit ihm versöhnt. Er war auch dabei und sehr lustig und natürlich.

Nun lebe wohl, geliebtes, teures Leben, umarme die Kinder,
ewig Dein
S.

Die Charlotte**) hat mir wenigstens fünf enge Briefbogen nach Paris hin geschrieben. Ihre Gesundheit hat sich so gebessert, daß sie 140 Pfund wiegt, gerade, schreibt sie, so viel als sie in Pyrmont gewogen hätte. Das ist eine eigene Manier, die Schönheit zu rekonstruieren.



62. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 8. Dezember 1815

Mir geht es hier sehr wohl, ja wirklich so wohl, als es mir, ohne Dich, leicht je gehen könnte. Es ist mir ordentlich wunderbar, wie das Gefühl in Deutschland zu sein auf mich wirkt. Ob es gleich in meiner Empfindung viel mehr ist, als

*) Vgl. S. 100.

**) Diede, vgl. S. 18.



bloß nicht in Frankreich zu sein, so gewinnt doch auch dies negative Gefühl ordentlich durch seine Stärke etwas Positives. Ich halte sehr viel auf das Element, in dem man lebt, es ist sogar meines Bedünkens das echte Glück, das man sich schaffen kann, sich mit dem rechten zu umgeben, und alles Haschen nach diesem oder jenem Genuß ist nichts dagegen und nur ein unverständiges Streben. Was auch so errungen werden mag steht immer einzeln da und erhält erst seinen Wert, wenn es in die Vergangenheit tritt und nun zur Erinnerung wird, dem wohlthätigsten aller inneren, geistigen Elemente.

Ich sehe Carolinen alle Tage, und selten ist einer, an dem wir nicht einige Stunden miteinander zubringen. Vorgestern habe ich ihr den Agamemnon vorgelesen, an dem sie viel Freude gefunden hat. Auch hat er ihr, was mich sehr freut, nicht dunkel geschienen. Ich habe ihn in diesen Tagen geendigt und mit Fleiß die ersten dazu genommen, die immer die arbeitfreiesten sind. Die vorletzte Szene, die große der Rhytännestra, hat Psuel mit nach Leipzig genommen, sie an Hermann*) abzugeben, es bleiben mir jetzt noch einige 20 Verse durchzusehen übrig, dann will ich noch einmal das Ganze genau überlesen, noch vielleicht einzelne Härten wegzubringen, und dann die Hand davon abziehen. Aber ich kann mich nicht eher davon trennen, bis ich nicht mehr daran zu tun weiß. Ich habe eine innere Liebe dazu, die mich immer wieder dazu zurückführt.

Über die Länge meines hiesigen Aufenthalts weiß ich noch schlechterdings nichts zu sagen und werde es vielleicht, ja sogar wahrscheinlich, bis gegen das Ende nicht können, da die Hauptungewißheit in den Verhandlungen liegt, die man jetzt in München macht. Wie diese beendet sind, müße es hier nicht lange dauern. Ich rechne nur bis auf die Hälfte des Januars.

*) Gottfried Hermann, geb. 1772, † 1848, Philolog, Professor der Philosophie und Beredsamkeit.



Ordentlich lächerlich ist es zu sehen, wie hier nun die Bundesgesandten versammelt sind und alle auf eine große Tätigkeit hoffen, da man voraussehen kann, daß sie nur ziemlich unbedeutend werden können. Mir tun die hier Anwesenden sehr die Ehre an, zu wünschen, daß ich hier bleiben möge, und ich leugne nicht, daß ich es gern täte. Du könntest, und ich mit Dir, denn man kann ja hier nicht viel zu tun haben, im Sommer den Rhein wohl auf, wohl ab ziehen, und der Rhein und die ihn umgebenden Länder bleiben auch in der ganzen Welt immer ein einzig schöner, charakteristischer Punkt, in dem sich Deutscherkeit und Naturgröße und Anmut vereinigen. Die Gesellschaften hier sind langweilig, aber die sollen uns auch wenig angehen.

Wunderbar kommt es mir manchmal vor, wie ohne Stein und mich an keinen deutschen Bund gedacht worden wäre. Stein hatte seinen Plan schon früher gemacht. Ich machte den ersten hier im Jahre 1813. Viel, begreife ich wohl, wird und kann aus der Sache nicht werden. Allein einmal ist es doch sehr spaßig, daß auf eine Idee, die man gehabt hat, nun die Leute von allen Ecken hier zusammenkommen, sich ennuyieren und andere, gravitativ sich zusammensetzen, und daraus ein ordentliches, mit Händen zu greifendes Wesen wird; und dann werden doch Begriffe des Rechts aufrechtgehalten, wo sonst alles in bloße Willkür ausarten würde. So eine aufgestellte Idee ist wie die Sterne am Himmel. Sie mengen sich auch nicht unmittelbar in die Dinge der Erde und lassen unter sich jeden Frevel begehen. Aber die Menschen trieben sich doch noch verwirrter und wilder untereinander herum, wenn sie nicht immer über ihnen ständen wie strafende und tröstende Augen.

Einzelne interessante Menschen gibt es hier gewiß und sogar nicht wenige, allein wenn ich von Dir getrennt bin, existiert das für mich nicht. Es gibt kein Zusammensein des Abends, es wird



alles absichtlicher Besuch. So sehe ich voraus, daß ich auch Schlosser wenig genießen werde.

Ich kriege eben hier einen Brief von Wilken*) aus Heidelberg über die Heidelberger Bibliothek. Was davon in Paris war, hat der Papst förmlich, nach seinem Ausdruck, der Universität geschenkt. Consalvi**) schrieb es mir offiziell, ich ließ aber, wie billig, den Kanzler nach Heidelberg es verkündigen. Auf meine Veranlassung haben Metternich und der Kanzler eine von mir abgefaßte Note an Consalvi erlassen, auch den noch in Rom befindlichen Teil der Bibliothek zu geben. Lebzeltern***) soll die Sache unterstützen. Ramdohr†) habe ich nicht darein mischen mögen, er verdirbt leicht. Aber wenn Niebuhr hinkommt, wird die Sache vielleicht noch nicht abgemacht sein. Erzähle ihm darum davon und bitte ihn, sich von Jordan die Akten geben zu lassen und zu machen, daß dieser Punkt in seine Instruktionen aufgenommen wird. Sollte der Papst auch schwierig sein, so glaube ich, erhielte man doch die deutschen Manuskripte, die auch der wichtigste Teil für uns sind.



63. Caroline an Humboldt

Berlin, 9. Dezember 1815

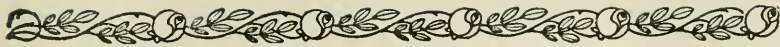
Ein Brief vom 30. November aus Frankfurt hat mich unendlich glücklich gemacht, teures liebes Herz. Seitdem ist Koreff zu mir gekommen. Er trat vorgestern abend unvermuetet ins Zimmer, wie wir um den Teetisch herumsaßen, und brachte mir Deine und Flemmings Grüße. Der Staatskanzler ist erst

*) Friedrich Wilken, geb. 1777, † 1840, Historiker. Professor in Heidelberg und Direktor der Universitätsbibliothek.

**) Consalvi, geb. 1757, † 1824, Kardinal und Staatssekretär Pius' VII.

***) Lebzeltern, v., österreichischer Diplomat.

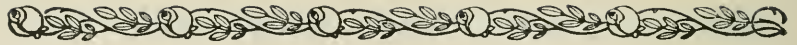
†) Ramdohr, v., geb. 1752, † 1822 als preussischer Gesandter in Neapel.



gestern in die Stadt gekommen, die vorgestrige Nacht hat er noch auf seinem Gute geschlafen.

Sobald ich Deinen Brief empfang, und da ich mich wirklich viel wohler fühle als Ende Oktobers und im Anfang des Novembers, sprach ich mit Wolfart wegen der Reise, die Du und ich so sehr wünschen. Er hat sich ein paar Tage zur Überlegung aus, sagte mir aber gestern abend, er könne es nicht gewähren, einmal könne er die magnetische Behandlung nicht so Knall und Fall abbrechen, dann fürchte er auch ausnehmend die Kälte und müsse berechnen, daß ich Hin- und Zurückreise in der allerbittersten Kälte zu machen haben würde. Ich kann nicht leugnen, daß Wolfarts Ausspruch in Hinsicht auf die magnetische Behandlung mich sehr wundert, denn ich werde nur selten magnetisirt. Nur von Zeit zu Zeit läßt er mich eine Nacht magnetisch schlafen. Die Erquickung solcher Nacht, das Gefühl erhöhter Gesundheit und Lebensfülle, was ich dann aber auch in den nächsten Tagen habe, kann ich Dir gar nicht beschreiben. Ich muß hierbei eines Umstandes erwähnen, den ich nicht oder doch nur sehr leicht in meinen vorigen Briefen berührt haben mag, um Dich nicht zu beunruhigen. Vorgestern vor vier Wochen bekam ich nachmittags einen solchen heftigen Herzkrampf, daß ich auch von dem Augenblick an den ganzen Nachmittag und bis Abend nichts mehr von mir gewußt habe. Ist dies nun die Krise des Übels gewesen? Ich muß es glauben, denn von da an, und nachdem ich die Mattigkeit, die mir in den nächsten Tagen davon blieb, überwunden hatte, von da an ging und geht es besser mit meiner Gesundheit wie den ganzen Sommer und Herbst hindurch. . . .

Seit drei Tagen ist nach dem gelindesten nebligen Wetter der heftigste Frost mit ganz heiterem Himmel und Ostwind eingetreten, der so hübsch durch alle Gebäude durchpfeift, daß man sich kaum im Zimmer erwärmen kann.



Ach, liebeß, gutes Wesen, teurer Wilhelm! Wie leid tut es mir, daß ich Dich noch nicht sehen soll. Die Reise nach Frankfurt hätte mir eine unendliche Freude gemacht und bis jetzt hoffte ich immer und immer, es könne sich noch so fügen. —

Ich danke Dir für den Brief von Eichhorn, ja wohl lobt man Dich, und mit Recht, liebe, „klare, kalte Dezemberpersonne!“

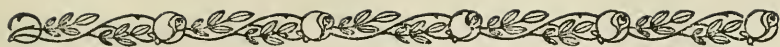


64. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 15. Dezember 1815

Du kommst also nicht, mein innig geliebtes Herz! Ich ahnete es vorher und hätte mich, wenn Du gekommen wärst, gewiß die ganze Zeit für Deine Her- und Deine Rückreise sehr geängstigt. Allein so ist der Mensch. Jetzt hat es mir doch, wie Dir, unendlich leid getan. Aber ich billige durchaus, daß Wolfart Dich abgehalten hat. Die Kälte und die Unterbrechung der Kur hätten Dir unfehlbar geschadet, und nun werde ich Dich im Frühjahr bei Deiner Ankunft in Paris ganz wohl und gesund wiedersehen. Ich kann Dir nicht sagen, wie unendlich ich mich danach sehne. Du wunderst Dich vielleicht, daß ich nicht davon rede, vor meiner Rückkehr nach Paris zu Dir nach Berlin zu kommen. Gott weiß, wie gern ich es täte. Gewiß sage ich es auch nicht ab, weil es möglich ist, daß mir der Staatskanzler dazu selbst Veranlassung gibt. Allein ohne dies mag ich es nicht tun. Viele Leute glauben, daß ich auf das Bleiben in Berlin hinsteure, was ich wahrlich nur tue, weil ihr am liebsten und bleibendsten in Berlin beisammen seid, alle wissen, daß ich ungern nach Paris zurückgehe. Da sag' ich wie Kassandra: „Nicht wie ums Gebüsch der Vogel flattr' ich, gebt Zeugnis dessen mir“, und stürze mich tête baissée in die Langeweile der mir unausstehlichen Pariser Gesellschaft,

150



des nie endenden Klatsches und des ewig nichtigen Phrasenmachens.

Was Du mir über Deine Gesundheit sagst, hat mich zugleich sehr erschreckt und gefreut. Wie nah man, ohne es zu ahnden, an einem Abgrund steht! Du hattest mir nicht von dem langdauernden Herzkrampf und der Bewußtlosigkeit geschrieben. Solche Unfälle sind doch äußerst beängstigend. Verhehle sie mir aber ja ein andermal nicht. Doch hoffe ich, soll es wirklich die Krise gewesen sein. Da Koreff und Wolfart nun zusammen für Dich sorgen können, so hoffe ich, soll der Winter Dich wirklich in Deiner Wiederherstellung viel weiter bringen und sie sogar ganz vollenden. Von der magnetischen Kur kann man solche Hoffnungen schöpfen, denn sie ist durchaus wundervoll und unbegreiflich, und wenn sie auf irgend jemand wohlthätig wirkt, so ist es gewiß auf Dich, die Du gerade so gebaut und geartet bist, daß Du gewiß eher als irgend jemand mit den geheimsten Kräften der Natur in der engsten Berührung stehst. Du wirst darüber lachen, aber wenn ich nicht bei Dir bin, süße Caroline, denke ich noch viel mehr an und über Dich, als wenn wir zusammen sind, und da weiß ich, daß Du am meisten, und nur eine Frau kann es überhaupt recht, auf dem Punkt stehst, wo das Ideale und Wirkliche, das Geistige und Körperliche einander unbegreiflicherweise berühren, und daß Du am meisten in der Verbindung jedem sein Recht lässest.

Ich könnte das viel weitläufiger ausführen und beweisen, aber das holde Kind würde mich auslachen, und so bewahre ich meine Ideen, die aber keine Grillen sind, lieber bei mir. Mir müssen sie lieb sein, da sie mich immer wieder dahin führen, aufs neue zu empfinden, wie ein einziges Glück es war, Dich zu finden und Dich zu besitzen. . . .



er Minister Altenstein ist mit Eichhorn von Paris gekommen, und der letztere geht nach Berlin voraus, um den Weihnachtsheiligabend dort nicht zu versäumen. Das scheint eine fixe Idee in allen Berlinern, die ich gar nicht table, die mir aber doch wunderbar vorkommt, wenn man nicht viele, noch kleine Kinder hat. Immer benutze ich die Gelegenheit, Dir, mein innigst geliebtes Leben, einige Worte zu sagen. Es geht mir sehr wohl und gefällt mir mit jedem Tage besser. Ich finde immer, daß die Zeit die größte Göttin ist, und wenn ich sagen kann, daß ich etwas lange besitze, so heißt es schon, daß ich es sehr gern habe. Also wird es mir auch immer heimlicher in meiner Wohnung, obgleich in diesen Tagen der Wind sie fürchterlich umsaugt.

Sagte ich Dir, süßes Herz, daß ich am vergangenen Mittwoch in Darmstadt war? Man hat mich mit sehr großer Auszeichnung und Höflichkeit aufgenommen. Aber die Höfe sind nun einmal selten amüsant. Ich glaube aber wirklich, daß ich Dir das alles schon schrieb. Nur von der alten Zeichnung des Kölner Domes, weiß ich gewiß, schrieb ich Dir nicht. Es hat sie ein Architekt Moller*), dessen Du Dich vielleicht von Rom aus Erinnerst. Er ist eigentlich ein Hannoveraner und gehört zu Kahlrauschens Protégés. Wirklich verdient er es, er ist ein sehr ausgezeichnete Mensch. Von der Schönheit dieser Zeichnung und dieses Turmes hast Du kaum einen Begriff. Es ist die reinste Ausführung gotischer Baukunst, die man sich denken kann. Überall bis ins Kleinste hin wiederholen sich dieselben Glieder, alle ruhen aufeinander und entfalten sich für sich wie in einem organischen Leben, der ganze Turm gleicht einer still und reich aufstrebenden Pflanze und endigt sich oben, wo er

*) Georg Moller, geb. 1784, † 1852, Architekt, war vor 1810 drei Jahre in Italien.



nun durchaus dünn wird, in einer lustigen, schönen Blume. Man muß gestehen, daß nur der gotischen Baukunst eine solche ungeheure Höhe natürlich ist. Das Aufeinandersetzen von Säulen und Ruppeln hat nie dieselbe Einfachheit und Erhabenheit.

Ich bin auf den Gedanken gekommen, daß der König den Dom vollenden, d. h. die Kirche ausbauen und die Türme aufführen lassen sollte. Es wäre das schönste Monument, was die preussische Herrschaft über den Rhein sich selbst setzen könnte; schon das Unternehmen würde Enthusiasmus in der ganzen Gegend hervorbringen und auf ein Menschenalter hin wäre der Stadt Köln und der Gegend durch den Bau Nahrung gegeben. Man zerbricht sich den Kopf jetzt um Pläne zu Kunstwerken, hier hat man ein im Entwurf bis auf das kleinste Detail gegebenes vor sich, das man nur in Wirklichkeit zu setzen braucht. Dann läge auch etwas Hübsches darin, daß ein Künstler, der, wie der alte Baumeister des Doms, seine Idee niederlegt, einen Monarchen findet, der ihr nach Jahrhunderten Dasein gibt. Allerdings wäre der Bau sehr kostbar. Zusammen könnte er wohl acht Millionen Gulden und mehr kosten. Allein warum müssen wir ihn gerade noch vollendet sehen? Man pflanzt auch die Bäume für seine Enkel, und solch ein Bau ist wie ein Naturwerk. Wendete man nur 200 000 Gulden jährlich daran, und gewiß hat Friedrich II. oft mehr in elende Häuser in Berlin und Potsdam verbaut, so käme es doch am Ende zustande. Denn läge auch wohl manchmal der Bau bei Krieg oder andern Hindernissen, man finge ihn eben wieder an, und endlich würde er doch fertig und trüge noch in seinem Entstehen die Geschichte der Zeit in sich.

Ich habe dem Staatskanzler weitläufig darüber geschrieben. Sprich Du ihm und anderen in Berlin auch davon, besonders dem Kronprinzen. Wenn ich König wäre, täte ich das, und zugleich ließe ich die Pferdebandiger in Bronze gießen und an den Anfang



der Linden vor dem Universitätsgebäude hinstellen. So hätte ich das schönste Antike und Moderne verpflanzt und dem Lande zu eigen gemacht, dann sollte mir aber auch niemand mehr von Kunstwerken reden, das reichte für eine Regierung und für Bewunderung und Studium auf lange hin.

Ich habe den Agamemnon noch einmal ganz durchgelesen und verglichen und noch einiges geändert. Diese Änderungen nebst meinen Bestellungen wegen des Drucks nimmt nun Eichhorn mit nach Leipzig an Hermann und so kann der Druck gleich anfangen. Ich habe große Lust doch auch noch den Pindar zu vollenden. Allein wenn ich das tue, so lasse ich die schon übersetzten Oden ganz so abdrucken wie sie sind. Beim Agamemnon war das nicht möglich, da in demselben Stück doch Gleichförmigkeit sein muß. Zu diesem Fertigmachen dieser beiden Arbeiten zieht es mich wie eine Schuld hin, die ich gegen unser erstes einsames Zusammenleben habe. Es waren die schönsten Zeiten unsers Leben, und mir ist immer, als könnte man ihnen auch in der Erinnerung nie genug Sorgfalt weihen.

Bei alle dem mußt Du aber nicht denken, daß ich gar nichts zu tun habe oder mich verschließe. Ich nehme alle Menschen an, gehe abends doch von drei Tagen gewiß zwei aus und bin keinen Brief schuldig. Aber ich weiß nicht woher es kommt, der Tag ist hier besonders lang und meine Stimmung sehr gut. Jetzt, da ich einmal erst vom Agamemnon komme, will ich noch einmal alle Tragödien lesen, die diese Fabel behandeln. Es sind die größten Gestalten des Altertums.

Lebe wohl, mein teures, ewig liebes Wesen, umarme die Kinder.

Ewig Dein H.





66. Caroline an Humboldt

Berlin, 20. Dezember 1815

Liebes Herz!

u wirst heute nur wenige Zeilen von mir bekommen, denn eins ist mir auf das andere gefolgt. Es gibt, Du weißt es gewiß auch, so unglückliche Tage, wo man mit nichts vorwärts kommen kann. Eben nun wollte ich Dir schreiben, als August mit Abdelchen ins Zimmer tritt. August ist nämlich zum erstenmal gestern wieder ausgegangen, er sieht indessen noch schlimmer aus*)...

Ich habe Deinen Brief vom 8. bekommen. Es ist mir süß und rührend, daß Deutschland als Deutschland Dich so bewegt. Carolinen wirst Du nun nicht mehr in Deiner Nähe haben, es ist mir oft schmerzhaft und verwunderlich, daß Caroline so bei nichts recht aushalten kann, sie hat wie ein ewig irres Sehnen, was sie mit sich herumträgt, man könnte sagen, dies Sehnen sei auf etwas Außerirdisches gerichtet. Nein, das ist es aber auch wieder nicht und gerade, daß es das nicht ist, macht ihre Unruhe etwas schmerzlich.

Den Agamemnon hast Du also vollendet? Ich freue mich sehr dazu. Schicke mir doch, wenn Du ihn nicht bedarfst, die erste Ausgabe in gelbem Einband zu, ich bitte Dich.

Was Du mir über das Nichtherkommen nach Beendigung der Geschäfte in Frankfurt sagst, begreife ich ganz. Es macht mich sehr traurig, Dich jetzt nicht zu sehen, aber tadeln kann ich Dich in nichts. Du wirst mir aber auch nicht böse sein, wenn ich jetzt nicht nach Frankfurt kommen konnte. Wie sehr sehnte ich mich danach! Allein Wolfart sagt und behauptet, er könne es in seinem Gewissen nicht zugeben. Ich vermute wohl, daß er die nächsten Momente der Muße dazu verwenden wird, Dir zu schreiben. . . .

Lebe wohl, mein teures Leben. Sonnabend ein Mehreres.



*) Sedemann war an einer Halsentzündung gefährlich krank gewesen.

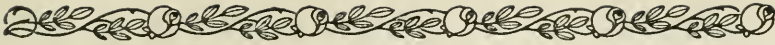
Altenstein reißt diese Nacht ab, und da, wenn man sich auch nichts bestimmt Geheimes zu sagen hat, es doch immer besser ist, durch einen sicheren Mann als durch die Post zu schreiben, so beantworte ich schon heute Deinen lieben, soeben empfangenen Brief vom 12., für den ich Dir herzlich danke, teure Li.

Altenstein wird gewiß zu Dir kommen, er ist gerade nicht amüſant zu nennen, aber er ist ein sehr redlicher, gutmütiger Mann und hat mehr als ich es ehemals wußte, mannigfaltige und gründliche Kenntniſſe. An mich hat er sich, obgleich wir ehemals in Dienstverhältniſſen sehr miteinander gespannt waren, jetzt sehr eng angeſchloſſen und mir wirklich Vertrauen und Freundschaft bewieſen. Seine Hauptſchwachheit, die Du ihm bald anmerken wirſt, iſt, daß er eigentlich sehr gern wieder eine feſte Anſtellung hätte und doch, bald weil er es wirklich sehr gut meint und wahrhaft nützlich ſein will, bald aus perſönlicher Suſzeptibilität zu keinem rechten Entſchluſſ darüber kommen kann. Indes glaube ich doch, wird er nach einem Aufenthalt von einigen Wochen in Berlin, ſich irgendwo aufs Land zurückziehen und abwarten, ob man ihm Vorſchläge macht. In Paris iſt er ſehr nützlich geweſen und hat in das Zurückfordern der uns genommenen Gegenſtände erſt Ordnung und Regelmäßigkeit gebracht.

Bernſtorff*) hat ſich hier nur zwei Tage aufgehalten. Den erſten war er bei mir, den zweiten aber mußte ich nach Darmſtadt gehen, und ſo habe ich ihn nicht weiter geſehen. So wenig tauglich ich ihn zum Geſchäftsleben halte, ſo gern habe ich ihn im bloß geſellſchaftlichen, doch war er früher intereſſanter und liebenswürdiger. Jetzt hat eine gewiſſe Apathie zu ſehr überhand genommen.

Der alte Blücher iſt ſeit geſtern mittag hier, und ich war heute

*) Chriſtian Günther Graf Bernſtorff, geb. 1769, † 1835. 1811—1816 däniſcher Geſandter in Wien. 1818—1832 preußiſcher Miniſter des Auswärtigen.



bei ihm. Ob er gleich sagt, daß er sich leidend fühlt, so fand ich ihn doch auf und recht munter aussehend. Seine Ankunft hat hier wirklich im Volk einen sehr großen Enthusiasmus erregt, der sich noch mehr gezeigt haben würde, wenn er nicht ausdrücklich und sehr bestimmt alle öffentliche Freudenbezeugungen und allen feierlichen Empfang verboten hätte.

Ich meine aus Deinem Brief zu sehen, daß Du jetzt auch den hast, den ich dem Kanzler mitgab. Du mußt zugleich einen von Carolinen bekommen haben, sonst fordere ihn nur vom Kanzler. Ich begreife, daß der arme Mann sehr viel zu tun haben muß. Soviel ich aus Deinem Briefe sehen kann, hat man ihm bei seiner Rückkunft nach Berlin auch gar keinen Beweis öffentlicher Teilnahme gegeben. Für einen Mann, der wirklich, wenn man nicht ganz unbillig sein will, sehr viel geleistet hat und der gewiß diesem Leisten noch täglich große Opfer bringt, ist das sehr niederschlagend. Dazu fühlt es der Kanzler mehr als ich in der gleichen Lage es tun würde.

Delsner, der hier ist, der Dir bekannte aus Paris, hat einen Probebogen eines Journals, ich glaube des „Journal des débats“ mitgebracht, in dem eine Stelle über Ney's Tod ist, die die Zensur gestrichen hat. Sie heißt wörtlich, so: Placé en présence du peloton des vétérans chargés de tirer, il s'est écrié avec cette voix terrible qui avait si souvent porté l'effroi dans les rangs ennemis: „Soldats, je proteste devant Dieu et devant les hommes que le jugement qui me condamne, est un jugement inique. Soldats, droit au cœur!“ Ce furent ses dernières paroles, il est à l'instant tombé percé de douze balles.

Er hat sich immer noch im Tode besser benommen als man gedacht hat.

Lebe wohl, mein innigst geliebtes Wesen, umarme die Kinder.

Ewig Dein H.





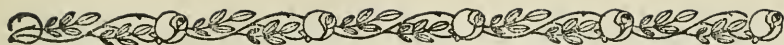
ch freue mich, liebe Li, daß der kürzeste Tag vorüber ist, das Jahr steigt nun wieder hinan, vor dem längsten Tag hoffe ich doch gewiß wieder mit Dir vereint zu sein, es ist meine einzige Hoffnung und meine einzige Sehnsucht. Ich weiß noch gar nichts vom Staatskanzler und auch das Departement schickt mir nicht einmal die Berliner Zeitungen wie sonst. Ohne Dich und Deine liebende Sorgfalt wüßte ich gar nichts von Berlin.

Ich war gestern in Hanau, Flemming war mit mir. Ich habe ihn sehr gern. Ich glaube aber nicht, daß er sehr lange mit mir bleiben wird, er bekommt gewiß bald eine eigene Anstellung; er verdient sie, und es ist auch gut sie ihm zu geben, da es sehr an brauchbaren Menschen fehlt und er recht gut arbeitet. Heute wird ein junger Bülow*) bei mir essen, der halb und halb bestimmt ist, auch mit mir nach Paris zu gehen. Er will nämlich zuerst umsonst dienen, und so ist es recht gut, einige Menschen zuzuziehen.

Der alte Blücher ist noch hier und lebt hier wieder auf. Es geht viel besser mit seiner Gesundheit, und er fängt auch nun an auszugehen, selbst des Abends, um seine Partie zu machen. Nur kann er des Nachts nicht schlafen. Er legt sich meistens gar nicht zu Bett, bleibt angezogen, schlummert nur eine Stunde auf dem Sofa, geht dann herum, schläft wieder und verbringt so die Nacht. Es scheint, daß er noch einige Tage hier bleiben wird.

Ich habe diese Woche fast keinen Abend zu Hause zubringen können. Es sind, vermutlich wegen der heiligen Woche, fast alle Abende Gesellschaften gewesen, und wo ich zum erstenmal in Häusern gebeten war, mochte ich nicht abschlagen, hinzugehen.

*) Heinrich v. Bülow, geb. 1791, † 1846, Humboldts künftiger Schwiegersohn. Vgl. Gabriele v. Bülow, Tochter Wilhelm v. Humboldts. Ein Lebensbild aus den Familienpapieren Wilhelm v. Humboldts und seiner Kinder. 1791—1887. 14. Aufl. Berlin 1911, E. S. Mittler & Sohn.



Ich weiß nicht, ob Du in den Zeitungen bemerkt hast, daß ein *mémoire* von mir über die Friedensunterhandlungen im „Morning chronicle“ wörtlich abgedruckt ist. Ich habe es noch nicht selbst gelesen und kann es auch nicht vergleichen, da ich meinen Aufsatz, da ich auf diese Art von Schriftstellerei wenig Wert lege, nicht bei mir habe; der Abdruck ist mir aber sehr unangenehm. Kein Mensch ist gewiß mehr für Publizität als ich, allein ein in einer Unterhandlung zu einem bestimmten Zweck geschriebenes *mémoire* ist nie von der Art, daß es vor dem Publikum erscheinen sollte. Es drückt nicht einmal die Meinung dessen, der es schreibt, ganz aus. Denn da keiner, der mehr die Sache wie sich vor Augen hat, einen solchen Aufsatz macht, um sich in ein gewisses Verhältniß mit dem Publikum oder diesem oder jenem Teil desselben zu stellen, wenigstens mir diese Ansicht in Geschäften ewig fremd sein wird, so ist ein *mémoire* auf den Effekt unter den gegebenen Umständen berechnet. Es bezieht sich auf das Vorhergegangene und Nachfolgende, warum es nun aus diesem Zusammenhang herausreißen und einzeln hinstellen? Meine Idee war von Anfang an in dieser Unterhandlung und ist es noch heute, daß der Friede auf einer geradezu umgekehrten Basis steht. Man hätte alles, was nötig war, zur Sicherheit abreißen und keine Truppen in Frankreich lassen sollen.

Man hat das Entgegengesetzte getan. Meine Absicht bei diesem *mémoire* war, diese Umkehrung auszusprechen und womöglich zu bewirken. Eben darum war es nur ein Anfang, hätte sich die Umkehrung bewirken lassen, so mußte nur gesagt werden: Was und wieviel soll man abreißen? Dazu kam noch, daß mein *mémoire* das zweite in der Reihe (jede Macht machte eins) war und unmittelbar auf das von Capo d'Istria*) folgte. Nun hatte Capo d'Istria alles darauf gegründet, daß die Verbündeten kein Recht hätten, die

*) Vgl. S. 139.



Integrität Frankreichs anzugreifen, sondern daß die Wiener Deklarationen und Verhandlungen ihnen die Hände bänden. Es war also am wichtigsten, dies zu widerlegen, und dies macht daher auch den Hauptteil meines *mémoire* aus. Es hat endlich in mehreren Stellen etwas beißende Beziehungen auf große Blößen der Schrift Capo d'Istria's, und eine ist eben von der Seite auch höheren Orts übel genommen worden, nämlich wo ich, obgleich mit vollkommener Wahrheit sage, daß, wenn die Schlacht bei Bellealliance verloren gegangen wäre, es sehr schlimm um die Sache gestanden hätte.

Aus allen diesen Gründen hätte ich viel darum gegeben, daß es ungedruckt geblieben wäre. Sonst enthält es nichts, was mir als öffentlich bekanntgemacht unangenehm sein könnte. Es ist mit meiner gewöhnlichen Mäßigung geschrieben und doch alles darin gesagt, was notwendig war. Die Ausführung des Rechtspunkts ist gründlich, und die verbündeten Mächte haben durch die That bewiesen, daß sie der gleichen Meinung waren, da sie wirklich die Integrität nicht unangetastet gelassen haben. Sie bedürfen sogar, wenn man will, in gewisser Art einer solchen Rechtfertigung, da man ihnen verdeckt selbst in Pariser Blättern oft schon die Wortbrüchigkeit vorgeworfen hat. Nur wird mein *mémoire*, wie jede gemäßigte Schrift, doch das Schicksal haben, daß es keiner Partei gefallen wird. Der „Rheinische Merkur“ und die mit ihm übereinstimmend denken, werden finden, daß die Ansprüche Deutschlands nicht genug herausgehoben sind. In Frankreich wird die antiroyalistische Partei zwar damit übereinstimmen, daß ich das System *tadle*, durch Fremde die Regierung erhalten zu wollen, aber sie wird sonst genug Stellen darin finden, die ihr nicht anstehen. Der Hof, der diesen Frieden gerade so wollte, wie ich ihn bekämpfe, muß ganz unzufrieden sein; das Publikum überhaupt, insofern es davon Notiz nimmt, wird seine Eitelkeit beleidigt finden und übel aufnehmen, daß gesagt ist, daß nicht die Armee allein verräterisch gehandelt,

160



sondern daß die ganze Nation an der Sache teilgenommen hatte. Es ist mir sogar wahrscheinlich, daß man es von Frankreich aus nach London zum Abdruck geschickt hat, um vielleicht zu verhindern, daß ich nach Paris käme. Damit wäre nun mir sehr gedient.

Ich werde eben gestört, süßes Herz, da Wessenberg zu mir kommt. Lebe innigst wohl.



69. Caroline an Humboldt

Berlin, 23. Dezember 1815

Teures, süßes Herz!



Ich habe Deine lieben Briefe vom 15. und 17. empfangen. Eichhorn war noch nicht bei mir.

Der Weihnachtsabend ist allerdings eine fixe Idee bei den Berlinern, denn nicht die Kinder allein, alles in der Familie und auch die näheren Freunde, alles beschenkt sich durcheinander. Immer ist etwas Hübsches in dieser Lust, sich gegenseitig recht viel Freude zu machen. Mein Weihnachten wird diesmal ungemein brillant werden, die Krone wird, seitdem sie im Salon hängt, hier zum ersten Male angesteckt werden, und darunter der Tisch mit allen Geschenken. Die Kinder sind ganz außer sich vor Ungeduld, daß es morgen werde. Ach wärst Du doch hier!

Ich habe einen rechten Verdruß gehabt. Der Staatskanzler war vorgestern hier, und ich mußte gerade nicht zu Hause sein. Doch hoffe ich, wird er bald wiederkommen, er hat mir viel Freundliches durch Koreff sagen lassen.

Den Dom von Köln bin ich sehr begierig zu sehen, und im Frühjahr hoffe ich es auf jeden Fall. Bei Boissière's*) in Heidelberg sah ich voriges Jahr die allerhimmlichsten Zeichnungen davon.

*) In der bedeutenden Kunstsammlung der kunstsinigen Brüder. Vgl. Bd. IV, S. 199.



Der Kronprinz, hieß es schon hier im vorigen Jahre, wollte den Dom ausbauen lassen, wenn er einmal zur Regierung kommen werde. Auch der König soll einen außerordentlichen Wohlgefallen daran gezeigt haben. Ich werde schon hier auch darüber zu reden bekommen.

Daß Du so rege wieder im Altertum lebst, hat für mich einen eigenen Reiz und macht mir eine große Freude, denn ich weiß, daß diese einzig großen Gestalten des Altertums Dich mehr erfüllen wie alles, was in der Gegenwart vorgeht.



70. Caroline an Humboldt

Berlin, 29. Dezember 1815

Liebstes Herz!



gestern gegen Abend war der Staatskanzler hier mit seinem Bruder. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie freundlich und gut er war und über Dich sprach. Er ist einer von den Menschen, die einem bald das Herz in dem tiefen Busen lösen. Ich hätte vielleicht noch mehr und inniger mit ihm gesprochen, wäre der Bruder nicht bei ihm gewesen, der mir eine nicht solch Vertrauen einflößende Gestalt war. Der Kanzler hat für mich das einnehmendste Äußere, was man haben kann, Würde, Milde, Lebhaftigkeit und einen durchgehend liberalen Zug in allem, was er sagt. Ich möchte, ich könnte ihn oft sehen, er tut mir wohl. Ich möchte ihm etwas sein können. Er frug nach meiner Reise zu Dir nach Frankfurt, ich sagte ihm, wie und warum ich darauf Verzicht leisten mußte und jetzt nur darauf dächte, Dir nach Paris sobald als möglich zu folgen. Ich setzte scherzend hinzu: „Da Sie uns nicht hierbehalten wollen.“ Er erwiderte den Scherz und sagte: „Sie wollen ja nicht in Berlin bleiben,“ worauf ich ganz einfach antwortete, wie ich es meine: „O sehr gern, versuchen Sie es nur.“



Er lächelte und ließ im Verfolg der Unterredung wohl merken, daß er nicht glaube, jezt einen anderen als Dich dort haben zu können. Ich bat ihn, zu erlauben, daß Flemming als Kurier auf drei Tage herkommen möge, in der That würde es mir viel Spaß machen, Flemming zu sehen, er meinte, Du hättest dann niemand, „obgleich“, setzte er hinzu, „Humboldt niemand braucht, er macht alles allein.“ Er sprach über Dich mit einer Liebe, die meinem Herzen wohlthat. Von Wolfart konnte ich ihm nicht sprechen, ich hoffe wohl, ich sehe ihn bald wieder, es muß sich alles natürlich machen, wenn es fruchten soll. Ich werde, wenn die Gelegenheit sich findet, es mit inniger Herzensüberzeugung tun, er ist ein Engel von Sanftmut und liebevollem Gemüt.

Der Weihnachten ist auf das Schönste ausgefallen. Ach, nur Du fehltest mir dabei, einzig liebes Herz! An zwei Enden eines langen Tisches brannten zwei kleine Weihnachtsbäume, einen besetzte die Gräfin Dübén mit allerlei Spielsachen, die drum herumstanden, ihren Kleinen, den anderen ich dem Hermann. Seine Hauptspielsachen waren ein Theater, ein sehr schönes Vauspiel, eine Schwadron Kosaken usw. In der Mitte des Tisches lagen und standen Carolinens, Adelheids und Gabriellens Geschenke, auf einem Stuhl daneben Augusts Geschenk, ein Geschirr auf zwei Wagenpferde. Da sich die Schwestern auch noch untereinander beschenkt hatten, so war kaum Raum genug, und die erleuchtete Krone und alle übrigen Lichter und Lichterchen machten den Anblick außerordentlich hübsch. Wenn nur Du dagewesen wärst! Alle waren höchst zufrieden und danken, denn ich habe alles mit in Deinem Namen geschenkt. August sagte, es wären fürstliche Präsente.

Ich bin gestört worden und breche nun ab. Die Kinder grüßen.

Erwig Deine Li.



er Kanzler hat mir außerordentlich freundlich und lieb geschrieben, er fängt seinen Brief mit Dir an, sagt, daß er Dich gesehen, daß er bedauert hat, daß es nur auf wenige Momente war, daß er aber hofft, Dich bald länger zu sehen. Er scheint seinem Briefe nach gesund und trotz vieler Arbeiten heiter und aufgeräumt. . . .

Es freut mich ausnehmend, daß der Kanzler gerade diesen Eindruck auf Dich gemacht hat. Ich bin überzeugt, daß er auch sehr gern mit Dir sein würde, wenn die Gelegenheit einmal gäbe, daß ihr einander näher kommen könntet. Allein das ist sehr schwer, da er so viel zu tun und einmal sehr bestimmte Umgebungen hat.

Der Papst hatte dem Staatskanzler eine Dose nach Paris zum Geschenk geschickt, und ich wunderte mich, daß ich ganz übergangen war. Jetzt schreibt mir Vera*), daß er, um mir eine besondere Auszeichnung zu gewähren, eine eigene Art Kunstwerk machen läßt mit einer Inschrift, die sagt, daß es ein Geschenk des Papstes für mich ist. Es soll aber noch geheim bleiben, da es noch nicht fertig ist.

Die Beschreibung des Kunstwerks ist etwas dunkel, ich schreibe sie Dir ganz ab: „Due colonne di rosso antico scannellato con piedestallo e vaso al di sopra, dell' altezza di 14 palmi Romani circa, ed una testa di Medusa (ganz antik und heidnisch) scolpita in granito Egizio bigio con le piccole ali ed i serpi, la maschera di cui è di un palmo Romano circa sopra un piedestallo di rosso antico. Nei piedestalli vi è l'iscrizione indicante che il Papa Le dà quest' attestato della sua riconoscenza per i meriti di Lei.“**)

*) Römischer Agent.

**) „Zwei Säulen von kannelliertem Rosso antico mit einem Postament und Vasen darauf von etwa 14 römischen Palm (165 Zentimeter) und ein in ägyptischem, grauem Granit geschnittenes Medusenhaupt mit den kleinen Flügeln und Schlangen, welches sich auf einem etwa 1 Palm hohen



Ob die Sache sehr hübsch sein wird, ist aus der Beschreibung nicht zu entnehmen, und schwer wird es sein, sein eigenes Lob in Rosso antico aufzustellen. Indes können es die Kinder tun, und die Idee des Papstes hat doch etwas, das mich gerührt hat. Es war so leicht, kalthin eine reiche Dose zu geben, dies aber beweist wirklich persönlichen Anteil. Man sieht aber, was es tut, wenn man immer am Rechten hält. Ich bin gewiß in Rom kein gefälliger Gesandter gewesen, aber ich habe ihn seitdem mehrere Male vor großem Unrecht mit bewahren können. Wenn wir noch sollten ein Gut auf Rügen kaufen, müßten wir das Museum und die Säulen dahin bringen. Du glaubst doch auch, daß die Medusa nicht zu den Säulen gehört sondern es drei Stücke sind?



72. Caroline an Humboldt

Berlin, 13. Januar 1816

s tut mir sehr leid, theures Herz, daß Du durch mein rheumatisches Zahntweh und Übelbefinden beunruhigt worden bist. Nein, es geht in der That viel besser mit mir. Seit jenem bedeutenden Anfall von Herzkrampf im November, den ich Dir verschwieg, habe ich keinen mehr der Art gehabt. Und seitdem ich (es ist heute ein Monat) so lange schlief — ich will Dir nur gestehen, daß es 27 Stunden gewesen sind — seitdem habe ich auch nur äußerst selten und geringen Schmerz in der linken Seite empfunden. Ich meine bemerkt zu haben, daß alles, was mich moralisch angreift, weit mehr Einfluß auf diesen Schmerz hat als körperliches Unwohlsein.

Postament von Rosso antico erhebt. Auf den Postamenten befindet sich die Inschrift, welche besagt, daß der Papst Ihnen diesen Beweis seiner Dankbarkeit für Ihre Verdienste gibt.“ Die Säulen befinden sich im Antikensaal zu Segel, tragen aber keine Inschrift, sondern das Wappen des Papstes.



Das Geschenk des Papstes freut mich sehr als Andenken, als Beweis, daß er sich damit beschäftigt hat. Allein als Kunstwerk wäre es mir freilich lieber gewesen, wenn er eine Statue oder antikes Basrelief geschenkt hätte. Rauch meint auch, daß der Medusenkopf für sich ist. Die iscrizione mußt Du, liebes Herz, schon verdauen. Des Papstes Idee hat für mich etwas sehr Rührendes. Wenn ich nach Rom komme, schenkt er mir nun auch gewiß einen Rosenkranz. Er hat es das erstemal nicht getan. Und nach Rom mußt Du mich doch noch einmal loslassen. Die Gräber am Testaccio muß man doch noch einmal wiedersehen. Ich bekomme manchmal eine solche unaussprechliche Sehnsucht dahin, daß ich mich eines Stromes von Tränen nicht erwehren kann.

Pfuel war auch bei mir, lang und bis spät am Abend, und empfiehlt sich Dir sehr. Er spricht äußerst hübsch, und die Welt und die große Zeit finden viel neue, tiefe und originelle Anklänge in ihm.

Den Fürsten sah ich nicht wieder, doch empfing ich gestern ein liebes, freundliches Billett von ihm aus Glienecke und Deinen Brief an Abtheilung. Der Fürst sagt mir, er werde bald wiederkommen, um mich zu besuchen. Mich soll's innig freuen. Ich liebe und verehere ihn sehr.

Adieu, süßes Herz.

Ewig Dein.



73. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 19. Januar 1816

Ich habe, liebe Seele, Deinen Brief vom 13. bekommen und er hat mich sehr glücklich gemacht. Du sagst mir, daß Du kein Zahnweh mehr hattest und nach einer ruhigen Nacht Dich wohlbefandest. Ich bin aber ordentlich ängstlich, wie Du, wenn Du nicht mehr in Berlin bist und also des nervenberuhigenden Einflusses entbehrst, Dich befinden wirst . . .



Da es gar keinem Zweifel unterworfen ist, daß wir nach Paris gehen, so weiß ich nicht, liebes Kind, warum wir sollten länger warten, unsere Sachen dorthin zu schicken. Ich bitte Dich also von jetzt an, dazu Anstalt zu machen . . .

Von hier kostet der Zentner bis Paris 14—18 Franken. Bei dieser Gelegenheit fallen mir unsere Sachen in Rom ein. Alle Fragmente von Statuen, Büsten und so fort lassen wir doch, nicht wahr, trotz unserer Abwesenheit nach Berlin kommen? Es ist zwar wahr, daß sie Frankreich vorbeischießen, aber Paris scheint mir für eine solche Last nicht sicher genug . . . Ich bitte Dich, liebes Kind, diese ganze Sache recht sorgfältig und mit großer Vorsicht zu behandeln, da sie wirklich wichtig ist, so leid es mir tut, Dir wieder mit Packen Mühe zu machen. Noch muß ich Dir sagen, daß die Zölle außer der Fracht bezahlt werden. Wenn Du nicht über Frankfurt gehen lässest, mußt Du mir gehörige Zeit vorher den Abgang melden. Wenn Du Sachen hierher schickst, so hätte ich unendlich gern Dein Bild von Schiä*), teures Kind. Ich ließe es dann hier doch noch auspacken. Es fehlt mir sehr. Aber Dein anderes steht dos à dos mit der Zeichnung der Kleinen, und Tags sind die Kleinen im Angesicht, sobald ich abends wie immer allein zu Hause bin, drehe ich es um, und dann herrschest Du bis zum Morgen. Da ich nie vor 1 Uhr zu Bett gehe, sind das die hübschesten, stillsten Stunden.

Es wäre mir auch lieber gewesen, wenn der Papst uns eine Antike gegeben hätte, allein ich begreife, daß er das nicht konnte. Eine gute war es schwer wegzugeben, und eine mittelmäßige wäre nicht einmal anständig gewesen. Deine Sehnsucht nach Rom begreife ich wohl, Du armes Kind, und gewiß sollst Du noch die Gräber am Testaccio sehen. Sogar für mich rechne ich noch darauf. Ich muß Dir aber recht von ewigem Zusammenbleiben geschrieben haben, da Du sagst, ich müßte Dich noch einmal nach Rom los-

*) Gottlieb Schiä, geb. 1764, † 1812, Maler. Das Bild siehe Bd. III, S. 1.



lassen. Es hat mich ordentlich gerührt, Du sollst ja nicht gefangen sein, teures, liebes Wesen.

Die Zeitung vom 11. habe ich zugleich mit Deinem Brief bekommen. Wenn man die Unterschriften: Schulenburg, Goldbeck*), Haugwitz**) liest, ist es einem wie eine Auferstehung der Toten. Da hätte man wohl recht gehabt zu sagen: Ach! Laßt sie ruhn, die Toten!

Gruner***) Minister! Nun, alles so etwas sieht besser aus der Ferne aus. Ich wünsche, daß Du Pfuel oft sehen mögest. Er ist mir einer der Liebsten.

Ich schicke Dir einen Aufsatz über die Schulpforta, den ich habe abschreiben lassen. Er rührt von der kleinen Ilgen†) her, und es wird Dich amüsieren, wie der Rentbeamte dort ein wirklicher Tyrann ist. Nichts ist so klein, worüber nicht einer gern herrscht. Ich habe nun eine wahre Leidenschaft, zu gehorchen, und nichts könnte mich so glücklich machen, als wenn Du mich beherrschen wolltest. Ich meine das wirklich ganz eigentlich so.

Dann schicke ich Dir einen Brief des Professors Wilken aus Heidelberg, der hier war, um bei mir die Heidelberger Manuskripte abzuholen, die General Müffling mir aus Paris geschickt hatte. Gib ihn Niebuhr. Er wird daraus sehen, daß die Sache in Rom für den Überrest in gutem Gange ist.

Endlich gab ich Graf Pappenheim††) ein kleines Paket mit.

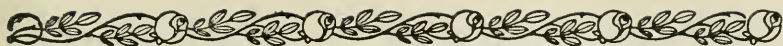
*) v. Goldbeck war Minister von 1795—1807 gewesen.

**) Graf Haugwitz, geb. 1752, † 1831, war 1802 Minister des Auswärtigen gewesen.

***) Justus v. Gruner, geb. 1777, † 1820, war 1809 Polizeipräsident von Berlin, 1815 Chef der Deutschen Polizei in Paris gewesen, wurde nicht Minister.

†) Gattin des Schulmanns und Philologen Karl David Ilgen, geb. 1764, † 1834. Seit 1802 Rektor in Schulpforta.

††) Karl Graf zu Pappenheim, geb. 1771, † 1852, Schwiegersohn des Staatskanzlers.



Dies enthält die Statuten des Falkenordens mit den Ordenszeichen, so daß Du mich nur brauchst darunter malen zu lassen, um genau zu wissen, wie ich als Ritter der Wachsamkeit aussehe. Der Pappenheim ist des Kanzlers Schwiegersohn, ein guter harmloser Mensch, er hat die bekannten 9000 Seelen bekommen und möchte nun gern wissen, wo ihre Körper wären. Er hofft mich dazu brauchen zu können und ist mir sehr ergeben.

So oft Kuriere gehen, schreibe mir ja über die öffentlichen Dinge in Berlin. Es urteilt niemand so gut darüber als Du, und diese Gelegenheiten sind sicher. Mir will es gar nicht gefallen. Ich weiß nur die Fakta, aber ich reihe sie mir so zusammen, wie es mich nicht anspricht. Schmalz' Orden, das Verbot des „Merkur“, worüber die Kabinettsorder damit schließt, daß man ein Gesetz über die Pressfreiheit machen will (wenn das Kind in den Brunnen gefallen ist), und das freilich noch nicht gewisse Gerücht, daß Ingersleben nach Aachen an Sack's*) Stelle kommen würde. Alles dreies scheint mir das anfangende Übergewicht einer Partei zu beweisen, mit der ich nie in Übereinstimmung sein werde; ist das wirklich so, so bleibe ich, solange ich noch diene, wie es auch kommen möge, in Paris oder außer Berlin.

Die Nachricht vom „Merkur“ schrieb mir der Kanzler. Ich habe nichts darauf erwidert; ich kann die Maßregel (die übrigens an Ort und Stelle so ungeschickt ausgeführt worden ist, daß man den Drucker ohne alle Not verhaftet hat) nicht billigen und glaube, daß auch der Kanzler nur im Gewühl der Geschäfte dazu vermocht worden ist, ich mag aber den Mann, den ich ehre und liebe, und dem mein Urteil nicht gleichgültig ist, nicht kränken. Gerade als ich den Brief bekam, hatte ich einen Bericht gemacht, um Abschaffung aller Zensur vorzuschlagen. Ich habe ihn auch abgehen lassen. Hörst Du nicht davon, so rede nicht davon. Wozu sich rühmen?

*) Oberpräsident der Rheinprovinz, geb. 1764, † 1831.



Es muß jetzt allerdings mit Festigkeit, aber auch mit viel Würde und den wahren und echten Grundsätzen regiert werden, sonst geht es schlimm, wenigstens bleibt der gute Geist nur wirksam für die Regierung, wenn sie ihn auch hinlänglich zusammenpreßt. Ich spreche darüber sehr unparteiisch, alles, wozu ich nichts tun kann, ist mir sogar mehr, als recht und billig ist, gleichgültig. Ich habe nie arbeitsamer und einsamer gelebt als hier und ginge ebenso gern und lieber von hier nach Auleben als nach Paris. Aber ich sehe die Dinge nicht falsch, und diese Schritte sind irrig.

Es hat mich innig gerührt, daß Du sagst, es sei Dir gewesen, als überlegtest Du mündlich mit mir. Wann wird die süße Zeit wiederkommen! Es ist so nah, und ich kann es mir doch noch gar nicht recht denken.

Lebe wohl, inniggeliebte Seele.

Ewig Dein H.



74. Caroline an Humboldt

Berlin, 20. Januar 1816

Man war sehr gespannt auf die Veränderungen des 18. Der Berg hat indes eine Maus geboren, und es sind keine Ministerialveränderungen erfolgt, die man zu erwarten schien. Das Ministerium von Schuckmann, hieß es in der ganzen Stadt, solle geteilt werden, man nannte diesen und jenen, unter anderen Nicolovius. Beyme*) sollte bei der Ständerepräsentation obenan kommen und Vizekanzler derselben werden. Allein auch darüber ist es wieder still.

*) Karl Friedrich v. Beyme, geb. 1765, † 1838, war 1800—1810 Justizminister, 1814 Zivilgouverneur von Pommern, wurde November 1817 Chef der neuen Ministerialabteilung für die Justizorganisation in den neuen Provinzen, trat am 31. Dezember 1819 zugleich mit Humboldt vom Staatsdienst zurück.



Wer kommt denn nun eigentlich nach Frankfurt an den Bundestag? Stein wäre doch der beste außer Dir.

Über des Ministers v. Bülow Grafenerhöhung motiert man sich sehr, da man voraussetzt, daß er sie doch heimlich nachgesucht habe. Ich finde, daß, wenn man dergleichen gegen ihn willens war, er es hätte hintertreiben sollen, da er einmal schon westfälischer Graf war. Allein die Leute haben andere Ideen von Ehre wie ich.

Der Schwarze Adlerorden an Stein hat mich sehr frappiert, weil ich nie gedacht hätte, daß er ihn nicht schon hätte. Es ist der einzige Orden, den ich Dir noch wünsche, und mich dünkt, der König hätte ihn Dir diesmal geben können*).

Gestern war die Fürstin Blücher**) und die Warsing mit Familie zum Tee bei mir. Morgen kommt der Feldmarschall, hat sich aber alle Feierlichkeiten verboten.

Wolfarts Anstellung als ordentlicher Professor wird durch eine Rabinettssorder durchgesetzt werden, denn Schuckmann bleibt inflexibel.

Das Verbot, geheime Gesellschaften betreffend, welches bei Gelegenheit der Schmalzischen Schriften pro und kontra erneuert worden ist, hat den traurigsten Eindruck unter allen wirklich Gutgesinnten gemacht. Die Stimmung bei Hofe war allerdings mehr für Schmalz, die Schriften wurden bitterer und bitterer, und ich habe Ursache zu vermuten, daß der Staatskanzler der ganzen Sache so ein Ende hat machen wollen, um nicht immer tiefer hineinwühlen zu lassen. Allein man war sehr betreten darüber, man hat es dem Staatskanzler gesagt, es mache dies keinen guten Eindruck, und wieder diese Bemerkung hat ihn gekränkt. Er war in jenen Tagen sehr unwohl, vielleicht hat auch dies Einfluß darauf gehabt. Das Zu-

*) Humboldt erhielt ihn 1830, ein Jahr nach dem Tode seiner Frau.

**) Katharina Almalie, geb. 1773, † 1850, Tochter des Chespräsidenten der Ostfriesischen Kammer v. Colomb, seit 1795 vermählt mit Blücher. Frau v. Warsing, Gattin des Geh. Finanzrats, ihre Schwester.



sammentreffen mit dem Aufhören des „Rheinischen Merkur“ hat auch unangenehm frappiert. Rußland soll besonders dringend wegen des „Merkur“ gewesen sein.

Auch das Gerücht von Ingersleben*) ist wahr. Die alte Krusemarck hat selbst zu August gesagt: Mein Bruder bringt der Majestät ein großes Opfer, denn die Nähe der Franzosen (in den Rheinprovinzen) ist ihm sehr anzüglich. Der Krusemarck Deutsch ist einzig schön.



75. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 22. Januar 1816

Ich habe Deinen Brief erhalten und freue mich herzlich, zu sehen, daß es besser mit Deiner Gesundheit geht, und der Schmerz in der Seite nicht beständig und im ganzen schwächer ist. Daß alles, was Dich moralisch angreift, mehr Einfluß auf Deine Gesundheit und namentlich auf den Schmerz in der Seite hat, begreife ich sehr gut. Es schmerzt mich darum desto mehr, was Du mir von Theodor schreibst . . . Ich glaube mit Dir, daß er sich ewig auf meinen Einfluß und sein Vermögen verläßt; das wenigstens ist gewiß nicht unsere Schuld, denn in keinem Hause könnte ein Kind wohl weniger davon reden hören, oder seine Eltern selbst darauf Wert legen sehen . . .

Fürsten und Grafen mögen sie in Gottes Namen am 18. gemacht haben, das ist mein geringster Kummer, allein wenn Ancillon Geheimer Rabinettsrat würde, wäre die Sache ernsthafter.

Ich bin über eine Unterhandlung, die ich über Luxemburg habe, wieder in nähere Verbindung mit Gneisenau gekommen. Er grüßt Dich herzlich. Er denkt über die letzten Ereignisse wie ich und Stein. Ich bedaure den armen Kanzler, wenn er zu diesen

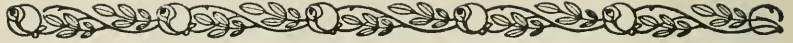
*) Oberpräsident der Rheinprovinz zu werden.



Dingen die Hände hat bieten müssen, und noch mehr, wenn er es gewissermaßen aus eigener Überzeugung getan hat. Heute hören wir hier, und die Sache scheint gewiß, daß Ingersleben wirklich Oberpräsident am Rhein wird, und zwar seinen Sitz in Coblenz nehmen und Coblenz, Trier und Aachen beherrschen soll. Es läßt sich darüber weiter nichts sagen, es ist das letzte, was geschehen konnte, um alles niederzuschlagen, und zeigt den Sieg einer Clique an, der man durch blutige Jahre entgangen zu sein glaubte. Auf Gneisenau wird diese Nachricht einen sehr bösen Eindruck machen, und ich stehe nicht dafür, daß er nicht seinen Abschied fordert. (Clausenitz *), den er mir wegen der Luxemburgischen Sache geschickt hat, ist hier, und ich habe viel mit ihm darüber gesprochen. Ich fürchte von dem allen nicht gerade bestimmtes und sicheres Anglück, obgleich man auch dafür nicht einmal einstehen kann. Allein das Schlimme und wahrhaft Traurige ist, daß Preußen ein außerordentliches Beispiel in Deutschland und Europa geben konnte, und daß in Preußen selbst Stoff zu dem Besten und Kräftigsten war. Dies wird nun mit Füßen getreten und von sich gestoßen, wenn die Menschen, denen man die neusten Maßregeln zuschreiben muß, wirklich Einfluß behalten. Ich rede gewiß mehr wie ein anderer mit Unparteilichkeit davon; denn meine Privatpläne können mit diesen Dingen in gar keine Kollision kommen. Ich diene wahrhaftig nicht zu meinem Vergnügen und meinem Nutzen, und es gibt darin auf Erden nichts Beweglicheres als mich. Auch wenn ich dienen bleibe, werde ich immer meine Stelle finden, wie ich sie bis jetzt gefunden habe, und werde, wie bisher, schon ohne Aufsehen da herauszutreten wissen, wo es mir nicht wohl werden kann. Aber es ist für das Ganze, das man nicht gern herabsinken sieht.

Im Hause leben wir sehr heiter und vergnügt. Ich habe außer Flemming und Boisdeslandes noch einen Herrn v. Bülow,

*) Vgl. S. 45.



der in unsere Dienste gehen will und ausdrücklich gebeten hat, nur bei mir angestellt zu sein. Er ist, soviel ich jetzt sehen kann, ein sehr guter junger Mensch, hat in Heidelberg studiert und den Krieg von 14 mitgemacht. Wenn ich zu Hause bin, essen immer alle bei mir, und Flemming vorzüglich trägt viel zur Heiterkeit bei. Wir haben hier im Hause einen so schrecklichen Wind. Wenn er stark wird, schwöre ich Dir, ist es so, daß Du die ganze Nacht gewiß kein Auge zutun könntest. Nun haben wir darauf gesonnen, den Wind wenigstens auch zu benutzen, und sind darauf gekommen, Violsharfen anzulegen. Wir glaubten, der ganze Mohrrengarten müßte ein Konzert werden, allein siehe da, der Wind ist da, aber die Töne kommen nicht, und der einzige Ort, wo die Harfe endlich einige kläglich winselnde Laute hervorgebracht hat, ist Flemmings Abtritt. Dies hat denn aber auch Sensation gemacht und ist selbst bis zur Cüstine gedrungen. Verzeih, daß ich mit der Albernheit schließe, aber Du lachst ja manchmal auch gern.

Lebe innigst wohl, mein ewiggeliebtes Wesen. Umarme die Kinder.

Ewig Dein H.



76. Caroline an Humboldt

Berlin, 26. Januar 1816

Ich weiß nicht, mein geliebtes Herz, ob ich so glücklich sein werde, noch einen Brief an Dich zu vollenden, denn seit gestern waltet wie ein Schicksal über mir, daß, wenn ich mich hinsetze, Dir zu schreiben, dieser oder jener hereinstürzt. Gestern abend wollte ich die Gelegenheit benutzen, Dir durch den Inspektor der Seehandlung zu schreiben, da läßt sich der Prinz August Ferdinand*) anmelden. Er folgte dem Bedienten auf dem Fuß und scheint sich sehr gut amüsiert zu haben, denn er blieb bis nach 12 Uhr

*) Prinz August von Preußen, geb. 1779, † 1843, Sohn des Prinzen Ferdinand, des Bruders Friedrichs des Großen.



Mitternacht. Heute morgen, nach vielen anderen weniger vornehmen Besuchen, kommt der Fürst Radziwill*), wie ich mir eben den Stuhl zum Schreibtisch anrückte. Inmitten von allem diesem kam der Postmeister Reinecke, ein freundlicher Bote, und brachte mir Deinen lieben Brief vom 19. Januar, Theodors Geburtstag. Ich habe noch keine weitere Nachricht über ihn, und Du kannst denken, wie ich sie erwarte.

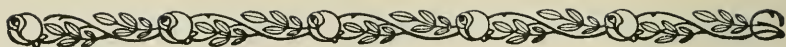
Du wirst gesehen haben, daß aus vielen Dingen, die man zum 18. angekündigt hatte, nichts geworden ist. So zum Beispiel die Ministerschaft Albrechts**) und Gruners! Dagegen erhält sich das Gerücht, daß Schuckmann sein Ministerium teilen und Altenstein den Kultus und Schulanstalten bekommen soll. Altenstein war gestern in der ersten Hälfte der Soiree bei mir und war eben weggegangen, als Prinz August kam. Er ist ein verständiger, etwas langsamer Mann, mit dem sich die Unterhaltung erst durch die einmal von alters her bestimmten und festgesetzten Formen zu etwas Besserem aufhebt.

Die Einrichtungen der Regierungen werden, wie ich für gewiß höre, noch diesen Monat zustande kommen und alle die fremden Oberpräsidenten wieder abziehen. Beyme***) hatte, wie Du vielleicht weißt, in jener Zeit (ich glaube damals, wo er mit seiner Familie reiste), wo man den Staat für sehr gefährdet hielt, auf seine ausgesetzte Pension von 4000 Taler Verzicht getan, wenn man ihm auf einmal 16000 Taler bar geben wollte. Dies ist damals geschehen, und jetzt weiß ich für gewiß, daß Beyme 6000 Taler mit einem verbindlichen Schreiben bekommen hat, in dem ihm gesagt worden, daß man hoffe, sich seiner Dienste künftig noch zu erfreuen. Alle Menschen glauben, daß man ihn bei den Ständerversammlungen employieren wird.

*) Anton Fürst Radziwill, geb. 1775, † 1833, Gemahl der Prinzessin Luise von Preußen.

**) Albrecht, preußischer Rabinettsrat.

***) Vgl. S. 170.



Mit meiner Gesundheit geht es so viel besser, daß es mit dem Oktober kein Vergleich ist. Besorgter wie für mich bin ich für Carolinen. Alles macht sich so unendlich langsam in ihr. Es mag wohl das Geistige im Menschen mit dem Körperlichen in einer unergründlichen Verbindung stehen. Könnte man Carolinen für irgend etwas leidenschaftlich erregen, so bin ich überzeugt, würde sie bald ganz blühend und hergestellt sein. Allein wer kann einem andern in dem Organismus der Seele beikommen!

Wolfart war eben bei mir, und wir sprachen lang und viel über Carolinens Gesundheit, wo er mir dann äußerte, daß er ein Seebad für Carolinen diesen Sommer um so notwendiger und unerläßlicher halte, als es ihm das einzige zu sein schiene, was den Einfluß des Magnetismus ersetzen könne. Müßte ich nach Frankreich gehen, so schlug er den Havre vor, obgleich er eigentlich das Mittelländische Meer gewünscht hätte. Überhaupt wolle er Dir in diesen Tagen schreiben. Wenn das nun so käme, so müßte ich so viel wie möglich eilen, von hier wegzukommen, um doch einige Zeit mit Dir zu sein, denn ein solches Seebad wäre doch mit Hin- und Herkommen immer eine Sache von sechs Wochen. Ich bitte Dich, kannst Du Dich wohl durch jemand in Paris erkundigen lassen, welches die gebräuchtesten Seebäder in Frankreich sind? Wo ordentlich bequeme Anstalten für Frauen sind? . . .

Nun Adieu, teures Leben, ich denke Deiner mit innigster Liebe.



77. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 26. Januar, 1816



Mit Deinem Brief sind auch die Zeitungen gekommen, welche die Feier des 18. enthalten. Ich hatte einige Scheu davor, aber ich kann nicht leugnen, daß ich mit dem Ganzen sehr zufrieden bin. Daß Stein den Schwarzen Adlerorden



bekommen hat, ist schon in der Art, daß es gleich dem Sinn aller Belohnungen eine unverkennbare Deutung gibt, sehr gut, und der König hat in solchen Dingen immer sehr viel Takt. Man hat oft darüber geredet, daß Stein den Orden noch nicht hatte, was wäre es nun aber gewesen, wenn er ihn früher, wie so viele andere Minister, oder auch während des Krieges, wo es gar wie ein Mittel, ihn sich geneigter zu machen, aussehn konnte, bekommen hätte? So ist es ein viel reineres und vollständigeres Anerkenntnis dessen was er in dieser Epoche an sich und für Preußen getan hat.

Unter den Erteilungen geringerer Grade habe ich sehr viele bemerkt, die meinen vollen Beifall haben, und von denen ich es wenigstens nicht für gewiß gehalten hätte, daß man ihrer gedenken würde. Daß in der Zahl auch andere sind, versteht sich, allein das ist nicht zu vermeiden. Im ganzen wird der Eindruck dieser Erteilungen immer gut bleiben.

Ich habe Dir heute, liebes Kind, einen Auftrag zu geben, den ich Dich bitte, recht ordentlich und genau zu besorgen, was ich übrigens nur sage, weil mir wirklich daran liegt, nicht weil Du es je anders tätest. Ich schrieb Dir schon neulich, daß ich wegen unseres Auskommens in Paris nicht ohne einige Besorgnisse bin. Ich bin gewiß so wenig als Du habgütig, liebes Kind, und es ist, wie Du weißt, sogar mein Grundsatz, für den König zu ersparen. Allein, da man doch, es mag nun hernach dauern oder nicht dauern, kein Verhältnis eingehen muß als so, daß man auch wirklich darin bleiben könnte, so muß ich auch so gesetzt sein, daß ich nicht zusehen muß, was wir schon der Kinder wegen schlechterdings nicht können. Meine Absicht ist daher, eine genaue Rechnung zuerst über unsere Einkünfte zu haben, damit ich dem Kanzler offen, aber auch ganz speziell schreiben kann. Mache mir also, aber ganz kurz, einen Vermögensetat. Du wirst vielleicht lachen und meinen, ich müßte das an den Fingern wissen. Allein, wenn es auch so sein



sollte, so ist es nicht so. Was ich an Pfandbriefen habe, was Alexander mir schuldig ist, weiß ich gar nicht, anderes ungewiß. Du mußt, wenn Du es machst, die Kapitalien mit ihrem Betrage sowohl als mit dem der Zinsen, von den Gütern die festen Einkünfte (auch von Ziegel), die Äcker- und Mühlenpachten aufführen.

Meine Idee ist nun die: Wenn ich danach sehe, wieviel Einkünfte wir genau haben, werde ich von den Gütern ein Fünftel für Baukosten abziehen (da Ziegel darunter ist, das immer noch so viel kostet, ist das nicht zu viel), 2500 Taler für die Kinder, die wir zurücklassen; 1000 Taler Theodor, 500 Adelheid, 500 Hermann und 500 für Unvorhergesehenes. Was dann übrig bleibt, werde ich als das in Rechnung bringen, was wir in Paris zu unserem Gehalt bei den Ausgaben hinzutun können. Sollen wir in Paris auskommen können, so müssen wir, ohne Miete und Kosten zum Ersatz des Ameublements, wenigstens 150000 Franken haben. Danach werde ich dann die Rechnung anlegen und dem Kanzler vorschlagen, mir entweder die Besoldung zu geben, die ich für die nötige halte, oder mich ein Jahr gewissermaßen auf Rechnung da sein zu lassen, und am Ende des Jahres sich selbst zu überzeugen, was ich gebraucht habe, um danach ferner zu bestimmen. Da mir der Kanzler und der König gut sind, so scheint mir das ein Weg, der zum Zweck führen muß.

Krussemarcks Forderungen kenne ich. Ich hatte 13400 Taler. Es ist mir recht lieb, daß man sieht, daß meine Nachfolger, auch unverheiratet, Niebuhr und Krussemarck*) teurer sind als ich, und doch gewiß nicht gleichviel tun, da selten jemand eine so pedantische Treue hat als ich. Krussemarck wird auch erhalten, was er will. Ich kann in den Tod das Betteln nicht ausstehen.

Bei dem Gesandtenwesen, und zumal bei dem leeren, fällt mir Metternich ein. Er ist der närrischste Mensch von der Welt. Du

*) Als Gesandte in Rom und Wien.



weiß, daß er gar nicht sonderlich gut seit dem Prager Kongreß mit mir war, und plötzlich schreibt er mir ohne alle Veranlassung einen freundschaftlichen Brief von vier Seiten, der anfängt: „J'ai été habitué trop longtemps à passer des mois, des journées et surtout des soirées avec Vous pour ne pas sentir un grand vide dans mes alentours“ usw. Ist Altenstein je bei Dir gewesen? Er ist sehr gut, gehört aber nicht zu den Amüsanten.



78. Caroline an Humboldt

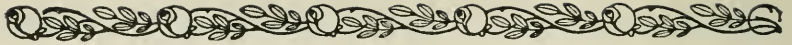
Berlin, 31. Januar 1816

Mein liebes Herz!



gestern abend empfing ich durch einen Feldjäger Deine lieben Zeilen vom 27. Er schickte mir den Brief herein, ich aber ließ ihn bitten, selbst hereinzutreten, weil es mir lieb war, einen Menschen zu sehen, der Dich vor kurzem verlassen hat. Das tat er denn auch auf einen Augenblick. Nachher, wie ich Deinen Brief öffnete, war es mir unendlich rührend, daß ich, wie von einer inneren Ahndung ergriffen, daselbe empfunden hatte, wie Du es schöner in Deinen lieben, wehmütigen Zeilen ausdrückst. Nun, bald hoffe ich ja, sind wir wieder zusammen, mein teures, treues, geliebtes Herz.

Es hat sich allerdings manches nicht bestätigt, was man über Erwartungen des 18. hörte. Dein Urteil über Ancillon teilen alle rechtlichen Menschen hier. Jemand hat mir erzählt, daß der Staatskanzler gekränkt und empfindlich war, als er ihm seine Mißbilligung des Verbots des „Rheinischen Merkurs“ und der Bekanntmachung in der hiesigen Zeitung wegen der geheimen Verbindungen nicht verheimlichen konnte. Ich begreife das auch sehr gut, begreife, wie dem edlen Mann zugesetzt wird, und welch ein Mittel, zu der Wahrheit zu gelangen, entgeht ihm schon allein durch sein schweres Gehör!



Eben das ist's, was den Wunsch, ihm nahezutreten zu können, zu dürfen, schmerzlich macht.

Gneisenau hat an seiner Popularität, hör' ich, durch seine unbegrenzte Eitelkeit verloren. Es gibt Leute, die behaupten, diese ginge bis zu einer Art Narrheit. Man gibt ihm hier die allerweitestehenden Plane schuld. In einigen Jahren könnte das Reiserwerden des Kronprinzen doch auch eine ganz andere Konstellation hervorbringen. Wenn erst die Schwester*) und Prinzess Friederike*) weg sein werden, die ihm die Kindheit noch gar zu sehr verwirklichen, so wird sich sein Geist viel mehr zum Ernstenden wenden. Ich zittere vor dem Augenblick hier, wo der Staatskanzler einmal die Augen schließen wird, denn es kriecht sehr vieles hier im Dunkel lichtscheu umher.

Wer wohl am allermeisten hier gehaßt wird, ist der Finanzminister. Untergebene sowohl als alles, was nur seinen Namen nennt, detestiert ihn und gibt ihm Leichtsinns und Despotie zugleich schuld.



79. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 2. Februar 1816

Augusts und Adelheids Passion für Segel ist mir zwar an sich sehr lieb, allein im Winter sollte August nicht sich der freien Kälte so aussetzen. Es kann ihm wirklich leicht schaden, und in der That bin auch ich für seine Gesundheit besorgt. Auch das ist mir bei Heiraten von so ungleichem Alter immer ein peinlicher Gedanke, daß nun vermutlich der eine den andern sehr lange überlebt. Wenn man sich wirklich liebt, kann man es nicht

*) Prinzessin Charlotte und Prinzessin Friederike von Preußen geb. 1796, † 1850, Tochter des Prinzen Louis, des Bruders Friedrich Wilhelms III. und der Prinzessin Friederike von Mecklenburg-Strelitz, Schwester der Königin Luise, verm. 1818 mit dem Herzog Leopold von Anhalt-Deßau.



dem andern wünschen und muß es für sich schrecklich finden. Das Schönste ist, recht, recht lange zusammenzuleben und dann so zu scheiden, daß der eine nicht länger nachbleibt, als um noch nachzuholen, was der Dahingegangene nicht selbst mehr tun konnte, und sich dann selber zur Folge anschickt. Uns hat der Himmel in allem, was unser inneres Leben miteinander betrifft, so unendlich günstig behandelt, daß ich nicht verzweifle, daß es uns so wird. Und etwas vermag vielleicht auch die tiefe Sehnsucht über das Schicksal. Der bloße Widerwille am Leben, der Schmerz, die Unzufriedenheit mit allem, was einen umgibt, tötet oft nicht, sondern verbittert nur das Leben und zerstört langsam das Dasein. Es ist überhaupt immer eine Empfindung, die nicht in einer rein gestimmten Seele waltet, und eine Ungerechtigkeit schon gegen die Natur, die, was vorgehen mag, einen in Himmel und Erde immer so freundlich und mächtig umgibt, daß man wohl in Wehmut in ihr vergehen, aber nie sich mit ihr entzweien kann. Allein die Sehnsucht über das Leben hinaus, die, versöhnt mit allem auf Erden, nur zu etwas anderem und Höherem übergehen möchte, ist ein Streben, das sich in jeder Natur deutlich ausdrückt und nur dem Menschen nicht immer einzeln klar wird. Dieser Sehnsucht schreibe ich viel eher die Kraft zu, sich selbst ihre Erfüllung zu erringen und dem Leben sanft und gewaltlos zu entrücken.

Stein sollte Bundesgesandter sein, aber er will keinen Posten und ist sehr klug darin. Ich bin enger als bisher mit ihm verbunden, und wenn Du herkommst, mußt Du ihn notwendig auf seinem Gut, das sehr schön liegen soll, besuchen. Daß es Dich frappiert hatte, daß Stein den Schwarzen Adlerorden nicht schon hatte, begreife ich. Aber die jetzige Erteilung ist sehr gut.

Wie es närrisch ist, wie man die Dinge nimmt. Du sagst, der König hätte mir wohl den Schwarzen Adlerorden geben können. Ich habe die Sache bloß von der heiteren Seite genommen und mich ge-



freut, daß niemand vom Zivil die erste Klasse des Eisernen Kreuzes bekommen hat. Ich hatte schon im vorigen Frühjahr die Angst, daß ich nun nicht mit dem Kanzler der einzige bliebe, der sie hätte, und war auch darum aufs neue Bonaparte gram. Allein es ist so geblieben und bleibt nun wohl immer so.

Mit dem Schwarzen Adlerorden, finde ich, hat der König ganz recht gehabt und wieder den Takt bewiesen, von dem ich Dir neulich schrieb. Ich habe, wie ich ohne alle Affektation sage, gewiß sehr nützliche Dienste in dieser ganzen Zeit geleistet, allein da Orden nicht für jeden gewöhnlichen Dienstleister gegeben werden müssen, so ist doch das, was ich eigentlich getan habe, nur die Bewirkung des Beitritts Oesterreichs gewesen. Dafür hat mir der König gleich das Eiserner Kreuz und sogar den Roten Adlerorden, ja noch darauf in Paris die Erste Klasse und ganz aus eigenem Antrieb gegeben. Nachher habe ich wirklich nur das tun können, was jeder nicht schlechte Geschäftsmann tun sollte. Dazu aber kommt noch, daß die diplomatischen Verhandlungen doch, man sage, was man will, auch meiner eigenen Überzeugung nach, nicht gut und gar nicht mit dem Kriege vergleichbar gegangen sind, und daß das auch allgemeine Meinung ist. Der König hat daher sehr gut getan, dafür keine Orden, am wenigsten den größten, auszuteilen. Wenn man es mit Orden nicht streng nimmt, so sind es Albernheiten, an denen kein Mensch Gefallen haben kann, der einigen Ernst besitzt. Die ich vom König habe, habe ich wirklich und stufenweise verdient. Es kann auch noch im Geschick eine Gelegenheit verborgen liegen, die mir das letzte gibt, was ich im Dienst erwarten kann, und nur wenn es so kommt, wird es mich innerlich und sehr freuen. So die äußerliche und kleine Freude daran habe ich allerdings auch und nenne so wenig die Trauben sauer, daß ich sogar gern zugebe, daß jetzt mit Stein ihn zusammen zu erhalten mir sehr lieb gewesen wäre. Aber daß Boyen nicht die Erste Klasse des Roten erhalten



hat, das finde ich sehr ungerecht und begreife es durchaus nicht, wenn es nicht, wie ich glaube, in seinen Militärverhältnissen liegt, daß man dadurch andere, die vor ihm sind, gekränkt hätte. Er hat ein bedeutendes Verdienst um die Armee. Ich glaubte, als ich Dir neulich von den Orden schrieb, daß er ihn schon hätte. Man sagt mir aber, daß es sogar nur die dritte Klasse ist.



80. Caroline an Humboldt

Berlin, 3. Februar 1816

Wegen Hermann bin ich ganz entschieden für Türl*). Aus seinem Dir lezthin geschickten Brief wirst Du seine Lage zum Theil ersehen haben. Er ist Regierungsrat und hat das Schulwesen der Provinz, der Neumark, unter sich. Er hat sich sehr beliebt gemacht, sowohl beim Oberpräsidenten v. Reck als auch bei dem Präsidenten Wismann und steht also mit den Auctoritäten gut. Er hat nur in seinem eigenen Hause die Kinder, deren er im Briefe erwähnt, acht, dünkt mich, an der Zahl, wenn Hermann und der kleine Reck darin sein werden, und für die ersten drei Jahre ist keine Frage, daß so für Hermann gesorgt ist. Nach dem Gymnasium in Frankfurt a. d. O. werde ich mich bei Nicolovius erkundigen. Hermann ist sehr gut und liebenswürdig geworden, folgsamer und unbefchreiblich zärtlich.

In Gabrielle entwickelt sich eine unendliche Stimme. Wenn sie ein Jahr in Italien singen könnte, würde es bezaubernd werden. Sie wird Dich mit einer Fülle von kleinen Liedern sehr amüsieren. Ich würde im April ohne alles Bedenken zu Dir und also vielleicht noch nach Frankfurt kommen können, geliebtes Herz, allein Gabri-

*) Herr v. Türl hatte eine kleine Erziehungsanstalt für Knaben, zunächst in Frankfurt a. O., dann in Potsdam.



ellens Konfirmation macht, daß ich nichts für bestimmen kann. Dies abzumachen, obgleich sie so unendlich jung ist, da wir doch auf eine unbestimmte Zeit aus Deutschland gehen, hielt ich für notwendig. Schleiermacher gibt ihr wöchentlich vier Stunden und hofft so fertig zu werden, aber ob vor dem 1. Mai, möchte ich nicht versprechen . . .

Über Caroline bestätigen Wolfart und Koreff sich täglich mehr, daß sie ein Seebad nehmen müsse. Das wird in Havre oder Calais eine sehr ennuyante partie de plaisir sein. Eigentlich wollen sie ausschließlich das Mittelländische Meer, allein das ist ja rein unmöglich zu machen.



81. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 9. Februar 1816

ch bin auf einmal so reich an Briefen von Dir, liebe Li, daß ich Dir meine Freude nicht beschreiben kann . . . Ich danke Dir unendlich für Deine himmlische Güte und Sorgfalt. Da Du viel weniger Herr Deiner Zeit bist, hast Du wirklich viel weniger Muße als ich.

Zuerst muß ich aus Deinen Briefen herausheben, was Du mir über die Notwendigkeit eines Seebades für Carolinen sagst. Es ist mir das Wichtigste, weil es das arme gute Kind betrifft und dann auch unser Zusammenkommen. Ein französischer Hafen scheint wohl freilich in unseren jetzigen Verhältnissen das Natürlichste. Allein ich gestehe Dir, ich kann nicht dafür sein. Ich habe gestern abend mit der Cüstine weitläufig darüber gesprochen. Zwei Dinge habe ich gegen einen französischen Hafen. Carolinen kann die nur helfen, wenn sie mit einiger Freudigkeit sie gebraucht. Nun weißt Du, wie sie Frankreich haßt, und auch, wie unangenehm kleine französische Provinzialstädte sind. Das zweite ist die Unsicherheit Frank-

184



reichs, vorzüglich in den Provinzen. Dabei stehen alle Dinge so verrückt, daß es selbst möglich ist, daß ich noch im Juniuz nicht hier weg kann. Überlege daher wohl, ob unter diesen Umständen nicht Italien vorzuziehen ist. Nach Rom wolltest Du doch einmal und bald wieder gehen und hast sehr recht. Du könntest also beides verbinden. Gleich nach Gabrielens Konfirmation kämst Du hierher und bleibest, wenn ich noch hier bin, vier, fünf Wochen mit mir.

Von hier gingest Du über den Simplon nach Genua und brauchtest mit Carolinen, denn es wird Dir auch gut sein, das Seebad. Im September gingest Du nach Rom und kehrtest Ende November oder Anfang Dezember nach Paris zurück. So wäre für Carolinens Gesundheit gesorgt und eine lange Sehnsucht wieder auf einige Zeit gestillt oder beschwichtigt. Du sähest die Gräber der lieben Knaben, und ich hätte wenigstens den Trost, Dich an dem Ort zu wissen, an dem ich Dich einzig gern habe, wenn Du nicht bei mir bist. Die Kosten scheue nicht, Du mußt überall mit den Kindern auch leben, und die drei, die Du auf jeden Fall zurücklässest, machen bei allen diesen Plänen keinen Unterschied. Außerdem, liebes, teures Herz, will ich Dir so, ich hatte es mir längst vorgenommen, eine recht hübsche Dose schenken, die ich noch habe, nicht, daß Du, armes Kind, davon reisen sollst, aber damit Du nicht ängstlich bist, wenn Du unterwegs etwas kaufen oder anders einrichten willst.

Du schiebst auch so, wenn unglücklicherweise das nicht so viel helfen sollte, alle Schuld und Verantwortlichkeit auf die Ärzte, sie sagen sonst immer, daß es nicht das Mittelländische Meer war. Überlege es alles wohl, liebe, teure Seele, handle ganz nach Deiner eigenen Empfindung, und sei überzeugt, daß ich alles billige, was Du tust, daß mir für mich nichts über die Freude geht, mit Dir zu sein, daß ich aber fühle, was wir Carolinen schuldig sind, und daß, Dich glücklich in Italien zu wissen, mir wie meine eigene Freude gilt.



Ich schicke Dir wieder viele Billette der Cüstine, weil sie nährisch sind und meine Lebensgeschichte zeigen. An Zärtlichkeit ist von keiner Seite zu denken, und ihr Alter macht, daß sie die Billette ganz anständig schreiben und ich mittheilen kann. Aber sie ennuyiert mich furchtbar, hat den unangenehmsten aller immer unangenehmen Straßburger bei sich, den Sohn, der Mönch werden will, sehr aristokratische Verwandte in Paris, muß hier mit lauter Leuten umgehen, die oft ganz geradezu deutsch sprechen, da ist Flemming, der auch fast täglich Billette bekommt, und ich ihr freilich ein Licht. Auch sage ich ihr immer, daß unser Glanz bei ihr mit Frankfurt aufhören wird. Außerdem hat es sie amüsiert, da sie mich dezidiert sah, nicht auszugehen, mich mit wahrer Gewalt doch zu sich zu bringen.

Sie scheint gar nicht glücklich, aber hat einen gewissen nationalen Leichtsin, so daß sie doch nie sentimental wird, was sehr viel schon ist. Auch wäre die Sentimentalität gegen mich, wenn ich es nicht will, schwer anzubringen. Übrigens versäumt sie aber nichts gegen mich. So hat sie jetzt erfunden, mir Reis mit Milch des Abends zu geben, und da sie immer Bier trank, und ich nur einmal meinen Abscheu zu erkennen gegeben, so hat sie es gleich aufgegeben. Das hat allerdings mein Herz sehr gewonnen.

Lebe wohl, inniggeliebte Seele. Almarme die Kinder.

Ewig Dein H.



82. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 13. Februar 1816



Ich fange, süßes Kind, meinen Brief mit den Rechnungen an, weil ich den Vermögenszustand, den Du mir neulich mitgeteilt hast, genau durchgesehen habe. . . . Ich werde nun hiernach dem Kanzler schreiben und ihn autorisieren, es dem



König vorzulegen: 1. daß meiner Meinung nach ein Preussischer Gesandter in Paris 150 000 Franken und freie Wohnung haben müsse; 2. daß aber das Wenigste 150 000 Franken ohne freie Wohnung sei; 3. daß, wer weniger habe, sich ruinieren oder für den Hof nicht anständig leben müsse; 4. daß ich von meinem Vermögen nicht mehr als höchstens 6000 Taler zur Pariser Ausgabe zuschießen kann, und auch das erst vom 1. Januar 1817 an, weil erst dann meine Finanzen in Ordnung kämen, in die ich sie nach dem Kriege habe bringen können. Die Bestimmung des Gehalts hiernach überlasse ich dem König, werde aber bitten, es womöglich in Franken zu bestimmen und mir in Paris auszahlen zu lassen, wenigstens so lange die Kontributionszahlung dauert, und zur Einrichtung außer den 6000 Talern ein zinsfreies Darlehen von 10 000 Talern auf fünf Jahre, in jedem Jahr 2000 Taler abzuzahlen. Man müßte mir hiernach 35—36 000 Taler geben. Ich glaube nicht, daß man es tut. Ich gehe dann auf jeden Fall hin nach Paris, aber kann ich nicht auskommen, so nehme ich meinen Abschied definitiv nach einem Jahr. Damit von Anfang bei der Forderung drohen, würde ich unhöflich finden. Allein ausführen tue ich es gewiß. Eine gute Veranlassung ist mir eher erwünscht als unangenehm.

Der Bülow, den ich jetzt hier habe, wird gut werden, wenn er einige Jahre bei mir ist. Er ist nicht so gewandt wie Flemming, aber fleißig und von Kenntnissen. Ich lache oft in mir, daß ich ihn eigentlich zum Mann für Gabrielen bestimme. Du wirst nun sehen, daß das geschieht.

Die Abschrift des Briefes von Consalvi gib Niebuhr. Der Papst gibt alle deutsche Handschriften an Heidelberg heraus, 847 an der Zahl. Er behält die anderen. Damit muß man sich nun begnügen. Sage wenigstens Niebuhr, daß dies meine Meinung sei.

Die Cüsine bleibt vermutlich bis zum Anfang des Sommers



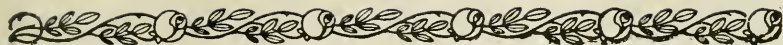
hier, geht dann vielleicht nach Karlsbad und endlich nach Frankreich. Von ihrem Schreiben sagt Flemming, der fast noch mehr Billetts bekommt als ich, sehr gut, daß es ihr wie nichts würde, ihre kleinen Buchstaben zu malen, aber man mit den Antworten gar nicht so leicht daran wäre. Doch antworte ich immer. Es ist eine Übung für die zahllosen Billetts, die man in Paris bekommt.

Dir würde, glaube ich, die Cüstine gefallen. Sie ist heiter und liebenswürdig und hat doch dabei nichts anstößig Französisches, vielmehr eine Einfachheit, die sehr auffallend ist, und an der man oft sieht, daß sie sich im Gefängnis gewöhnt hat, so auf alles, was nur der Plunder im Leben ist, Verzicht zu tun. In dieser Einfachheit stimmt sie sehr mit Dir überein. Allein sie hat keine Tiefe und ist weiter nicht innerlich interessant. Das machte Carolinen, als sie hier war, ordentlich ungerecht gegen sie. Allerdings muß man sie nicht mit ihr oder gar Dir vergleichen. Ich würde sie nicht aufgesucht haben, wenn sie mich nicht, wie sie selbst gesteht, gewissermaßen nötigte, aber so muß man ihr bis auf einen gewissen Punkt gut sein und kann immer das Gespräch mit ihr so wenden, daß es nie ganz leer ist. Die kleine Levy*) sehe ich jetzt manchmal bei ihr. Die gefällt sich gar nicht hier.

Mit Hermann sehe ich es als ausgemacht an, daß er zu Türl kommt. Es ist gewiß das beste. Für mich tut es mir leid, ich liebe den kleinen Jungen sehr und sehe ihn jetzt vielleicht gar nicht oder in vielen Jahren wieder. Aber es ist nicht bloß nützlicher, sondern auch angenehmer für ihn. Unter mehreren Kindern in einer kleinen Stadt ist er viel glücklicher als in dem großen Paris allein mit lauter Erwachsenen. Nur die erste gänzliche Trennung wird ihm leid tun.

Ich habe auch nicht anders gekonnt, als dem Staatskanzler zu schreiben, daß ich das Edikt nicht billigen kann. Er hatte mich

*) Vgl. S. 112.



ausdrücklich gefragt. Es war mir weder möglich, gar nicht zu antworten, noch unwahr zu sein. Auch hält er immer am meisten auf die Wahrheit. Du hast sehr recht zu zittern, wie es in Berlin und Preußen werden wird, wenn er einmal die Augen schließt. Es wäre ein durchaus unerseßlicher Verlust.

Über die Güter reise ja. Es ist über Dessau, Burgörner, Auleben und Erfurt beinah näher. Wünschtest Du Goethe und Carolinen zu sehen, könntest Du nach Weimar gehen. Doch ist Goethe im Mai schwerlich noch in Weimar, und Caroline kommt auch nach Erfurt.

Lebe innigst wohl, meine liebe, treue, herzlich geliebte Seele.
Ewig Dein H.



83. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 23. Februar 1816



Es ist heute Dein Geburtstag, süßes, teures Herz, aber ich habe mit dem letzten Posttag keinen Brief von Dir gehabt. Ich vermute daher, daß ein Kurier unterwegs ist.

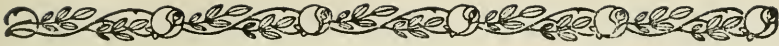
Es war heute ein himmlischer Tag hier, die Sonne schien so freundlich, und der Himmel war ganz blau. Ich bin weit ganz allein spazieren gewesen, an einem Ort, den man den grünen Brunnen nennt, wo eine Quelle von einer schönen Gruppe alter Linden umpflanzt ist und steinerne Bänke herum sind. Der Ort liegt dicht am Main, und auf der entgegengesetzten Seite sieht man das nächste Gebirge, das nicht groß, aber von angenehmen Formen ist. Rundherum ist eine Wiese, auf der das Gras schon grün und frisch aussieht. Es war mir wie eine Wohltat des Himmels, daß das Wetter so das einsame Gehen und das Andenken an die Ferne und Vergangenheit begünstigte. Die linde Frühlingsluft verdoppelte aber meine tiefe innere Sehnsucht nach Dir, mein einzig und ewiggeliebtes



Leben. Das Jahr, das heute beginnt, werden wir doch größtenteils zusammen verleben und wenigstens gewiß zusammen beschließen, das ist mir ein großer und inniger Trost, und Deine Liebe und Treue wird mich, wie sonst, freundlich begleiten. Möge nur Deine Gesundheit auch meinen Wünschen zusagen. Wenn wir nur bei- einander sind, Du gesund bist und es den Kindern wohl geht, sind wir des reinsten und höchsten Glückes gewiß. Ich liebe so alle Geburtstage derer, die mir teuer sind, und auch meinen eigenen. Denen, die einen gewissen Wert von innerer und angestammter Natur haben, raubt die Zeit nie etwas, sondern ist oft eine tief- erfreuliche Zugabe, die Empfindung aber macht sie inniger und wehmütiger und tiefer und verwandelt in wahre Eigentümlichkeit des Wesens das, was, so lange diese Reife des Wesens ihm mangelt, noch gleichsam die Spur der Willkür, die Möglichkeit des Aufhörens an sich trägt.

Ich glaube, daß ich Flemming in den nächsten Tagen ver- lieren werde. Ich weiß, daß man ihn bestimmt, Geschäftsträger im Haag zu sein, und vermute, daß der Kurier, der auf dem Wege sein muß, die Nachricht von der Versetzung mitbringt. Sie wird ihm selbst nicht lieb sein. Er ist gar nicht ehrgeizig, liebt mich, ist gern mit mir, gefällt sich in Frankfurt, wo er allerlei kleine Attachements der Gesellschaft hat, und geht noch lieber nach Paris. Allein er kann etwas, das ehrenvoll für ihn und nützlich für den Dienst ist und ihn in seiner Laufbahn weiter bringt, doch nicht aus- schlagen. Ich verliere Flemming ungern, vorzüglich für die Gesell- schaft. Denn so gut er auch zugleich für die Geschäfte ist, so kann ich dafür auch sehr gut Bülow brauchen, der ein sehr verständiger, unendlich fleißiger und williger Mensch ist, dabei hat er eine solche Gabe zu lachen, daß er beinah pläzt, wenn die geringste Gelegenheit ist, wo er nicht laut lachen darf. Gabrielen wird das sehr amüsieren. Er hat ausdrücklich bei mir angestellt sein

190



wollen und findet sich auch sehr vergnügt und glücklich, wie es scheint.

Die Cüstine hat mir neulich gesagt, que je me vantaïs au loin. Ich habe darauf versichert, daß ich mich nicht vantierte, aber daß es wahr wäre, daß ich Dir immer alles schriebe, und das einmal eine hergebrachte Sitte von mir wäre. Es ist natürlich nur Spaß, aber im Grunde muß ich doch bewundern, wie sich der Mensch um seine goldene Freiheit bringen läßt, selbst ich, der ich sonst ein ziemliches Talent habe, die meinige zu bewahren. Anfangs hielt ich es gar nicht nötig, zu ihr zu gehen, und war nach ihrer eigenen Versicherung in 18 Tagen einmal nicht dagewesen. Nach und nach hat sie durch Billetts so von Tag zu Tag mich gebeten, gequält, festgehalten, daß ich jetzt mich entschuldigen muß, wenn ich in dreien nicht hinkomme. Anfangs antwortete ich auch nicht auf die Billetts, auch dazu hat sie mich gezwungen. Neulich, als ich ihr sagte, daß die Abreise der Pappenheim*) mit ihren Töchtern nun auch eine corvée weniger in Frankfurt mache, sagte sie auch gleich: Dieu, que serait-ce si je partais, combien Vous seriez soulagé! Dem widersprach ich denn auch nur sehr schwach. Flemmingen und Bülow hat sie noch mehr in der Flucht. Die müssen eigentlich alle Tage hingehen, und wenn sie abends nicht können, so tun sie es Vor- oder Nachmittag. Dazu lasse ich mich aber doch nicht bringen, sondern bewahre meine Würde.

Wenn Du im Mai herkommst, ist unstreitig Goethe hier. Schlosser erwartet ihn schon im Ende des folgenden Monats. Es würde mich sehr freuen, wenn ich ihn noch hier sähe und eine Weile mit ihm zusammen bliebe. Du hast vielleicht schon gehört, daß er ein Buch über die Rheingegenden schreibt, das sehr sonderbar sein muß. Es scheint eine Art Bericht, wie man diese Provinzen be-

*) Lucie Gräfin Pappenheim, Tochter des Staatskanzlers Fürsten Sardenberg, geb. 1776, † 1854.



handeln müsse, und soll tief in Manufaktur- und Fabrikverhältnisse in großem Detail eingehen. Ich bin sehr neugierig darauf. Manchmal kann Goethe so etwas sehr mißglücken und einförmig und lang werden. Indes sagen mir Schloßers doch so viel von der glücklichen und heiteren Stimmung, in der er hier gewesen sei, daß ich hoffe, sie ist ins Werk übergegangen.

Meine Einleitung zum Agamemnon, die eben zwei gedruckte Bogen stark ist und doch allerlei enthält, was nicht unwichtig ist, habe ich heute nach Leipzig geschickt und auch von diesem Tage datiert. So ist nun alles dort, und ich bin ganz von dieser Arbeit frei. Ich wünsche, daß sie Dir gefallen möge.

Nun lebe wohl, mein teures, liebes, süßes Herz, bleibe mir auch in diesem Jahre gut, und behalte mich lieb, und habe Nachsicht mit mir, und sei überzeugt, daß ich kein größeres Glück auf Erden kenne, als Dir das Leben leicht und heiter und froh zu machen. Umarme die Kinder.

Ewig Dein H.



84. Caroline an Humboldt

Berlin, 24. Februar 1816

Liebstes Herz!



estern bei Tisch habe ich Deine lieben Zeilen durch die Gräfin Pappenheim empfangen. . . .

Ich bin sehr fleißig gewesen, ich habe die Tischwäsche ausgesucht, die nach Paris soll, und Adelheids Ausstattung in diesem Zweig komplettiert. Künftige Woche werde ich eine Kiste packen lassen mit Wäsche und den Staatslivreen und dann diese mit den schon bereiten Büchertisten absenden.

Wegen des Seebades wollte auch Koreff Dir seine Ansicht schreiben. Über Italien habe ich Dir meine Meinung gesagt, ich könnte mich wirklich nicht ohne die höchste Not entschließen, Dich



jetzt wieder auf wenigstens acht Monate zu verlassen, ein Hafen in Frankreich oder Belgien macht mit Hin- und Rückreise acht Wochen Abwesenheit. Ich glaube immer, Du kommst nicht vor dem 20. Mai fort, und da stoße ich zu Dir. Aus Frankfurt, kannst Du Dir denken, mach ich mir nichts, aus der Reise mit Dir aber sehr viel. Schleiermacher kommt zum See zu mir, da werde ich hoffentlich bestimmt erfahren, wennehe er Gabriellen zu konfirmieren denkt. Gabrielle hat doppelte Stunden bei ihm, allein pressieren kann man, das fühlst Du wie ich, diesen Unterricht nicht. Er ist oft krank, so daß hie und da eine Stunde ausfällt. Ich bin auch noch nicht entschieden, ob ich Gabriellen kommunizieren lasse. Sie ist doch noch außerordentlich jung. Man tut das wohl oft, man unterrichtet und läßt die Kommunion noch ein oder zwei Jahre ausgesetzt sein. . . .

Ich habe noch gar nicht auf Dein liebes Anerbieten, mir eine Dose zu schenken, geantwortet. Nein, liebes, gutes Herz, ich will gar nichts Besonderes, Du gibst mir ja alles, was ich brauche, und mehr. Was sollte ich mit der Dose tun?

Die Madame Larochejacquelein*) hat mich unendlich in ihren Memoiren interessiert. Sie und die Menschen, von denen die Rede ist. Es ist durchs ganze Buch eine tiefe, rührende Wahrheit und Gemütlichkeit, und es hat darin ordentlich etwas Antikes.

Adieu, verzeih den dummen Brief.

Ewig Deine Li.



*) Marie Louise Victoire Duverger, Marquise de Larochejacquelein, geborene de Donnissau, geb. 1772, † 1857, royalistische Heldin, die mit ihrem ersten Gatten Marquis de Lescurc an den Kriegszügen in der Vendée teilnahm und ihre Erlebnisse in vielgelesenen „Mémoires“ niederlegte.



85. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 29. Februar 1816

Ich war in sieben Tagen nicht bei der Cüstine, aber freilich auch bei keiner Seele sonst gewesen und habe heut den Abend da zugebracht. Sie war wirklich sehr diskret gewesen und hatte mich ziemlich ruhig gelassen, und ich bin heute ordentlich gern hingegangen, weil ich es mit einem Gefühl von Freiheit tat. Ich habe ausführlich mit ihr über ein Seebad gesprochen. Sie bleibt dabei, daß Honfleur das hübscheste für die Natur ist. Sie ist aber gewiß, daß gar keine besondere Anstalt zum Baden für Frauen da ist. Sie will indes doch noch nach Paris schreiben und sich erkundigen.

Ich kann Dir nicht sagen, gute liebe Seele, wie es mich rührt, daß Du mich Italien vorziehst. Ich weiß gar nicht, was ich werde machen müssen, um Dir dafür einigen Ersatz zu geben. Carolinens Gesundheit freut mich unendlich. Wenn nur die Trennung von Wolfart und dem Magnetismus nicht den Zauber bricht. Mit den Ärzten ist es jetzt fatal in Paris. Haarbauer*) ist nicht da, Gall**) ist unangenehm, und die Cüstine behauptet noch dazu, daß er tot ist. Wie wir in Paris waren, war er noch in völliger Gesundheit.

Carolinens Phosphorhemden könnten mich ängstigen. Das ist ja wie das Hemd der Dejeuneira, wenn sich das plötzlich entzündete! Ist das nicht wirklich sehr gefährlich? Man hat jetzt ganz wunderbare Kuren, ehemals war doch die Sache simpler, wo noch Manna und ein Wiener Tränkchen die Stelle aller Elemente vertrat. Ich kann nicht von Carolinens Hemden

*) Josef Haarbauer war 1805 Direktor des Medizinalkollegiums in Fulda, gehörte zu Schillers Freundeskreis.

**) Franz Josef Gall, geb. 1758, † 1828, Anatom und Phrenolog, bekannt durch seine Vorträge über die Schädellehre in London und Paris, wo er sich 1807 niederließ.



fortkommen. Wenn man die auszieht, so leuchtet wohl der ganze Körper? Das muß ja die Nacht ganz wunderbar aussehen.

Also Niebuhr fürchtet sich wirklich vor der Pest. Ich halte gar nicht so viel von dem Mut, auch die Furcht ist eine Göttin, und Paris sagt ganz recht, daß man keine verschmähen muß. Allein den inneren Mut vor dem Tode auch nicht einmal zu haben, sich vor einer Krankheit zu fürchten, und das nicht zu vergessen, wenn man ein neues Land und ein solches bewohnen soll, das ist wirklich eine Sklaverei und keine ehrenvolle.

Obgleich wirklich ich nun glaube, daß mein Aufenthalt sich seinem Ende naht, so kann ich darum leicht noch bis Mitte und vielleicht Ende Mai^s hier sein. Rechbergs*) Ankunft hier wird ein Hauptbestimmungspunkt sein. Von da an kann es nicht leicht über sechs Wochen dauern. Ich gehe sehr ungern von hier weg, dieser einsame Winter wird mir für mein inneres Leben immer merkwürdig bleiben. Man gewinnt eine ganz andere Wärme und Festigkeit allein als unter den Menschen, und ich habe aufs neue mit recht wahrer Freude erkannt, wie unabhängig ich von allem Aüßeren bin. Ich kann nicht sagen, daß ich, außer den Geschäften, deren ich seit einigen Wochen sehr viele habe, weil man mich nach und nach zu einem Mittelpunkt von allem macht, was hier herum zu betreiben ist, viel eigentlich hier getan habe. Der Agamemnon war fast fertig und die Einleitung doch nur eine Arbeit weniger Tage. Aber ich habe recht eigentlich über mir selbst gebrütet, was für einen selbst immer das Nüzlichste ist, weil es einen so in sich befestigt, daß man ziemlich sicher ist, nicht aus seinem Gleise gebracht zu werden.

Über die Larochejacquelein denke ich wie Du. Es ist wirklich ein antikes Buch und beweist recht gegen die Menschen, die den Franzosen so blindweg alles absprechen, und dann auch wieder

*) Alois Graf v. Rechberg, geb. 1766, † 1840, Bayrischer Minister.



recht für die, die ihnen doch nie eine wahre, selbständige, aus Grundsätzen geschöpfte Tiefe einräumen. Sogar in der Frau selbst ist ein sonderbares Gemisch von Größe und Gewöhnlichkeit.

Runths Durchschnitt ist himmlisch, $1\frac{4}{11}$ vom Hundert! Allein glaube mir, viel mehr Pacht kann Tegel nicht tragen. Mit meinem Bruder Holstvede habe ich das ja ganz genau ausgerechnet, und er verstand es sehr wohl. Laß auch den Pächter 150 Taler mehr geben, das ist schon sehr viel und macht doch nichts. Aber man muß es immer behalten, nur nie auf Einkünfte zählen. Ich habe einmal eine große Liebe zu gewissen Orten. Tegel und Burgörner verkaufte ich nie.

Laß Hermann, wenn es Zeit ist, ja Musikunterricht geben. Es bleibt ein ewiger Mangel in einem Menschen, wenn er, was die Musik wirkt, nur mühsam und unvollständig auf anderen Wegen erlangen muß.

Lebe wohl, mein innig und einziggeliebtes Wesen. Heute bin ich drei Monate hier; werden wir in drei Monaten zusammen sein? Man sollte es denken. Aber ich traue dem Glück gar nicht.

Ewig Dein H.



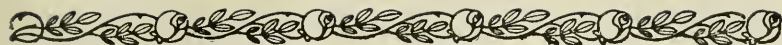
86. Caroline an Humboldt

Berlin, 2. März 1816

Ich habe, meine süße Seele, gestern abend deinen Brief vom 23. Februar bekommen. Ich danke Dir innigst für alles Liebe, was Du mir zu meinem Geburtstage sagst. Mein Geschenk will ich mir schon holen. So wie man das Datum eines anderen Monats schreibt, rückt man in der Zeit gewaltiglich vor.

(Eben war Bombelles*) bei uns und brachte uns Briefe von

*) Ludwig Graf v. Bombelles, geb. 1783, † 1843, österreichischer Diplomat, 1816 Gesandter in Dresden, vermählt mit Ida, Tochter des dänischen

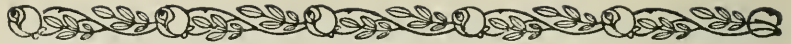


Ida und ihrer Mutter. Er ist seit dem 4. Februar verheiratet. Der Passage über die Belte, die bei Treibeis nicht ungefährlich ist, wollte er Ida nicht aussetzen, sie wird ihm im April folgen und er indes ein Haus in Dresden nehmen und Ida, die ihr Bruder hierherbringen wird, hier abholen. Die Mutter kommt nicht mit. Ich gestehe, daß ich letzteres nicht begreife. Wenn man mit seinem Mann auf dem Fuß ist, wie die Brun mit ihrem und er mit ihr, so könnte sie auch mit ihrer Tochter ziehen. Es ist doch eine kuriose Sache ums Heiraten. In 24 Stunden werden die Leute so selbständig, daß man's gar nicht begreift. Ich bin mir aber bewußt, daß Du und ich unendlich, unbeschreiblich mehr Rücksicht gegen meinen Vater und Deine Mutter genommen haben, als ich jetzt sehe, daß die Neuvermählten es tun. Und doch waren beide, Deine Mutter und mein Vater, von der Art, daß man ihnen von Seiten des Gefühls viel Standhaftigkeit zugetraut hätte.

Udel ist übrigens bei allen kleinen Hofföten, weil August zu Prinz Wilhelms Hofstaat gehört, bittet man sie immer mit, wo niemand aus der Stadt hinkommt. Letzthin bei einem solchen thé dansant bei Prinzess Charlotte hat der König sich zu ihr mit einem fremden Prinzen an den kleinen Tisch zum Abendessen gesetzt und den ganzen Abend mit ihr gelacht und gesprochen. August freut sich sehr solcher Distinktionen.

Ich mache jetzt Hermanns kleine Ausstattung in Wäsche, damit er außer Schuhwerk nicht viel brauche in den nächsten zwei Jahren. Theodor bekommt auch das Nötige . . . Ich will ihn noch sehen, ehe ich gehe. Man muß ihn ja nicht glauben machen, daß man sich nichts aus ihm machte. Das verstockt ihn. Ich hoffe doch noch. Hoffte ich nicht, so tränkte ich mich tot. Ich schreibe ihm alle Woche.

schen Konferenzrats Brun und der Schriftstellerin Friederike Brun, geborene Münter. Siehe Gabriele v. Bülow. S. 30 f.



Flemming grüße. Bülow lacht so sehr? Nun, das wird ein gutes Duo mit Gabrielle geben.

Adieu! Die Kinder grüßen und küssen Dich. Ewig Deine Li.

Du wirst einige Zeilen von mir durch einen Herrn Bunsen*) bekommen, einen Waldecker von Geburt, der nach Frankreich geht, um die Bibliothek dort zu benutzen. Es ist ein Philolog, er sieht, dünkt mich, sehr dem seligen Grapengießer**) ähnlich und ist ein sanfter, artiger Mensch.



87. Humboldt an Caroline

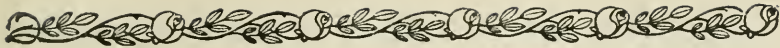
Frankfurt, 5. März 1816

Ich lege Dir einen sehr interessanten Brief Alexanders ein. Alexander ist zwar im Grunde auf einer Partei, die mit der jetzigen Art, wie die Dinge gehen, sehr unzufrieden ist, und sieht auch meist solche Leute, aber er hat doch einen richtigen Blick und ist sehr gut unterrichtet. Man kann sich also ziemlich auf ihn verlassen. Der Eindruck, den mir sein Brief macht, ist der, daß nicht Unruhen, nicht Empörung zu befürchten ist, aber daß, wenn das Ministerium so schwach ist und nicht durch ein kräftiges ersetzt werden kann, das Reich doch nicht bestehen kann, und die Zerrüttung in einiger Zeit nur desto gewisser ist.

Da ich heute eine sichere Gelegenheit habe, so schicke ich Dir einen Brief Bülow's, des Finanzministers. Das unterstrichene Wort am Ende heißt Patsche und ist ein Dir vielleicht unbekannter Berlinismus, der sagen will, daß etwas im argen liegt. Wenn Du es wußtest, so verzeih meine Gelehrsamkeit. Man sollte nach

*) Christian Karl Josias Bunsen, geb. 1791, † 1860, studierte Theologie und Philologie und ging 1816 zum Studium des Persischen und Arabischen nach Paris, war von 1824—1838 preussischer Gesandter in Rom, 1842—1854 Gesandter in London, 1857 in den Freiherrnstand erhoben.

**) Arzt. Vgl. Bd. III.



diesem Brief glauben, es sei noch die Rede davon, daß ich doch in Berlin angestellt würde. Ich glaube aber nicht daran. Bülow sagt mir das bloß, weil er denkt, ich habe es gern. Vielleicht wünscht er es auch. Er ist nicht immer einig mit dem Staatskanzler, glaubt manchmal, daß die Sachen nicht gehen und hat dann Vertrauen zu mir. Aber er ist nicht unterrichtet. Es scheint mir um so weniger, daß an ein Zurückkommen für mich jetzt zu denken ist, als der Staatskanzler beim auswärtigen Departement eine Einrichtung mit den Räten gemacht hat, die mich, wenn er mich nicht geradezu zum alleinigen Minister des auswärtigen Departements macht, ausschließt. Dies aber wird er nicht tun und könnte ich nicht gut finden. Ich könnte es mir also nur erklären, wenn er mich im ganzen, ohne Rücksicht auf dies Departement zu brauchen glaubte, und allerdings könnte er niemand um sich haben, der ihm so uneigennützig und mit so wahrer Zuneigung zur Seite stünde. Allein hat einer selten, und er am wenigsten, die recht volle Überzeugung. Also glaube ich auch das nicht.

Etwas, das mir ausnehmend leid tut, ist, daß ich die Sache Alexanders gar nicht beim Kanzler vorwärts bringen kann. Ich schrieb Dir, glaube ich, nie davon. Der König hat Alexandern 1814 für seine Begleitung damals 3000 Taler gegeben, jetzt, wo er viel länger und noch mehr um ihn gewesen ist, gar nichts. Doch weißt Du, daß Alexander es braucht und von seiner Zeit lebt. Ich bat den Kanzler hier darum, und er versprach es gleich. Ich habe ihm schon zweimal geschrieben, und immer geschieht nichts. Ich kann mir, da der König Alexandern liebt, die Sache gar nicht schwierig denken und fürchte fast, daß der Kanzler sie absolut mit der viel schwierigeren meiner Dotation verbinden will. An diese denke ich aber gar nicht mehr und will es ihm nur aus Delikatesse nicht sagen.

Hier gehen die wunderbarsten Gerüchte, an die aber Stein und ich nur immer mit vieler Vorsicht glauben; zum Beispiel: daß der Kanz-



ler nicht mehr so das Vertrauen des Königs als ehemals habe, daß Coblenz und Gneisenaus Hauptquartier Wallensteins Lager genannt werde, uff. Stein und ich haben das System angenommen, da man vermutlich auch von uns in Berlin spricht, so wenig Preise als möglich zu geben, uns ganz still zu verhalten, niemand zu schreiben und uns mit niemand einzulassen.

Du wunderst Dich vielleicht, bestes Kind, daß, da mein Bleiben in Paris doch immer ungewiß ist, ich Dir so schreibe, alle Sachen und so viel Bücher hinschicken. Allein ich tue es mit Fleiß. Erstlich bin ich über die Dauer doch ungewiß. Ich kenne die Lage der Dinge in Berlin so wenig, daß ich es nicht für unmöglich halte, daß, selbst wenn einmal der Kanzler abginge, ein anderer als ich auswärtiger Minister in Berlin würde, und ich bin gar nicht der Neigung, dann disgustiert zu tun und abzugehen. Wenn ich mich zurückziehe, tue ich es nicht im Boudieren wie Sack jetzt, sondern ganz frei und de bonne grace. Das liegt in meiner Natur. Dann, dauert es auch nicht lange, so muß man doch eingerichtet sein. Vorzüglich aber liegt mir daran, daß man in Berlin mich wirklich mit Sack und Pack und nicht so bloß auf den Sprung wegziehen sieht. Die Bücher namentlich sind mir erstlich selbst angenehm, und ich gebe darin einer eigenen Lust nach, dann machen sie auch in Frankreich einen guten Eindruck. Man hält einen Gesandten für ruhiger, den man in seiner Bibliothek findet.

... Bei der Gelegenheit habe ich einen Brief von Ramdohr gehabt. Kommt er nach Neapel, wie es hier heißt, so sind er, Niebuhr, Truchseß*) und Bartholdy**), die Sekretäre abgerechnet,

*) Friedrich Ludwig Graf Truchseß von Waldburg-Capustigal, geb. 1776, † 1844. Gemahl der Prinzessin Antoinette von Hohenzollern-Hechingen (Oberhofmeisterin am Hofe Friedrich Wilhelms III.), Preussischer Gesandter in Turin und Florenz.

**) Jakob Salomo Bartholdy, geb. 1779, † 1825, war 1815 als preussischer Generalkonsul nach Rom gekommen.



in Italien, um mit etwa 20000 Taler zu tun, was ich für 3400 tat. Es ist wirklich viel zu viel, und es muß dann an anderen notwendigen Stellen fehlen.

Lebe wohl, mein süßes, teures, inniggeliebtes Herz.

Ewig Dein H.



88. Caroline an Humboldt

Berlin, 5. März 1816

Ich habe Dir gestern, mein geliebtes Herz, zweimal einige Zeilen geschrieben und Dir dabei mehreres geschickt. Beide Briefe wirst Du durch den Staatsrat v. Gruner und seinen Legationssekretär Wilhelm Sirtus v. Arminius bekommen. Ein Papst hat einem seiner Vorfahren für das Zurückbringen einer päpstlichen Fahne aus dem Türkenlager diesen Namen beigelegt. Es ist ein närrischer Mensch, den man nicht ungern hat.

Liebste Seele, ich habe gestern mit großer Freude Deinen Brief mit der Anzahl Billetts von Frau v. Cüstine bekommen. Ich schicke alle meine Briefe für Dich dem Feldpostmeister Reinecke. Die ich durch ihn von Dir empfangen, kosten mich nie etwas, die durch die gewöhnliche Post kommen immer sechs bis acht, auch zehn und zwölf Groschen. Letztes kostete der mit der Einlage an den Staatskanzler 23 Groschen.

Wenn wir erst zusammen sind, so wollen wir, nachdem alle Schulden effektiv abbezahlt sein werden (dieses Fest wird also erst nach 1817 sein), uns einmal einen Nachmittag eigens zusammentun, um unser Vermögen, zu dem Du so köstliche Data gesammelt hast, auseinanderzusehen, wo ich mir dann Deine Schuldverschreibung will geben lassen. Da wir aber in Wien uns zu den monatlichen Zusammenrechnungen immer Caffée à la crème machen ließen, so frage ich vorläufig an, welchen Nektartrank wir uns zu diesem



Haupt- und Staatsakt werden bereiten lassen? Sage nicht, daß ich spotte. Mit Dir aber, liebes Herz, zu scherzen, ist immer süß, und es geht mir dieser frische Lebensquell in Deiner Entfernung oft aus.

Gestern waren hübsche Leute bei mir. Graf Solms, Herr v. Sagthausen, Nicolovius, Graf Stolberg, Fouqué*) mit seiner Frau und Tochter, Pfuel mit seiner Frau, die Ramdohr, Koreff, Bombelles usw. Man war sehr heiter. Heute abend kommen Laroche**), die Dich nebst Malchen immer herzlich grüßen. Mit der Fouqué sprach ich gestern lange und hübsch darüber, wie die Jugend doch so anders ist als die, die vor 25—30 Jahren Jugend war. In der Fouqué sind viele Anklänge, man kann sehr hübsch mit ihr reden.

Auf Adels und August zurückzukommen. Er hat doch jetzt ein bestimmtes Geschäft. . . . Übrigens wirst Du immer gut tun, wenn Du in Deinen Briefen an das liebe Paar in allem Deine sanfte, milde, rücksichtsvolle, oft, so oft tief entsagende Ansicht in Lebensverhältnissen ausspricht. Von Dir fruchtet das mehr noch wie von mir. Meine Art zu sein halten sie rein weg für Schwäche, nicht abschlagen können. Das habe ich oft gefühlt, daß meine beste Empfindung gar als nicht daseiend ist gehalten worden.

Daß Du den Pradt***) nicht gelesen, ist unrecht. Es ist ein

*) Friedrich Heinrich Karl Freiherr de la Motte-Fouqué, geb. 1777, † 1843, der bekannte romantische Erzähler der „Undine“ usw., verm. mit der verwitweten Frau Caroline v. Rochow, geborenen v. Brieß, geb. 1773, † 1831. Tochter dieses Paares Marie de la Motte-Fouqué, geb. 1804, † 1864. Vgl. „Vom Leben am Preussischen Hofe 1815—1852“ von Caroline v. Rochow und Marie de la Motte-Fouqué.

**) Karl v. Laroche, geb. 1766, † 1839, seine Gattin Friederike, geborene v. Stein und deren Schwester Malchen. Vgl. Bd. I.

***) „Récit historique sur la restauration de la royauté en France“ von dem französischen Staatsmann Dominique Dufour de Pradt, geb. 1759, † 1837, 1814 geschrieben.



merkwürdig Buch, und ich bitte Dich, es durchzublättern. Es ist nicht die Lust zu den Händeln der Welt, doch haben sie einen Charakter, ein Wesen angenommen, wo sie mit allem Tiefsten im Menschen zusammenhängen, es ist der Hauch einer unsichtbaren Gewalt, der darüber hingehet, der doch tief ergreifend ist. Man faßt die Gegenwart wie ehemals und noch gegenwärtig die Weltgeschichte. Das ist nun eben nicht im Pradt, aber merkwürdig ist's, wie er, unahndend das große Verhängnis, was über Frankreich ausgebrochen ist, doch auf Resultate kommt wie die, die man sich wohl im Innern des Gemüths und der Erkenntnis eingestehen muß. Dazwischen ist viel schaal weltlich Französisches, aber es ist das ganze Werk doch durchblitzt von leuchtenden Funken des Verstandes.

Adieu, herzensliebtes Kind.

Ewig Deine Li.



89. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 8. März 1816

Ich habe zwei Briefe von Dir, liebe Li. . .

Es freut mich, daß Du meine Briefe über das Gehalt gebilligt hast. Stein treibt mich immer, auf 200 000 Franken schlechterdings zu bestehen und sonst nicht zu gehen. Dies unter uns. Aber es ist nicht meine Art. Ich will nicht so viel, ich hasse selbst für Preußen zu großen Luxus und ich will nicht handeln. Der Kanzler schreibt mir, daß er meinen Brief empfangen habe und sich der Sache annehmen würde.

Ich lasse es jetzt ganz gehen. Der arme Kanzler klagt über zu viel Arbeit. Sie ist aber rein seine Schuld. Man kann und man muß nie zu viel Arbeit haben, wenn man sich mit so viel Leuten als man will umgeben und diese auswählen kann. Es ist aber leider das eine einmal angenommene Manier an ihm, zu viel selbst zu tun.

Gabrielen kommunizieren zu lassen, würde ich doch raten; wenn



sie auch jung ist, hat sie doch etwas Ernsthaftes im Gemüt, und ich glaube, daß selbst Schleiermacher dafür sein wird. In Paris lebt noch immer Gams, bei dem man in die Kirche gehen kann.

Den jungen Bunsen werde ich mit Freuden hier aufnehmen. Es ist mir selbst lieb, jemanden zu haben, der sich mit Philologie beschäftigt. Die hiesige Bibliothek ist recht gut. Ich war zwar nie darauf, allein ich habe oft Bücher daraus. Die Ähnlichkeit mit dem seligen Grapengießer wird mich auch freuen. Er war ein sehr lieber Mensch, und es ist recht schade, daß er so früh gestorben ist. Deine Standhaftigkeit in den Gefühlen Papas und Mamas hat mich sehr lachen machen, liebes, süßes Kind. Es ist ein himmlischer Ausdruck. Allerdings ist unter den Neuvermählten und uns ein großer Unterschied, den man aber sehr kurz ausdrücken kann. Wir muteten uns mehr zu, sie mehr anderen. Eine solche Ansicht wendet das ganze Leben um. Allein mir ist es für das innere und äußere Glück auch unendlich lieb, daß ich von sehr früh an bis jetzt immer bei meiner Art, lieber zu entbehren als zu fordern, geblieben bin, und ich werde sie nicht aufgeben. Indes können die jetzt Aufwachsenden auch bei der anderen glücklich sein, und allgemein ist vielleicht ihre Art besser, wenn sie auch manchmal mehr Reibungen macht.

Lebe wohl, innigst geliebtes Herz.

Ewig Dein H.



90. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 12. März 1816



Ich habe vorgestern, liebe Li, Deinen Brief vom 5. bekommen. Der Wilhelm Sirtus v. Arminius hat noch nichts von sich hören lassen. Es muß ein wahres Unglück sein, solche Namen zu tragen. Man geht wie ein redender Leichenstein damit in der Welt herum.



Es hat mich unendlich gefreut, Dich in Deinem Briefe so heiter scherzend zu finden. Es wird allerdings eine schöne Rechnung werden, wenn alle Schulden bezahlt sind, und wir einen neuen Vermögenszustand machen. Wohl geht einem der Scherz sehr aus, wenn man getrennt ist, und wir haben immer das Hübsche gehabt, das Leben zugleich von seiner doppelten Seite anzusehen. Ich werde ganz wieder aufleben mit Dir, und ich hoffe, Du sollst mich dann manchmal amüsam finden, wie ehemals. Was den Reichtum betrifft, so wirst Du aus der Inlage von Metternich sehen, daß wieder eine Dose im Anzug ist. Sie ist aber auch sonst merkwürdig. Metternich hat wirklich das Gute, was sich nur nachher in tausend anderen Gelegenheiten wieder verwischt, daß er nicht immer die Dinge wie gewöhnliche Formen nimmt, die wirklich mehr als das waren, und so viel ich auch manchmal geklagt habe, wird mir doch auch durch ihn der Zeitraum in Wien immer der wichtigste in meiner Geschäftslaufbahn bleiben. Ich bin auch von ihm überzeugt, daß, trotz großer Unzufriedenheiten, die auch er mit mir gehabt hat, doch er am liebsten mich als Gesandten behalten hätte. In Paris in den letzten Tagen hat er es mir mit sichtlichem Ausdruck der Wahrheit gesagt.



91. Caroline an Humboldt

Berlin, 17. März 1816

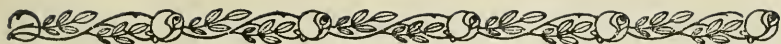
Ich bin hier gar nicht in der Lage, eigentlich recht zu wissen, was vorgeht, denn selbst die Meinung, die man von Dir hegt, und die bei sehr vielen darauf hinausgeht, daß Du einmal in der That oder zum größten Theil den Staatskanzler ersetzen wirst, macht mich in meinem Benehmen nur vorsichtiger; man würde mir jede Frage nur als ein Kombinieren auf Dich auslegen. Dennoch bin ich in dem Fall gewesen, so manches zu erfahren.



Koreff ist täglich um den Fürsten und ist gern gesehen, was er als Arzt und durch seine Verehrung für Hardenberg auch verdient. Da hat sich nun der Staatskanzler mehrmale über seine Umgebung herausgelassen, die er im Innern seiner Seele nach ihrem wahren Wert zu würdigen weiß.

Da hat ihm denn Koreff unter anderem einmal gesagt, wie er ernstlich darauf denken sollte, einen Mann von unbescholtenem Charakter wie Du, der ihm rein und persönlich, ihm, dem Menschen, nicht dem Staatskanzler, ergeben wäre, neben sich zu haben, er hat ihn darauf aufmerksam gemacht, wie selbst seine Schwerhörigkeit ihm die Übersicht, die feineren Beziehungen in und über Menschen entzöge, und wie doppelt wichtig ihm daher eine [unleserliches Wort] wie die Deine sein müsse. Koreff sagt, der Staatskanzler sei sehr gerührt gewesen und habe ihm gesagt, daß er das alles tief empfinde und lang in seinem Innern erwogen habe, daß er aber durchaus keinen wisse, dem er jetzt den Posten in Paris anvertrauen könne, und daß er sich also seines eigenen Wunsches begeben müsse. Er hat dabei gesagt, die militärischen Berichte, die er über Frankreich bekäme, wären so, wie wenn alles losbrechen könnte und müsse, und man dort auf einem offenen Vulkan lebe, die des Grafen Gols hingegen rosenfarb. Was solle er sich nun daraus entnehmen? Er irre in einem Chaos umher, bis Du da seist. Daß diese Ansicht seine wahre ist, daran kann ich keinen Zweifel haben. Gegen mich ist er die Liebe und Freundlichkeit selbst. Ich sehe ihn zuweilen bei Wolfart. Das Übel, was ihn leider bedroht, ist Brustwasser sucht, und er bedarf großer Aufmerksamkeit von seiten des Arztes.

Seinem Bruder hat er in ganz außerordentlichen Ausdrücken über Dich und mich gesprochen, wie ich auf eine unbezweifelte Art weiß. Daß der Staatskanzler weniger gut beim König stehe, glaube ich nicht, und es wird hier auch nicht gesagt. *Alleen en confidence*



klagt der Staatskanzler wohl über die Widerpart, die ihm die militärische Partei, wie Grolman, Gneisenau, usw. hält, und er genießt wohl nicht unter dem Militär überhaupt die hohe Achtung, die er verdiente.

Von dem sonderbaren Gerücht, als ob es Unruhen in Berlin gegeben hätte, bei denen die Königliche Familie gefährdet gewesen wäre, wirst Du wohl gehört haben. Selbst im ganzen Lande war es ausgebreitet und geglaubt. Man kann nicht anders darüber glauben, als daß es von Übelgesinnten ausgesprengt worden, die den Kredit, den ruhigen Glauben an die Regierung schwächen und untergraben wollen, der nur da entsteht, wo man eine Regierung für unerschütterlich gegründet hält.

Adieu, Geliebter, morgen wieder ein Wort.

18. März.

Der Staatskanzler hat mehreremalen gegen einen Vertrauten geäußert, daß er mich allein zu sprechen wünsche, ich habe ihm darauf sagen lassen, daß nichts mir erwünschter sein könne, da ich ihn in der tiefsten Seele liebte und ehrte, und bäte ihn nur, den Ort und die Stunde zu bestimmen. So ist es denn bei dem Hin- und Hersagen die Zeit über geblieben. Er ist wie ein edles Wild umstellt und bewegt sich nicht frei, wenn er es auch will, das ist gewiß. Bei der Dame . . .*) ist jetzt eine Kranke. Diese ist somnambul und hat die sonderbarsten Dinge ausgesagt. Da man sie aber sehr verborgen hält, ihr indessen alles widersagt, was sie im schlafwachen Zustande sagt, und den Staatskanzler zu ihr führt, so ist die Meinung allgemein, daß man durch dieses alles etwas erreichen will, höchstwahrscheinlich den Sturz der magnetischen Behandlungen selbst, da sich das wohl nicht bewähren wird, was sie aussagt, und was ihr (selbst vielleicht wenn nicht die allergrößte Be-

*) Amalie v. Beguelin.



trügerei, Verstellung der Kranken) absichtlich wachend in den Mund gelegt wird. Ein sehr boshafter Mann steckt wenigstens inmitten dieses allen, Siegert, der Pfarrer an der katholischen Kirche.

Du sagst mir, man schreibe von hier aus an den Rhein, daß man Coblenz und Gneisenau Wallensteins Lager usw. nenne. Der gleichen Anspielungen habe ich nicht gehört. Allein ein Zwiespalt zwischen dem Zivilstande und dem Militär spricht deutlich sich wieder aus, und soviel ich es beurteilen kann, scheint mir, liegt dies mehr am Militär. Überhaupt reifen wohl nur einige und sparsame Blüten von der herrlichen Knospenfülle, die der Drang der Zeit im Jahre 1813 auf einmal zeigte, und auch dies gehört dazu. Es gibt Menschen, und gute hier, die Gneisenau alles zutrauen und seinen Ehrgeiz unbedingt und unumschränkt glauben. Kennst Du Blüchers Brief an den König von Sachsen bei der Revolte der Truppen? Sonst schicke ich ihn Dir authentisch.

Rauch, sagt mir Prinzess Luise*), wird den Auftrag bekommen, Bülow's**) Statue zu machen. Diese und Scharnhorsts Statuen sollen am Ausgang der Linden beim Opernplatz, sagt man, aufgestellt werden.

Caroline Wolzogen kommt im April hierher und bleibt wohl den Sommer mit dem Adolf hier. Über Rudolstadt gehe ich, wenn es irgend möglich ist, und wäre es auch nur auf einen Tag.

Ich umarme Dich und bin ewig Deine treue Li.



*) Fürstin Radziwill, Tochter des Prinzen Ferdinand von Preußen, geb. 1770, † 1836.

**) Friedrich Wilhelm Graf Bülow v. Dennewitz. Vgl. S. 45.



92. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 22. März 1816

ch fange mit dem inliegenden Brief an den Prediger Pappelbaum an, liebe Li. Dieser Mann besorgt den Druck meiner Abhandlung über die Vaskische Sprache, die ich in Wien im Jahre 1812 schrieb, und die in dem „Mithridates“ von Vater*) eingerückt wird . . .

Mendelssohn wechselt sich wohl mit seinem Bruder in Paris ab. Es ist Abraham**), nicht wahr? Ich erinnere mich nicht einmal, ob er verheiratet ist. Die Frau dessen, der jetzt in Paris ist, ist angenehm und artig. Ich habe sie in Paris besucht, wie ich die Jugendbekannten und die Juden nie verlasse. Auch war sie sehr gerührt. Alexander geht noch mehr mit ihr und dem Mann um.

Scharnhorst***) eine Statue zu errichten, ist sehr gut. Er hat den größten Teil des Verdienstes des Krieges, der ohne seine langen und zweckmäßigen Zubereitungen in der unglücklichen Zeit nie hätte gelingen können, und bis jetzt ist nichts für ihn geschehen. Ich habe, wie ich auf dem Kongreß in Prag war, sein Grab so zurecht machen lassen, daß der Sarg nicht unmittelbar in der Erde steht und also nicht leicht vermodert und gar zerfällt, damit man ihn könnte ins Land bringen und bei uns mit einem Monument bestellen lassen, und habe viel damals darüber geschrieben. Aber es ist so dabei geblieben und nichts geschehen.

Bülow hast Du wohl nicht gekannt, teures Herz? Da er sehr nach seiner Frau zurückeilte, so wird er sich, wenn er auch durch

*) Johann Severin Vater, geb. 1771, † 1826, Orientalist, Professor in Königsberg, später in Jena.

**) Abraham Mendelssohn, geb. 1776, † 1835, Vater von Felix Mendelssohn-Bartholdy.

***) Gerh. Joh. David v. Scharnhorst, geb. 1756, † 1813. Später wurde er auf dem Invalidenkirchhof in Berlin beigesetzt, sein Grab mit einem Denkmal von Tieck geschmückt, 1822 sein Standbild von Rauch vor der Hauptwache in Berlin errichtet.



Berlin gekommen ist, nicht aufgehalten haben. Es tut mir aber sehr leid. Er war einer von den Besten. Für Rauch sind es übrigens schwere Aufgaben; denn man kommt da immer mit den Kostümen in ein fürchterliches Gedränge.

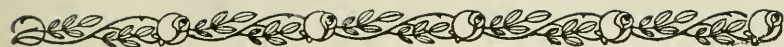
Sucht aber Rauch nicht des Staatskanzlers Büste zu machen? Ich dachte nicht, daß es eine gäbe, und der Staatskanzler ist nicht schwierig. Er hat sich in Wien und Paris von ganz mittelmäßigen Malern malen lassen. Er hat einen sehr schönen Kopf, der gerade zur Büste recht dankbar sein müßte.

Du siehst, wie gut ich mich auf alles Kirchliche noch verstehe, da Schleiermacher mit Gabriellchens Kommunizieren einverstanden ist. In Paris können wir es alle zusammen tun, denn man braucht sich ja nicht an den kleinen Unterschied der Konfession zu stoßen.

Der Brief des lieben Wilhelm rührt mich immer tief, so oft ich ihn ansehe. Ob wir je nur auch sein Grab wiedersehen werden? Du wohl gewiß, aber von mir ist es mir sehr zweifelhaft.

Weißt Du, daß ich erst heute und plötzlich, da ich bei Steins saß, und sie von ihrer Heirat*) sprachen, entdeckt habe, daß wir in diesem Jahre 25 Jahre verheiratet sind? Mir macht so eine Entdeckung immer Freude, süßes, liebes Herz. Ich liebe die Zeit im Glück, sie hat immer eine erhöhende und läuternde Kraft in den Guten. Wenn wir nur jetzt wenigstens einige Jahre zusammen bleiben können. Ich habe eine unendliche Sehnsucht danach, es ist das Einzige, was mir fehlt, aber auch alles. Ich werde diesen Winter nie vergessen, in dem ich meist über mir allein geseßen habe und noch sitze, mich mehr als sonst je losgemacht habe von allem Fremden und Äußerem, selbst den Dingen, die ich sonst liebte, und mich einfacher als je gefühlt habe in meinem Genuß, meinen Wünschen, meiner Sehnsucht. Auch darum wünsche ich so sehr, daß Du mich

*) Stein war mit einer Gräfin v. Walmoden-Gimborn vermählt.



noch hier treffen mögest, damit nichts Fremdes und Zerstreundes zwischen diesem eingesponnenen Zustand und Deiner Ankunft sei.

Koreff schreibt ja der Cüstine Wunderdinge über eine Sonnam-bule in Berlin. Sage mir doch, wie sie heißt, und wer sie ist? Sie soll ja auch in der Entfernung erscheinen und der Leute ihre Gedanken im Kopf kennen. Ich hätte eine wahre Furcht davor. Es ist, als käme etwas aus der anderen Welt zu einem herüber, und führte einen dann doch nur so weit, als es für gut fände. Hast Du sie gesehen? Sage mir doch etwas darüber. Die Cüstine hätte die größte Lust, nach Berlin zu reisen darum, es fehlt ihr nur am Gelde. Ich bin jetzt auf einem sehr hübschen Fuß mit ihr. Ich genieße viel mehr Freiheit und bin dennoch viel bei ihr, wohl regelmäßig drei Abende die Woche, aber immer allein. Sie hat mich gestern mit vieler Ängstlichkeit ausgefragt, ob sie Dir wohl gefallen würde? Ich glaube es aber wirklich und sehe sie als eine Art Mittlerin an, nicht für Dich, da Du das nicht brauchst, aber für die Kinder, nach und nach von der deutschen Natur und Umgang zum Französischen überzugehen. Mit ihr von Dir reden tue ich fast gar nicht, wie kann man das? Und ich wollte fast wetten, daß sie glaubt, daß wir auf ziemlich gleichgültigem Fuß miteinander wären.

Ich lege Dir einen Brief aus Rio Janeiro bei, es ist schon immer hübsch, etwas in der Hand zu halten, das von jenseits des Ozeans kommt.

Lebe wohl, mein einzig teures Herz.

Ewig Dein H.



93. Caroline an Humboldt

Berlin, 23. März 1816

esthin habe ich den Staatskanzler bei Wolfart gesehen. Er war ganz außerordentlich freundlich und lieb und äußerte, er wünsche mich dieser Tage einmal allein zu sehen und zu sprechen. Von meiner Seite wird keine Verhinderung



sein, man hat einen wunderbaren Zug zu diesem Mann, ich wenigstens habe ihn, und es freut mich unendlich, daß Du ihn teilst. Es spricht mich etwas Göttliches aus seinem Wesen, aus seinen Zügen an, und das Herz möchte mir vor Wehmut schmelzen, wenn ich denke und denken muß, daß er doch meist nur von solchen umgeben ist, die ihren Vorteil an ihm suchen. Das ganze Leben ist ein wunderbar verworrenes Wesen in seiner Bedürftigkeit, in seinem dunklen, irdischen Treiben, wenn einem an einzelnen Gestalten, die sich darin bewegen, ein ganz anderer, ein Klang wie aus anderer Welt kund wird — so übernimmt's mich oft, daß die Menschen gleichsam doppelt sind. — Aber es ist nicht gut, solchen Grillen nachzuhängen. —

Der Kronprinz, hör ich von einer sehr vorzüglichen Person, soll seit einiger Zeit Uncillon sehr viel Einfluß über sich gewinnen lassen. Das ist nicht gut. Die Gräfin Brandenburg*) hat sich so geäußert, als wenn sie recht eigentlich aus Überdruß an allem, was in dem inneren Kreise des Hofes vorginge, sich zu entfernen suchte. Es käme, hat sie gesagt, keine liberale Idee auf, und alles, was vor drei Jahren die Gemüther bewegt und entzündet hätte, sei jetzt beinah ein Gegenstand des Spottes geworden.

Ich werde unterbrochen und muß hier schließen.

Ewig Deine Li.

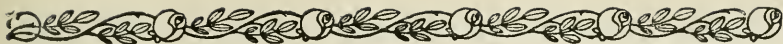


94. Caroline an Humboldt

Berlin, 26. März 1816

Die Somnambule habe ich gesehen. Es ist die Witwe eines Professor Fischer und allerdings eine höchst merkwürdige Erscheinung. Sie ward aus Gram über den Tod ihres Mannes krank, lebte an einem kleinen Ort, wo sie niemand zu behandeln

*) Gräfin Julie Brandenburg, Tochter Friedrich Wilhelms II. und der Gräfin Dönhoff, geb. 1793, † 1848.



wußte. Ihr Übel war ein unerträglicher Kopfschmerz auf der linken Seite und Schmerzen in der Milz. Sie geriet in einen traumähnlichen Zustand mit offenen Augen, wo sie Dinge gegenwärtig, Menschen und Gegenden beschrieb, die sie nie gesehen, nie hatte nennen hören. So zeigte ihr dieser wache Traum das Zimmer Wolfarts mit dem Baquet, den Professor selbst, und sie beschrieb ihn und das Baquet (sie kannte aber weder diesen Namen noch den des Professors wachend) so haarklein, daß ihre Mutter, die Witwe eines Superintendents, alles aufzeichnen konnte. Sie sah darauf ihre ganze Behandlung, und wie sie genesen würde. Man brachte sie hierher. Sie konnte seit einigen Jahren nicht gehen und nicht essen. Sie lebt auch jetzt nur von magnetisiertem Wasser und von einer Tasse Caffee am Morgen. Doch fängt sie an, aufzustehen. Sie hat ein äußerst sanftes, beinah verklärtes Gesicht, und wenn sie jetzt schläft, spricht sie in sehr guten Versen, ihre Reden haben durchaus immer eine religiöse Tendenz und den Anklang eines verklärten Seins. Ihr Kopfschmerz hat sich in einen Abzeß aufgelöst, der durch das Ohr abgeflossen ist. Ich weiß, daß Koreff kürzlich einmal mit jemand bei ihr war, dem sie auf sein Befragen einen Traum gesagt hat, den er vor einigen Jahren gehabt hat, und der ihm äußerst merkwürdig und erinnerlich war. Dies ist das, was Koreff so frappiert hat.

Ich bin heute abend bei Schleiermachers und werde suchen, die Konfirmation der Gabrielle auf einen bestimmten Tag zu fixiren. Schleiermacher gehört auch zu denen, die nie ein Ende machen, wenn nur noch ein kleiner Raum Zeit sich zeigt.

Den 10. Mai möchte ich von hier abreisen. . . .





Da ich Dir heute frei schreiben kann, muß ich Dir doch eine dumme Klatscherei erzählen, die man über Dich gemacht hat, liebes Kind, die nichts tut, aber die nur beweist, welche unnütze Mühe die Leute sich mit Erdichtungen geben. Ich würde es Dir nicht einmal sagen, da es Dich vielleicht ärgert, wenn ich es nicht täte, damit Du doch im stillen prüfen kannst, wer unter Deinen Umgebungen sich solche Indiskretionen erlaubt. Als Gneisenau hier war, war er sehr freundlich gegen mich, blieb wohl zwei Stunden allein bei mir und sprach mit großer Vertraulichkeit. Beim Weggehen, wie wir schon beide standen, trug er mir Grüße an Dich auf und sagte, er habe mir noch einen Auftrag an Dich zu geben. Ich fragte, welchen? „Man hat mich“, sagte er, „bei Ihrer Frau verklagt, als habe ich den Prinzen Wilhelm vom Rhein verdrängt, sagen Sie ihr, daß das nicht wahr ist, und daß ich sehr ungern die Stelle, die ich jetzt habe, angenommen habe.“ Ich antwortete ihm, ich begreife nicht, welche Klatscherei das sei, es könne allerdings vielleicht über den Plan, den Prinzen dahin zu bringen, bei Dir gesprochen worden sein, da Hedemann mein Schwiegersohn sei, aber ich könne nicht einmal sagen, daß mir je Hedemann geäußert habe, daß der Prinz an diesem Plan hänge. Wir sprachen hernach weiter von der Sache selbst, er wiederholte, er habe nicht ewig Chef des Generalstabes sein können, ich sagte ihm, ich würde, wie ich ihm in Paris gesagt, seine Stelle und den Prinzen sehr verträglich miteinander gefunden haben, ich schloß damit, daß ich mit Dir ihn auf unserer Reise nach Paris besuchen würde, und er hat mich noch durch Flemming, der ihn später gesehen, bitten lassen, dies gewiß zu tun. Gneisenau war offenbar hier, um sich mit Gruner ein Rendezvous zu geben. Als er und Gruner weg waren, hat mir Stein erzählt, daß ihm Gruner gesagt, Du hättest

214



über Gneisenau geäußert: ein Korporal habe einen Prinzen verdrängt. Stein glaubte an die Dummheit nicht, allein gesagt hat er sie so. Was dazu Veranlassung gegeben haben kann, weiß ich nicht. Du hast sicherlich nicht darüber so gesprochen, sondern es ist eine reine Erfindung. Das nächstemal, daß Du mir durch einen Kurier schreibst, sage mir, was Du davon denkst. Ich werde dann Gneisenau mit zwei Worten, auch nicht durch die Post, sagen, daß alles erdichtet ist. Hältst Du es für gut und bist Du auf dem Fuß mit Gneisenau, daß dies paßlich ist, so schreibe ihm zwei Worte und schicke sie mir. Laß Dich übrigens die Sache nicht kümmern. Man erzählt gewiß auch von mir vieles.

Gneisenau war, was auch Stein, wo ich mit ihm aß, fand, sehr still und milde hier. Bruner hat ihm vermutlich erzählt, was gegen ihn in Berlin, wie man hier behauptet, gesprochen wird. Mich würde so etwas nicht rühren. Aber er ist eine andere Natur und hängt an der Meinung. Mit mir war er sehr gut und sagte mehrere Male, ich müsse nach Berlin ins Ministerium kommen, allein da wäre ich an der rechten Stelle. Der Kanzler hat Gneisenau keine Zeile geschrieben, seit er in Berlin ist. Mir mit dem heutigen Kurier auch nicht. Es ist das erstemal, daß er es unterläßt.

Die Ilgen hat mich, liebes Kind, in diesen Tagen fast toll gemacht. Sie ist geädelt mit ihrem Mann, oder bildet es sich ein, aber das versichere ich Dir, der Verstand geht dem kleinen Dinge um darüber. Ich las vor einiger Zeit in der Zeitung, daß ein v. Ilgen Schulrät in Magdeburg geworden sei. Es fiel mir zwar auf, aber ich hielt es für einen Menschen, der zufällig denselben Namen führt. Bald darauf sah ich aus einem Brief der Ilgen, daß die Sache da viel Sensation machte. Ganz Naumburg schien in Rumor und sich nach der Schulpforta zu begeben, um zu hören, wie es sei. Es war natürlich, daß die armen Leute wissen wollten, ob sie in ihrer alten Lage bleiben oder nicht.



Gleich darauf kam wieder ein Brief mit einer bestimmten Anfrage, kaum aber hatte ich geantwortet, so erschien ein ganz verrückter und konfuse, das Diplom sei angekommen, Ilgen sei zu hohem Stand und Würden gekommen, nun eine Menge Fragen: Wem man alles Dankschreiben senden müsse?, ob der Sohn auch von heißen könne? Ob sie selbst das Wappen bestimmen müßten? Ob man eine Lilie hineinnehmen könne, weil Ilgen auf Altdeutsch eine Lilie heiße? alles unterschrieben Johanna von Ilgen. Was das aber für ein Diplom sei, ob Ilgen Schulrat sei, ob er Naumburg verlassen müsse, darüber war kein Wort im Briefe. Ich habe sehr gratuliert, habe versichert, daß alle Ilgen bis zum jüngsten Tag sich von schreiben könnten, daß sie ein großes Lilienbeet ins Wappen nehmen könnten, soviel hineinginge, aber am Ende doch gefragt, wie es nun mit den viel menschlicheren Dingen, nämlich dem Gehalt und der Arbeit sei? Du, süßer Engel, wirst alles wissen. Mir tun die armen Leute wirklich leid. Ist er Schulrat geworden und muß er nach Magdeburg gehen, so ist es sein Verderben, denn er kann nicht so gut dastehen als in der Pforta, dabei ist es keine gute Wahl. Er wird als Schulrat gar nicht nützlich sein, ist schon zu heftig, geradezu zu grob zu vielen Verhältnissen mit anderen Menschen. Hält man ihn zum Rektor nicht gut, so will ich nichts darüber sagen, bessere könnte es freilich geben. Allein dann ist es schlimm, und das wäre noch immer kein Grund, ihn zum Rat zu machen. Ich hoffe noch immer, der Schulrat ist nur ein Titel, und er bleibt ruhig in der Pforta sitzen. Der Adel ist nun gar wunderbar. Da ich nirgends die Erhebung gesehen habe, so hege ich noch die heimliche Angst, daß dies sich gar nicht so verhält, sondern daß vielleicht bloß aus Irrtum im Ratsdiplom von steht und daß auf dies Wort das ganze Lustschloß gebaut ist, es kommt mir gar zu kurios vor, Ilgen ohne allen Grund auf einmal zu adeln. Mir wäre das auf tausend Meilen nicht ein-

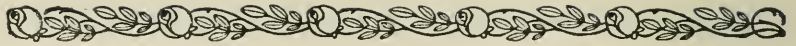
216



gefallen. Ich erzähle Dir das so hin, wie ich es in den Briefen gesehen habe. Du machst natürlich keinen Gebrauch davon. Die Frau ist wirklich gut und nicht glücklich, aber immer glücklicher in der Pforta, an die sie einmal gewöhnt ist, als anderswo.

Über die Seebäder habe ich sehr genaue Nachrichten durch Delsner*), der hier ist. Er hat sie in Havre und Dieppe gebraucht, und mir weitläufig davon erzählt. Es ist nirgends erbaulich. Havre ist die hübschere, bei weitem hübschere Gegend, aber es hat die Nachteile: 1. ist gar keine Anstalt da, als die der Himmel gemacht hat; 2. muß man über einen weiten steinigten Weg gehen, zum Meere zu kommen; 3. ist das Meer schon durch Seinerwasser versüßt. Dieppe ist nicht hübsch gelegen, sondern baumlos und öde, aber der Weg zum Meer ist sehr kurz und geht über Rasen. Auch sind Anstalten da, aber welche? das ist das Schlimme überall. Es sind drei Methoden sich zu baden: 1. in Badewannen in Kammern. Das Wasser wird hineingetragen. Für die Gesundheit soll der Effekt derselbe sein. 2. bloßes Spazierengehen im Meer so tief man will, mit einem, oder sicherer zwei Matrosen am Arm. Dies ist die gewöhnlichste Art auch bei Frauen, die natürlich ganz bekleidet bleiben. Die Matrosen sind, nach Delsners Beschreibung, unumgänglich nötig. Er hat sich sogar mit einem einmal in Lebensgefahr befunden und ist von einer Welle umgerissen worden. Man badet sich meist in der Ebbe, bei der Flut ist das Wasser nicht rein. Nun muß man tief hineingehen, da ist der Boden unsicher, auch kommen manchmal plötzlich Wellen und Windstöße. So kann man sich nicht hineinwagen ohne einen Matrosen. 3. endlich hat man eine Art Karriole, die ins Meer hineingefahren wird. Sie ist bedeckt, aber offen gegen das Meer. Man bleibt also auch so gut als bekleidet. Sie hat zwei Abteilungen, die eine ist zum Baden, die keinen eigentlichen Boden sondern nur ein

*) Vgl. S. 112.



Bitter hat. In die springt man beim Baden hinein. Auch dabei soll der Matrose nötig sein. Delsner versichert, diese Karriolen seien so umständlich und unbequem, daß kein Mensch sie mehr als einigemale brauche. Du siehst, daß das alles sehr fatal ist. Immer zwei Knaben am Arm zu haben, nimmt alles Pläster, und die enge Wanne kann auch nicht angenehm sein. Die Schuld an dem allen ist die Ebbe und Flut, welche die Ostsee und das Mittelmeer nicht haben. Diese macht auch, daß man alle Tage zu verschiedenen Stunden baden muß.

Blüchers Brief an den König von Sachsen habe ich in der Zeit gelesen. Allein ganz unter uns kann ich Dir sagen, daß er nie an seine Adresse gekommen ist. Man hat ihn zurückgehalten. Es war auch sehr gut. Diese sächsische Geschichte hat mir immer sehr mißfallen. Ich war bestimmt dawider und habe mich sehr heftig mit Grolman und Boyen darüber gestritten, auch nicht gebilligt, daß der Kanzler nachgab. Es war nicht Recht von diesen Leuten auch nun Trennung zu fordern, nachdem man sie erst zusammen gelassen hatte, und ehe ihr König sie entbunden hatte. Es war unnütz, da man vier Wochen später den Traktat unterschrieb. Gneisenau hat mir auch nie geschienen, dafür zu sein. Ich habe mich, obgleich umsonst, so stark ausgesprochen, daß das wohl mit an meiner nachherigen Geschichte mit Boyen (schuld war*). Die Offiziere haben sich sehr schlecht benommen, erst die Gemeinen aufgewiegelt, dann verlassen. Aber unter den Gemeinen sind ein paar sehr edel gestorben, so daß man sie mehr als Opfer bedauern, als tadeln muß.

Ich küsse Dir tausendmal die lieben, lieben Hände.



*) Vgl. Bd. IV, S. 541 ff.



96. Caroline an Humboldt

Berlin, 29. März 1816

Liebste Seele!

 ein Brief an Dappelbaum ist mit dem Manuskript besorgt . . . Die Wiederauffindung der Landschaft von Schönberg ist mir auch merkwürdig, ich glaubte sie mit den übrigen in Tegel verschwundenen Sachen verloren. Du hast ganz recht, wir kauften sie im Jahre 1797 im Sommer in Dresden. Man stößt überall im Vaterlande wieder auf Jugenderinnerungen. So traf ich lezthm bei Schleiermacher eine Demoiselle Willich, und wie ich recht zufrug, war es die Schwester des Predigers Willich*) in Sagard, und wir hatten uns dort vor 20 Jahren gesehen. Rügen liegt immer, eine grüne, blühende Insel, nicht allein im Weltmeere, auch in dem Meere der Phantasie, es könnte mich sehr freuen, die hohen Ufer von Stubbenkammer, die öden von Arcona noch einmal wiederzusehen.

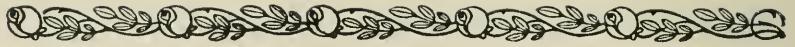
Dieser dunkle Zug der menschlichen Natur mit dem Meere, dieses geheimnißvolle Fühlen des Verwandtseins mit dem Element deutet doch wohl auf tiefere Beziehungen, die vielleicht nur ein anderes Dasein löst.

Ich ließ mir von der Mamsell von unseren Bekannten dort erzählen. Der lustige Pfarrer Frank**) lebt auch noch, Willich selbst hat die Witwe des Simon, die geborene Voßelberg aus Hamburg nach dem Tode seiner Frau geheiratet, da diese ihn sterbend darum bat.

Es ist Abraham Mendelssohn, der mit seiner Familie nach Paris kommt. . . . Du rühmst Dich, die Juden nie zu verlassen. Es ist der einzige Fehler, den ich an Dir kenne. Sie sind Dir

*) Älterer Bruder von Schleiermachers Freund, Ehrenfried Theodor v. Willich, † 1807.

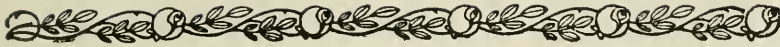
**) Bernhard Olivier Frank, geb. 1759, † 1833, Pastor in Bobbin auf Rügen.



zu einerlei. Allein das Einerleisein ist nicht die Natur der Juden. Auf Individuen kann das Lieben oder Nichtlieben keinen Einfluß haben, aber im ganzen stehen sie hier in unrichtigem Verhältnis zur Zeit, zum Geschehenen. Man erhebt sie zu allen freien Bürgerrechten, und das einzige, wozu sie sich derer bedienen, ist das Schachern und Handeln usw. Schierstedt hat mir erzählt, wie ganze Distrikte im Jahre 1813, die Reichen für die Armen mit, sich loskauften, um nicht den Feldzug mitzumachen — sie sind jetzt schon ein nicht unbedeutender Teil des Grundeigentums in allen preussischen Staaten, Juden sind Patronatherrn von Christen und christlichen Kirchen, was doch ein größerer Unsinn ist als wenn Türken es wären, die doch Christus nicht leugnen, nur Mohammed einen größeren Propheten nennen. Das Vermögen des Staats ist größtenteils in ihren Händen, hier in Berlin ist es sehr auffallend, wie jetzt, wo ein großer Häuserverkauf wieder stattfindet, unter vieren gewiß drei von Juden adquiriert werden. Wenn ich was zu sagen hätte, ich ließe sie drei Generationen lang nicht handeln und alle zwanzigjährigen Jünglinge, ohne irgendeine Ausnahme als die der körperlichen Gebrechlichkeit, wären Soldaten, da wollte ich wetten, daß in 50 Jahren die Juden als Juden vertilgt wären. Und daß das nicht ein Gewinn für die Menschheit wäre, lasse ich mir nicht ausreden, die Juden in ihrer Gesunkenheit, ihrem Schachergeist, ihrem angeborenen Mangel an Mut, der von diesem Schachergeist herrührt, sind ein Flecken der Menschheit.

Rauchen habe ich auch schon lange vorgeschlagen, des Staatskanzlers Büste zu machen, allein er detestiert eigentlich das Büstentragen, wenigstens so der Reihe nach. Ich glaube nicht, daß er sich von freien Stücken dazu meldet. Prinz Wilhelm, der Bruder des Königs, hat ihm aufgetragen, die Büste des alten Blücher in Marmor für ihn auszuführen.

Für den Brief aus Rio de Janeiro danke ich sehr. Wohl



ist es hübsch, so etwas jenseits des Ozeans herzuhaben, ich selbst möchte wohl dies wunderbare Land sehen, wo fremde Lüfte wehen, andere Blumen, andere Sterne leuchten! Schrift als Schrift ist überhaupt etwas sehr Sonderbares. Stehen die Buchstaben nicht da, geheimnisvoll wie Geister?

Adieu, mein Herz, die Kinder grüßen. Ich esse bei Prinz August. Die Prinzess Ferdinand *) ist bedeutend krank. Vorher gehe ich zur Ministerin Kirchhausen **), deren Geburtstag heut ist. Abends bin ich bei Psuels. Prinzess Luise grüßt sehr.

Ewig Deine Li.



97. Caroline an Humboldt

Berlin, 1. April 1816

Mein liebes Herz!

Ich habe Deinen letzten lieben Brief vom 26. durch L. bekommen. . . . Über Ilgens weiß ich Dir nichts zu sagen. Ich sah auch das v. Ilgen in der Zeitung und daß er nach Magdeburg als Schulrat komme. Ich dachte, es müßte ein anderer sein. Daß er in den Adelsstand erhoben, habe ich durchaus nicht gehört und glaube es nicht, wenn er selbst nicht darum angehalten, was auch wieder nicht der Fall zu sein scheint. Ich fürchte, die guten, armen Leute haben sich eine Blöße gegeben und werden von ihrer Grandeur zurückkommen. Aber daß sie, namentlich die Frau, einen solchen Wert darauf legen, hätte ich mir nicht träumen lassen.

Ich danke Dir für alles andere, was Dein Brief enthält und werde ehestens antworten. Die Äußerungen, auf die G. sich bezieht, sind aber unwahr und erdichtet.



*) Luise Prinzessin Ferdinand von Preußen, geborene Prinzessin von Brandenburg-Schwedt, geb. 1738, † 1820.

**) Gattin des preussischen Justizministers.



ber die Bücher bin ich nicht recht im reinen. Hast Du besondere Gründe gehabt, Nummer 8 und 9 zurückzulassen? Da diese Kisten zusammen nur 465 Pfund wiegen, so ist es kaum der Mühe wert, sie gegen 1400 Pfund, die wir mitnehmen, hierzulassen. Es macht 50—60 Taler Ausgaben mehr. So viele Bücher überhaupt mitzunehmen, ist vielleicht töricht. Ich schrieb Dir schon neulich meine Ansicht, und daß ich sie, auch bei noch so vielen Geschäften, nicht brauchte, das ist nicht der Fall. Man braucht ein Buch selten zum Lesen, meist nur zum Nachschlagen, Lesen einzelner Stellen, und da hat es für mich einen unschätzbaren und tief ins Leben eingreifenden Wert, die, mit denen das der Fall sein kann, in keinem Augenblick zu vermissen. Schicke sie lieber noch mit. Sei mir aber ja nicht böse wegen der vielen Bücher, inniggeliebtes Herz, aber ich bin nun so und bedarf gewiß oft Deiner Nachsicht. Ich bin noch mehr in den Jahren der Trennung so geworden. Ich lebe in vielen Ideen, wozu mir wieder die Bücher lieb sind, und lebe nur in ihnen und wenig mit dem unverständigen Getreibe um mich her, das ich nicht verständig machen werde, und was es zu keiner Zeit gewesen ist. Ich will auch mit jenen Ideen nichts weiter machen und bin niemandem im Wege, aber je freier ich von äußeren Bedürfnissen bin, desto abhängiger bin ich von inneren. Sei nicht böse, daß ich mich so entschuldige, aber ich leugne es nicht, ich schäme mich selbst der vielen Bücher wegen, und immer mehr, wenn ich sehe, daß Du unser Bleiben in Paris so kurz glaubst. Es sieht einer Kinderei ähnlich, allein da ich nun einmal gar nicht oder schwer machen kann, daß mein äußeres Schicksal Festigkeit und Dauer bekommt, so will ich das Vorübergehende wie dauernd behandeln, und ich habe mir fest vorgenommen, da das Leben immer und immer hin- und am Ende



verfließt, nicht von der Zukunft zu hoffen und betteln, sondern das, woran mir innerlich viel liegt, mir nun auch in jedem Moment zu sichern.

Mit dem Meer hast Du ganz recht. Was einen zum Meere hinzieht, ist viel, viel mehr als bloß die Schönheit und Größe des Schauspiels. Es ist, wie Du sagst, das Element selbst, die Naturkraft, die doch mehr als bloße Natur scheint, das Unendliche im Raum, das Überschwengliche in der Fülle, das Dunkle und Geheimnißvolle in der Tiefe, das Geistige in der schimmernden Helle und der ewigen Bewegung. Ich habe hier Creuzers*) „Symbolik“ gelesen und lese sie noch. Es sind vier Bände, und man liest sie nicht schnell. Der zeigt sehr gut, wie im ganzen Altertum alle Götter- und Heroenmythen immer diese Anschauungen der Natur sind, immer Darstellungen des unbegreiflichen Geheimnisses der Schöpfung und Zeugung, immer Verknüpfungen des Himmels mit der Erde, des Lebens mit dem Tode. Ich habe mir auch viele Stellen der alten Dichter und ganze Gedichte über die Gestirne, die Nacht und die Elemente gesammelt, die etwas unendlich Anziehendes haben. In einige Gestirnsbeschreibungen bin ich ganz verliebt. Die Phantasie kehrt immer unendlich gern zu diesen großen und ewigen und geheimnißvollen Bildern zurück.

Aber ich muß schließen. Lebe innigst wohl, teure, geliebte Seele, umarme die Kinder.

Ewig Dein H.

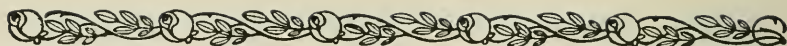


99. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 7. April 1816

Es wird mir sehr lieb sein, wenn Du den Staatskanzler allein sprechen kannst. Aber glaube nicht, daß es dazu kommen wird, mich jetzt nach Berlin zu nehmen. Die Menschen um den Kanzler wollen es natürlich nicht. Jordan

*) Friedrich Creuzer, geb. 1771, † 1858, Altertumsforscher und Philolog. Sein Hauptwerk: „Symbolik und Mythologie der alten Völker“.



wäre vielleicht noch am ersten nicht dagegen gewesen, allein da er gesehen, daß es nicht geschah, so haben sie auch das Departement jetzt so gestellt, daß ich das fünfte Rad am Wagen würde oder alles wieder geändert werden müßte. Sie haben unter dem Kanzler Sektionen mit Sektionschefs gemacht. Diese sind wie die Minister, Jordan und Raumer. Empfindliche Gesandten, wie Barthhausen zum Beispiel, müßte die Sache sogar chokieren. Ich, der ich Jordan von vielen Seiten gut bin, und wie Du wohl denken kannst, jede Rivalität weit unter mir halte, gebe ein ordentliches Beispiel von Fügsamkeit und Bescheidenheit. Nähme nun aber der Staatskanzler mich hin, so müßte ja das alles aufhören oder der Staatskanzler müßte mir seine eigene Sektion geben, d. h. das Departement aus der Hand lassen, was wieder er nicht tut. Auch ist Jordan, außer seiner Sektion, wieder in der des Staatskanzlers sehr bedeutend, negociiert mit den Gesandten uff. Das verlöre er auch. Diese Schwierigkeiten sind im eigentlichen Departement, andere gewiß im Ministerium. Ehe nicht eine Noth entsteht, wo man auch etwas Unangenehmes tut, oder ehe nicht Geschäfte sind, an denen sie lieber sich einen anderen verbrennen lassen als es selbst zu tun, werden mich die anderen nie wollen. Nun mag der Staatskanzler mich noch so gern um sich haben, er mag das Bedürfnis sogar fühlen, das hilft alles nichts. Man umstellt ihn unmerklich, und er hat weder so starken Willen, noch so entschiedenen Trieb um da durchzugreifen. Das liegt nicht in ihm, ich kenne ihn darin sehr gut. Die Hindernisse, die er gesagt hat, sind allerdings in ihm gewiß richtig. Er glaubt die Sache in der That so.

Allein, wenn man sie ernsthaft überlegt, so existiert sie theils nicht so, und so ist wenigstens die ganze Art, wie man mich benutzt, in mehr als einer Rücksicht verkehrt. Ich kenne mich selbst so genau, daß ich mich gewiß in jeder Rücksicht unparteiisch be-



urteile, und so ist es ganz offenbar, daß man mich unmittelbar nach dem Pariser Frieden hätte in Berlin anstellen sollen, wenn man das nicht wollte, in Paris, am wenigsten hier, wo ich bis jetzt mit lauter Kleinigkeiten beschäftigt bin, und wo die Unterhandlung immer ein anderer hätte gleich gut machen können. Gegen die Wichtigkeit in Berlin zu sein, wo es darauf ankäme, wovon aber gar nichts geschieht, bei einer ganz veränderten Lage Preußens, ein System im Ganzen zu schaffen und einzuleiten, verschwand die in Paris. Gold mag sein wie er will, so ist auch nicht viel Wesentliches gewonnen, wenn man auch ganz wahr weiß, wie es in Frankreich steht, und nicht viel verloren, wenn man darin dunkel sieht. Preußen kann doch allein nicht handeln, und im Grunde traue ich immer noch mehr Goldens Berichten als den militärischen, deren ewig vorgefaßte Ansichten wirklich wenig Glauben verdienen. Die Reklamationsfachen haben doch auch nur eine untergeordnete Wichtigkeit, allein für diese müßte ich jetzt gerade in Paris sein, und jetzt bin ich nicht da. Du wirst Dich vielleicht wundern, warum, da ich das alles sehr klar weiß, ich es nicht sage, und stark sage, und zu ändern suche? Allein ich habe vollkommen recht, es nicht zu tun. Was ich tun möchte, es bliebe unwirksam und brächte niemals das Rechte hervor. Man nähme mich vielleicht hier weg und schickte mich nach Paris und gerade zum unrechten Augenblick, man stellte mich gar vielleicht in Berlin an, aber auf eine halbe Weise. Es ist eine ewige Regel im praktischen Leben, in seinem Beruf zu bleiben und nicht daraus heraus in etwas anderes hineinzupfuschen, und auch das größte Gute nicht zu tun zu streben, wo es nicht in dem gegebenen Wirkungskreis liegt. Es ist gerade die Krankheit z. B. unseres Militärs, der Menschen überhaupt jetzt, ja selbst der Frauen und Kinder, für das sorgen zu wollen, wozu sie nicht zu sorgen haben. Dabei würde ich auch immer falsch beurteilt werden, man würde es ewig für eigennütziges und ehrfüchtiges Streben



halten. Darüber setze ich mich leicht weg. Allein diese Ansicht meiner Schritte würde machen, daß man ihnen nicht bloß eine falsche Deutung, sondern auch eine falsche Richtung gäbe. Was ich mit Anstand tun konnte, habe ich getan. Ich habe unumwunden dem Kanzler und anderen gesagt, daß ich gern in Berlin angestellt wäre, ich schreibe jest dem Kanzler sehr deutlich, daß ich in Paris nötig bin und hier wenig nützlich beschäftigt. Weiter kann und werde ich nicht gehen.

Glaube mir, süßes, geliebtes Herz, daß ich alles das um so ernsthafter überlegt habe, als ich meiner Handlungsweise selbst darum mißtraue, weil sie gerade meiner Neigung entspricht. Ich habe nicht den mindesten Ehrgeiz, ich kenne die Dinge zu gut, um mir die gravitatische Selbsttäuschung zu machen, großen Nutzen zu stiften und das Glück der Welt zu befördern, ich habe ein inneres unabhängiges, durch Alter und Einsamkeit immer tiefer wurzelndes Leben in mir, auf das ich weit mehr halte; je mehr man mich also vergißt, je mehr man mich fern stellt, je unbedeutender man mich braucht, je lieber ist es mir, und wenn ich nicht daran schuld bin, ist auch mein Gewissen vollkommen rein. Wie die Sachen so stehen, glaube ich also gewiß, wenn alles ruhig bleibt, daß ich nicht nach Berlin komme, bis, und Gott weiß, daß ich innig wünsche, daß das sehr spät sei, der Staatskanzler sich bedeutend schwach fühlt. Bin ich nicht da, wenn er wirklich abgeht, halte ich es für noch zweifelhafter. Bis dahin nun halte ich mich still, rein und gewiß unbescholten, erfülle den mir gegebenen Kreis möglichst gut und benutze die Zeit und das Leben für mich. Mir, für mich ist auch der Aufenthalt hier sehr nützlich gewesen, weil er meinen Ruf von Ernst und Anspruchslosigkeit in Geschäften in Deutschland gewiß befestigt hat, was wieder für die Geschäfte gut ist.

Den Zwiespalt mit dem Militär begreife ich sehr, Grolman ist bestimmt gegen den Staatskanzler, Gneisenau nicht, überhaupt ist Gneisenau von manchen Seiten traitabler, und wieder der andere von

226



anderen vorzüglich. Es ist ein schwer, aber nicht unmöglich zu behandelndes Verhältniß, aber man muß es behandeln und kann es nicht liegen lassen. Das, glaube ich, geschieht jetzt, da man denkt das Militär nicht zu brauchen, wodurch sich dieses dann natürlich gekränkt fühlt.

Für des Staatskanzlers Gesundheit fürchte ich so sehr nicht. Er hat eine treffliche Natur, die ihn, noch dazu bei gehöriger Sorgfalt, nicht im Stich lassen wird. Es ist auch gar kein Zweifel, daß sein Abgang, wie es immer nachher werden möchte, ein wahres und ganz eigentliches Unglück wäre, und auch in dieser Hinsicht, die große persönliche Zuneigung, die ich zu ihm hege, noch abgerechnet, würde er mich sehr schmerzen.

Wie glücklich werde ich mich fühlen, teure Seele, wenn ich über all diese Dinge mit Dir traulich und heimlich reden kann. Mir fällt unendlich oft bei der Trennung von Dir ein, was in den Alten von der Beraubung der Freiheit gesagt wird. Es ist die Hälfte des Lebens und die beste geraubt. Ich bin eigentlich von allem unabhängig, auch von allen Menschen, ich könnte, wenn es mir auch oft an mir selbst nicht gefällt, ganz allein sein, nur von Dir bin ich es nicht, sondern so abhängig, daß ich es Dir nicht einmal ganz so sagen mag, wie es ist, weil ich denke, daß es Dich ängstigen oder quälen könnte. Es ist das Gefühl, was durch Dein Wesen, wie ich es zuerst aufgefaßt habe, entstanden ist, und was nun sogar noch die Zeit mit allem in mir unauflöslich verknüpft hat. Wenn ich nur jetzt eine lange Zeit ungetrennt mit Dir leben kann. Aber ich traue dem Schicksal nicht mehr, es kommt mir vor, als hätte es uns seit Rom aus der süßen Traulichkeit des Lebens herausgestoßen, die uns nun ungestört nie wieder würde, und das macht mich oft sehr wehmütig.

Lebe wohl, mein süßes, inniggeliebtes, einziges Leben.

Ewig Dein H.





Eine Tirade über die Juden, teure Seele, ist göttlich; ich habe Lust, sie Steinen mitzuteilen, der ganz Deine Ansichten teilt, aber noch viel heroischere Mittel zur Abhilfe vorschlägt, da er die Nordküste Afrikas mit ihnen bevölkern will. Ihr mögt beide wohl recht haben, aber die Art, wie Du Dich über mich dabei ausdrückst, hat mich noch mehr getroffen. Du sagst, daß mir die Juden zu einerlei seien, das ist ein Vorwurf, den man wohl weiter als auf die Juden bei mir ausdehnen könnte. Dies Einerleisein ist überhaupt zu sehr Form in meinem Gemüt, dehnt sich auf zu viel Sachen aus und ist auch bei einzelnen zu stark. Ich muß ihm selbst immer entgegenarbeiten. Ob das dem Leben nachteilig oder vorteilhaft ist, denn Vorteile gewährt es allerdings auch, mag wohl sehr auf die Dinge, bei denen es eintritt, und auf die Zeiten und Umstände ankommen. Im Innern weiß ich besser, wie es damit steht, und da table ich es nicht. Denn auf das, was da wichtig ist, erstreckt sich dies Einerleisein nicht. Aber auf die Juden zurückzukommen, so wäre allerdings, ohne das aufzuheben, was ich immer für gut halte, daß man ihnen bürgerliche Rechte gibt, viel zu tun, was man versäumt. Warum zum Beispiel leidet man das Loskaufen? Warum schlägt man nicht Mittel ein, andere Gewerbe unter ihnen zu befördern? Häuser mögen sie wohl viele besitzen, Güter sehr wenig bis jetzt. Shenpliz neulich hier konnte mir nur einen Fall nennen. Der Staat brauchte sich in seinen Finanzen nicht so viel mit ihnen abzugeben, und das ist ein Hauptverderben.

... Die Allgegenwart, welche die Schrift, der Entfernung und der Vergangenheit zum Trost, schafft, ist gewiß das Höchste im Menschengeschlecht. Daß es ein solches Mittel allgemeiner Verständigung gibt, und daß sich daran wieder so ungleich mehr an-

228



knüpft, als unmittelbar im Buchstaben und selbst im Wort und seiner Bedeutung liegt, beweist im Grunde, daß alle einzelnen Menschen aller Zeiten viel mehr eins sind, als man so denkt und ahndet. Es ist mir immer klar gewesen, daß die Individualität, die Art, wie man sich selbständig und von anderen getrennt fühlt, eigentlich das ist, worin das Geheimnis des Menschendaseins ruht, und was ich vorzüglich nach dieser Welt erwarte, ist, daß einem darüber wie ein Schleier zerreißen und ein Licht aufgehen wird, in dem auf der einen Seite jede Selbstsucht und auf der anderen jede wehmütige Sehnsucht untergehen wird. Auch in der lebendigen Gegenwart könnten sich zwei Menschen trotz aller Sprache nie verstehen, wenn sie wirklich so zwei wären, als sie scheinen. Es mag aber auch noch andere Gattungen von Individualität geben. So sind die Tiere wirklich noch mehr getrennt und abgeschnitten und haben gar kein Verständigungsmittel, als das dunkelste, unmittelbarste des Gefühls.

Lebe wohl, mein ewiggeliebtes Wesen. Umarme die Kinder. Hermann grüße auch ganz besonders. Gabriele schreibt sehr hübsch, daß ihr bloß Hermann leid tut beim Weggehen, denn, sagt sie, Adelheid hat Augusten, Theodor ist es gewohnt, aber Hermann tut mir am meisten leid, weil er keine Frau hat.

Ewig Dein H.

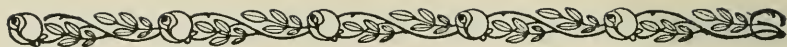


101. Caroline an Humboldt

Berlin, 13. April 1816

Ich habe gestern beim Zuhausekommen aus der Kirche, wo ich mit Gabriellen, Carolinen, August und Adelheid kommuniziert habe, Deinen lieben Brief vom 7. April aus den Händen des Feldjägers empfangen. . . .

Schleiermacher hat gestern eine unendlich schöne Predigt und



vorgestern eine höchst rührende Rede bei Gabriellens Einsegnung gehalten. . . .

Caroline ist die Tage gar nicht wohl gewesen. Sei es die schnell eingetretene Hitze nach bedeutender Rauigkeit der Luft, sei es eine andere Ursache, sie war sehr abgespannt, sehr leidend. Es ist die Rede davon gewesen, sie 14 Tage lang den Sprudel in Karlsbad trinken zu lassen. Es ist dies natürlich nichts Bestimmtes, allein diskutiert ist es worden, und ich stehe für nichts, obgleich ich Dir nicht leugne, daß selbst nur 14 Tage mir eine bittere Partie wären. Caroline grüßt zärtlich und jammert jetzt oft darüber, daß sie uns so viel Unruhe macht.

Adieu, Seele, bald mehr. Ewig Dein.

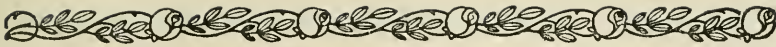


102. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 18. April 1816

S heute schreibe ich Dir vorzüglich, um Hermann zu seinem Geburtstage Glück zu wünschen. Ich schicke ihm eine kleine goldene Uhr. Sie ist sehr wohlfeil, ist doch aber von demselben Neuchateller Uhrmacher, der Theodors und meine Uhr gemacht hat. Für eine teurere schien mir der liebe kleine Junge noch zu klein. Umarme ihn tausendmal von mir. Da ich ihn jetzt nicht wiedersehe, wollte ich ihm gern etwas schicken, woran er unfehlbar sähe, daß ich an ihn gedacht hätte. Ich bin überzeugt, daß er bei Tüft sehr gut sein wird. Es wäre eine wahre Unmöglichkeit gewesen, ihn mitzunehmen. Welche Störung hätte nicht schon gleich ein interimistischer Aufenthalt hier gegeben. Sonst aber freilich sähe ich den kleinen Jungen sehr gern. Seine große Liebe zu Dir rührt mich tief an ihm. Ich denke auch unendlich oft an Wilhelm und Gustav. Manchmal kommen sie mir sehr glücklich vor, so still

230



und geborgen vor allem Unebenen des Lebens zu liegen am schönen Ort, gegen den doch immer alles Übrige nur eine Verbannung ist. Aber auf der anderen Seite wäre Wilhelm höchstwahrscheinlich auch im Leben und Streben glücklich und gut gewesen, und Gustav hatte etwas unendlich Frommes und Heiliges. Mir bleibt von den beiden Kleinen für ewig das, daß sie bei mir dem eignen Tode auch die letzte Bitterkeit, die er vielleicht haben könnte, nehmen. Ich glaube gar nicht so bestimmt zwar an ein persönliches Wiedersehen, aber die Kraft gegenseitiger Liebe ist doch ewig, und, ohne daß man es selbst weiß, fortwährend, und wenn der eine den kühnen Schritt vorangetan hat, sind für den andern beide Welten wirklich verbunden. Mir waren sie die ersten Gestorbenen, die ich wirklich liebte.

19. April

Es schmerzt mich sehr, daß die arme Caroline wieder mehr leidend gewesen ist, und daß es möglich ist, daß Du noch mit ihr nach Karlsbad gehen mußt. Du weißt, Rohlransch wollte das schon immer. Ich kann Dir, Engel, nichts darüber sagen, als was Du gewiß selbst denkst. Man muß nichts wegen Carolinen versäumen. Allein mir tut es unendlich leid. . . .

Die Cüstine ist ganz ernsthaft unruhig, ob sie Dir gefallen wird. Es ist eine sehr närrische Person. Heute früh habe ich sie sehr lachen machen. Sie hat Mäuse, ihre Leute haben ihr keine Mäufefallen verschaffen können, und sie behauptet, es gäbe in Deutschland gar keine. Heute früh habe ich ihr fünf, alle verschieden und wirklich von der niedrigsten Art, geschickt. Sie hat eine ausgewählt, die anderen vier werden nun mein Haus reinigen.

Eben bekomme ich lange Briefe von Ilgen und ihr. Das Unglück ist nun hereingebrochen. Es ist ein Schreiben Schuckmanns angekommen, das die adlige Adresse für einen Schreibfehler erklärt.



Sie halten Jlgens Ehre beleidigt, an den Pranger gestellt, er will gleich den Abschied nehmen, außer Landes gehen, kurz alle die Heftigkeit jetzt wie vorher die Lebhaftigkeit der Freude. Ich habe schnell Nicolovius geschrieben. Man muß suchen, ihn durch ein eigenes Schreiben des Ministers zu heben. Ihm werde ich ernstlich schreiben, daß das Abschiednehmen Torheit sein würde, ihm zu verstehen geben, daß alle Unannehmlichkeit nur entstanden sein kann dadurch, daß er zu große Genugthuung über den Adel öffentlich bewiesen hätte, und also ein so öffentlicher Schritt als sein Abschiednehmen ihm noch mehr Blöße geben würde, und werde ihn ermahnen, mit einiger Männlichkeit eine sehr unbedeutende, wenn gleich allerdings unangenehme Sache zu ertragen. Es ist unbegreiflich, wie Mann und Frau haben in den Irrtum fallen können. Es war bloß die Adresse und hochwohlgeboren im Brief. Daß ihnen nicht eingefallen ist, daß, wenn man sie geadelt hätte, man doch dessen im Brief erwähnt haben würde! Sie müssen ganz blind gewesen sein. Immer aber tun sie mir leid, denn gewiß ist es, daß Neider und Feinde, mit denen sie in den kleinlichsten Verhältnissen zusammen wohnen, entsetzlich triumphieren werden.

... Es ist doch im Grunde jetzt ein besserer Geist und Sinn in den jungen Leuten in mancher Hinsicht, als wie ich in dem Alter war. Sie haben in der Regel mehr Gemüt und hängen so mehr an den zugleich menschlich natürlichsten und höchsten Dingen, an Religion, Vaterland, Eltern. Zu meiner Zeit war das alles sehr locker und lose, und man mußte es nur durch seine eigenen Ideen zusammenknüpfen, wozu denn nicht jeder kommt.

Lebe wohl, meine innigstgeliebte Seele.





Ich habe noch einiges in Deinen früheren Briefen zu beantworten. Meine Tirade über die Juden, geliebtes Leben, über die Du Dich so süß mokierst, ist wohl nicht an ihrem Plaze, allein Unrecht hat man, zu sagen, daß sie keine Güter besäßen. In allen Provinzen besitzen sie deren, und der Herr von Shenpliz muß sehr ununterrichtet sein, der Dir gesagt hat, bis jetzt sei ein einziger Grundeigentümer. Die Masse des Vermögens ist in ihren Händen, und es ist eine der Ursachen, warum der sehr drückende Indult aufrechterhalten wird, um einigermaßen zu verhüten, daß nicht noch viel mehr Güter in ihre Hände kommen, weil bei der Aufhebung desselben allerdings viele Güter werden müssen veräußert werden. Was Berlin betrifft, so haben sie ein Drittel der Häuser, und zwar der besten, im Besitz. Ich kann mich übrigens gar nicht schriftlich so über sie auslassen, wir werden ja bald mündlich zusammen sprechen.

Du redest von Deinem Indifferentismus. Süßes Herz, das ist ja zu komisch, daß wir gerade zusammen gehören, da mir so gar nichts indifferent ist, daß ich noch über alles in Feuer und Flamme komme. Es nimmt sogar ordentlich zu. Ich erinnere mich recht gut, wie ich als Mädchen und in den ersten zehn Jahren unserer Verbindung viel apathischer über alles war. Wenn es so fortgeht mit mir, so ist mir selbst bange — — basta.

Türk gefällt mir mehr und mehr jetzt, wo ich ihn ruhig sehe (er wohnt bei mir) und auch Hermann gewöhnt sich in diesen Tagen an ihn. Doch ist mein Herz sehr wund.

Der Staatskanzler ist noch in Glienecke und war sehr unwohl an Halsentzündung. Der König ist in Potsdam, das macht ihn auch dort bleiben.



Der Tod der Kaiserin*) schmerzt mich ungemein. Ich weiß wohl, daß sie ohne Einfluß war, allein sie dachte doch wohl im ganzen auf eine eminentere Weise wie man dort denkt. Nun, wohl ihr! sie hat ausgelitten und braucht den Fürsten Trautmansdorff**) nun nicht mehr aimable zu finden. Der König soll sehr von ihrem Hintritt erschüttert sein.

Ich hoffe morgen wieder zu schreiben, ich umarme Dich und bin ewig Deine treue Li.



104. Humboldt an Caroline

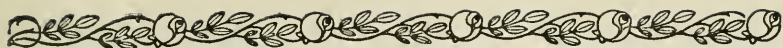
Frankfurt, 30. April 1816

Du erhältst diesen Brief, liebe Li, durch eine Estafette. Ich bin im lebhaftesten Krieg mit Darmstadt, das sich nicht in die Abtretungen finden will, die man von ihm verlangt, und werde daher wohl noch öfter durch außerordentliche Gelegenheit schreiben müssen. Ich habe indes Deinen Brief vom 23. bekommen, und es hat mich sehr geschmerzt zu sehen, daß es mit der Gesundheit der armen Caroline doch immer noch nicht gut geht, sie vielmehr aufs neue viel leidet, und dies Dir auch natürlich Kummer und Unruhe macht. . . .

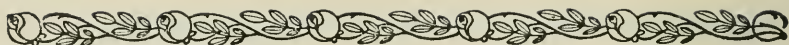
Es ist mir sehr eigen, daß Du nach Karlsbad kommst. Als ich im Jahre 1812 dort war, ging ich mit Goethe spazieren an einem sehr schönen Tage und versprach mir ordentlich, Dich nicht wieder einen Sommer in dem traurigen Wien zu lassen. Nun kommst Du viel später und nach unendlichen Begebenheiten aber doch hin. Es ist mir lieb, daß Du auch Tepliz siehst. Es wird Dich vielfach an den Krieg erinnern.

*) Maria Ludovica Beatrig, geb. 1787, † 1816, Tochter des Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich-Este, seit 1808 dritte Gemahlin des Kaiser Franz II.

**) Ferdinand Fürst Trautmansdorff, geb. 1749, † 1827, seit 1807 erster Oberhofmeister des Kaisers Franz.



Du bist also gleich so in Feuer und Flamme, mein armes Kind? Allerdings warst Du darin anders ehemals, das erinnere ich mich recht wohl, und ich habe oft über die Gründe, und wie so etwas nach und nach einem Menschen kommt, nachgedacht. Ich begreife es doch aber recht gut. Der Mensch wendet sich mehr, je länger er lebt, zum Ernst und Großen hin; Du warst früher mehr durch individuelle Beziehungen zerstreut, die Weltbegebenheiten sind auch nie gleich groß gewesen, haben nie mehr so das innerste sittliche und Rechtsgefühl angesprochen. Daher haben Dich die öffentlichen Begebenheiten mehr angezogen und ergriffen, und das ist doch nur der Unterschied. Heftiger bist Du nicht geworden. Du hast nur, was sehr hübsch ist und die innere Jugend des Gemüths beweist, die Lebhaftigkeit, die Du immer hattest, behalten. Wendet sich die nun an auf das, was im Leben groß und recht ist, so ist es auch natürlich, daß sie in eben dem Grade heftiger wird, als das Rechte und Edle keinen Vergleich mit dem eingehen kann, was nicht so ist. Eine Art Wendepunkt darin bei Dir war Deine Rückkehr aus Paris nach Rom, das ist mir immer so historisch erschienen. Übrigens ist es wieder nicht mit der Heftigkeit so arg, da Du eine tiefdurchgreifende Milde hast, und wir werden immer sehr gut miteinander bestehen, da wir in allem eigentlich, wo es auf den Grund der Gesinnung ankommt, einig denken und in den Nuancen Deine Ansicht immer sehr leicht auf mich übergeht; sehr natürlich und ohne daß ich es in mir selbst table, da ich, weil ich Dich so tief kenne und so eine auf Dein wahres Wesen gegründete unerschütterliche Anhänglichkeit an Dich habe, weiß, daß man Dir sicher, sicherer wie einem Stern auf dem Meere, folgen kann, wenn man nur hernach in der Anwendung im Einzelnen beobachtet, was die Umstände und so die bloß ausgleichende Klugheit angeben. Ich habe es immer so gemacht und weiß und denke es oft im stillen, daß für das, was ich lobens-



würdiges getan haben mag, von mir Dir der Dank gebührt. Aber auch — basta, wie Du sagst, denn man schreibe sich nie aus darüber.

Den Judenhaß der Adelheid vergleiche ich gar nicht mit dem Deinen. Den kann ich mir vorstellen. Er hat alles, was eigentlich neue Christen haben. Ich ergebe mich auch ganz darin, mit dem alten Glauben den Kürzeren zu ziehen, man kommt dagegen nicht auf. Ich liebe aber eigentlich auch nur die Juden en masse, en détail gehe ich ihnen sehr aus dem Wege. Varnhagen, der mit seiner Frau eine Zeitlang bei Tetztenborn^{*)} in Mannheim war, ist zurückgekommen, und sie haben sich auch in die wunderbaren Gebäude logiert, die ich bewohne, und die man den Mohrengarten nennt. Das ist sehr nah! Ich bin einmal bei ihr gewesen und lasse es nun dabei bewenden. Sie ist furchtbar häßlich geworden. Man begreift gar nicht, warum das manchen Leuten geschieht.

Das Grün kommt jetzt mit Macht, und der Schatz^{**)}, wie immer Caroline sagt, hat wirklich die Spaziergänge rund um die Stadt überaus hübsch gemacht. Ich gehe sehr viel und wenigstens täglich einmal aus. Es unterhält und stillt nichts so die Sehnsucht als der Blick ins Freie und Blaue.

Es hat mich sehr amüsiert, daß Du sagst, daß die Kaiserin nun Trautmansdorff nicht mehr aimable zu finden braucht. Es ist sehr wahr, nur leider hatte sie keinen rechten Widerwillen am Gewöhnlichen und Gemeinen. Überhaupt sollte man nicht von den Toten reden, allein diese war, das habe ich immer empfunden, nicht recht in der höheren Sphäre der Gedanken und Empfindungen, und auch nicht recht passend für die Dinge der Welt. Sie hatte

^{*)} Friedrich Karl Freiherr v. Tetztenborn, geb. 1778, † 1845, russischer General in den Freiheitskriegen. Später in badischen Diensten, unterhandelte in den Grenzstreitigkeiten zwischen Baden und Bayern.

^{**)} Dalberg als Großherzog von Frankfurt. Vgl. Bd. I, S. XV—XVII.



doch ein trockenes, enges, nicht innerlich großes noch reiches Wesen. Wie unendlich anders und mehr war dagegen die Königin!

Du endigst einen Brief mit den Worten: Bleibe mir gut. Ach, teure Seele, darüber sei gewiß ruhig. Ich bin Dir eigentlich immer mehr gut geworden, und nichts in der Welt bringt mich aus dem inneren Gedankenleben an Dich heraus. Mir ist ordentlich, als könnte Dir diese Anhänglichkeit einmal lästig werden. Ich wäre am liebsten ununterbrochen um Dich, und es ist mir oft, als müßte das Leben sich wieder ebenso auflösen, als es anfang, und es gab doch wirklich eine Zeit, wo wir immer beieinander waren, in einer Stube, zusammen beim Spaziergehen, in Gesellschaft, immer und überall. Die schöne Zeit, an die nichts reicht! Was mich nur ewig freut, ist, daß ich mir nicht zu sagen brauche, daß ich sie, als Gegenwart, weniger fühlte. Ich genoß sie so recht und innig als das eigentliche Glück.

Welcker^{*)} war auf der Rückreise von Heidelberg hier, aber nur zwei Tage, und den ersten sah ich ihn nicht. Ich hatte Vor- und Nachmittag Leute in Geschäften bei mir und aß nicht zu Hause. Aber den andern Tag aß er mit uns und ging mit mir nachmittags spazieren. Er grüßt Dich sehr. Wenn Du hier bist, kommt er eigens her. Er ist wie immer, aber nie einförmig. Er hat die lebendigste Ruhe, die mir je in einem Menschen vorgekommen ist.

Gestern war Arndt^{**}) bei mir und aß heute mit uns. Es schien ihm sehr wohl zu werden. Er hat einige sehr gute Dinge gesagt. Übrigens ist er in seiner Art, die aber innerlich interessanter ist, als sie manchmal bei ihm erscheint. Fast alle Leute sind mehr als sie selbst wissen. Er hat mir gesagt, daß Spiker zu verkaufen ist auf Rügen, aber 200 000 Taler. Es war närrisch, er sagte, ich

^{*)} Friedr. Gottlieb Welcker, geb. 1784, † 1868, Altertumsforscher.

^{**}) Ernst Moriz Arndt, geb. 1769, † 1860, der bekannte Patriot und Dichter.



sollte es kaufen. Man könnte Caroline da etablieren. Sie wäre so das Band zwischen der doppelten Heimat und machte den Norden milde, wie sonst die christlichen Prinzessinnen*).

Die Schlegel**) ist auch gekommen. Sie war bei mir und sehr lieb. Alle Welt bewundert jetzt meine Wohnung. Grün und Blüten, rundherum.

Alpropos bei Briefen. Nächstens schicke ich Dir die vielen der Cüstine. Bülow, der ungeheuer taquin ist, hat heute Flemmingen bei Tisch vorgehalten, daß er einhundertundfünfzig Billetts der Cüstine hat, und Voisdeslandes meint, es wären eher mehr als weniger!

Du schreibst: Hermann küßt mir tausendmal die Hände. Die Kinder unterschreiben sich immer: Deine gehorsame Tochter, Du hast auch einmal von befehlen geschrieben. Alle die Ehrfurcht! Sonst gingt Ihr gar nicht so vornehm mit mir um, das ist bloß seitdem Schleiermacher die Adels getraut hat. Ich denke aber, mit der Gegenwart wird es sich geben. Da werde ich Dir die lieben Hände küssen, und Du wirst befehlen, und Gabriele wird sich oft über mich mokieren, wie sie immer tut. Bülow neckt Flemmingen den ganzen ausgeschlagenen Tag, dennoch sind beide ewig zusammen.

Lebe wohl, mein ewig teures, bestes Herz, es ist fast 2 Uhr, ich küsse noch Dein Bild wie alle Abend und alle Morgen und gehe dann zu Bett. Umarme die Kinder. Ewig Dein H.



*) Es bewarb sich zu dieser Zeit ein schwedischer Diplomat um Carolinens Hand.

**) Dorothea, Tochter Moses Mendelssohns, geb. 1763, † 1839, in erster Ehe verm. mit Simon Veit, in zweiter Ehe mit Friedrich v. Schlegel. Vgl. Bd. I.



Es ist die erste sichere Gelegenheit, die sich mir darbietet, Dir zu schreiben, geliebtes Herz, seitdem Du mir über den einfältigen Klatsch, den man mir bei Gneisenau gemacht hat, geschrieben hast. Ich leugne Dir nicht, daß er mir empfindlich und schmerzlich gewesen ist. Ich habe nicht ganz die Geistesruhe, die Du in solchen Dingen hast, und es berührt in mir tiefere Seiten des Gemüths, weil es einmal meiner Natur eigen ist, Menschen, Begebenheiten nicht allein mit dem Verstande, sondern mit der Inspiration des Gemüths zu messen. Daher schmerzt es mich auf doppelte Weise, wenn ich falsch beurtheilt werde. Dir ist es am besten bekannt, was ich von Gneisenau immer gedacht habe, aber ich hätte denken sollen, daß die Art, wie ich es ihm selbst gezeigt habe, ihm keinen Zweifel über die Wahrhaftigkeit meiner Gesinnungen hätte lassen können, und insofern schmerzt es mich doch auch von ihm, daß er solchen Lügen Gehör hat geben können. Was die Verleumdung selbst betrifft, so beweist sie mir, daß es hier Menschen gibt, die einem direkt zu schaden streben, vielleicht auf weitaussehende Zeit hin, die Vereinigung gut- und kräftig gesinnter Menschen zu untergraben suchen. Mir sucht man verleumdende Redensarten in den Mund zu legen, Dir schiebt man Pläne unersättlichen Ehrgeizes unter und verbreitet unter der Hand, daß man Dich darum nicht ins Ministerium nehmen könne, weil bei allen großen Talenten, unermüdlichem Fleiß usw. Du immer höher streben, und Dich nur mit der Stelle des Staatskanzlers begnügen würdest. Über Gneisenau läßt man für das Militärische ungefähr dieselben Absichten kursieren. Es gibt hier eine Partei, die das Eminente in jeder Art gern zurückdrängt, das ist gewiß, und die dem persönlichen Interesse selbst das Verdienst, was nicht abzuleugnen ist, unterordnet. Runth wird Dir mündlich aufs klarste auseinander

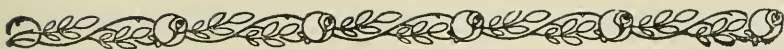


setzen, was auch so die Gut-, die Einfachgesinnten sich denken, wie sie doch alle, bei dem herzlichen Wunsch, Dich hier in Tätigkeit zu sehen, denken und meinen, Du wollest zu hoch hinaus. Aber nicht nur gutgesinnte Geschäftsleute allein, auch die nächsten Umgebungen des Königs sind in dieser Meinung und Ansicht. Ich habe es oft an einzelnen Worten der Prinzess Luise gemerkt, und Schilden*) hat es leztthin an Rauch deutlich und mit klaren Worten gesagt (der König läßt sich so in den langen Tagen in Charlottenburg wohl so über diesen und jenen aus), daß Dir der Sinn so hoch stünde, daß ein Ministerium im Innern Dir deshalb nicht anstünde. Der Staatskanzler ist wohl freier von dieser Ansicht über dich, weil er überhaupt die Menschen wohl tiefer ergreift und beurteilt, doch tut man gewiß das Mögliche, um Menschen wie Du bist von ihm zu entfernen.

Jordan spielt bei des Kanzlers Kränklichkeit und der Last seiner Geschäfte ganz vorzüglich den Minister der auswärtigen Geschäfte, der Staatskanzler selbst hat die Manie, seine zunehmende Gesundheitschwäche nicht einzugestehen, und so wie die Dinge organisiert sind, so bin ich überzeugt, würde er, wenn er Dich neben sich stellte, Dich wie einen Roadjutor betrachten, denn man würde Dich ihm so bezeichnen.

Mit des Kanzlers Gesundheit ging es übrigens diesmal wirklich schlecht, ich weiß es durch Koreff genau, der in keiner geringen Sorge um ihn war. Sein Körper ist sehr haufällig, das ist nicht zu leugnen, und Koreff sieht ihn nicht ohne große Besorgnis nach Karlsbad gehen, welches immer ein ungemein angreifendes und heroisches Mittel ist. Vor acht Tagen war es noch nicht entschieden, daß Koreff mitgehen sollte, und des Staatskanzlers Frau sagte mit einem tiefen Seufzer: „Ach, Jordan will ihn da allein haben.“

*) August v. Schilden, † 1851, Kammerherr und Oberhofmeister „im Hofstaat Ihrer Majestät der höchstseligen Königin Luise“.



Vor kurzem ist hier eine närrische Szene gewesen. Ein junger Leutnant Plewe, aus Preußen gebürtig, ist mit Urlaub bei seinem Vater in Preußen gewesen, beim Zurückkommen meldet er sich beim König, wie es alle tun müssen (der Plewe steht bei der Garde). Der König fragt: „wie es ginge“? Der Plewe antwortet: „Schlecht. Euer Majestät, sagt er, sind nicht so bedient, sind bis auf wenige Ausnahmen nicht so vertreten, wie Sie es zu sein verdienen.“ Darauf fragt der König: „wie das zu verstehen sei“? Und nun erfolgt von dem Leutnant eine Auseinandersetzung, wie der Landmann gedrückt, wie das Versprochene nicht erfüllt, wie der Name des Königs mißbraucht werde. Der König hat erwidert: „Plewe, Sie sind exaltiert, oder andere Menschen gebrauchen Sie zu ihren Zwecken,“ worauf denn der Plewe versichert hat, daß er die lautere Wahrheit sage, und für alles einstehen wolle, was er gesagt habe.

Das Berliner Publikum und der König mit der Familie (wohl mit Ausnahme des Prinzen und der Prinzess Wilhelm und der Prinzess Luise, die darin einen feineren Sinn haben) sind im Krieg und Widerspruch über die französischen Tänzer. Du wirst wohl gehört haben, daß der König Madame Anatole Gosselin und ihren Mann hat kommen lassen. Darüber ist nun die antifranzösische Partei mehr entrüstet, als die Sache es verdient. Das hat den König sehr verdrossen. Aus Widerspruchsgeist geht er nun sogar in die Balletproben. Er hat gesagt, ich habe gemeint, den Berlinern eine Freude zu machen, ich liebe wahrhaftig die Franzosen auch nicht, das können sie wohl denken, aber tanzen tun sie doch besser wie die hiesigen. Dies alles mit manchen dabei vorgefallenen Anekdoten ist die Neckerei der letzten Wochen gewesen.

Tiefer und ernster ist der Einfluß, den, wie viele Menschen behaupten, Ancillon auf den Kronprinzen ausübt und immer mehr gewinnt. Auch seine schlichte, gradgesinnte, deutsche Denkungsart soll er zu untergraben suchen und der Kronprinz sich seit einem



Jahr sehr verändert haben. Ich weiß nicht, ob diese Bemerkung wahr ist, aber der Glaube an Ancillons Gefährlichkeit und weit-aussehende Plane ist sehr allgemein.

7. Mai

Der Gebrauch des Karlsbades wird wieder bestritten . . . Ich verhalte mich ruhig. Wir wollen das Menschenmögliche tun, was Carolinen aufhelfen kann. Ich kann nicht leugnen, daß die Woche vor dieser mich sehr ernstlich wieder besorgt gemacht hat. Carolinens Hingeben an den Schmerz, ohne allen Widerstand, deutet doch auf eine beinahe mehr wie zarte, auf eine wirklich schwache Konstitution. Du kannst Dir gar nicht denken, wie schlimm sie ausgesehen hat. Für mich hat das etwas so zerreißen des, daß ich's mit keinen Worten aussprechen kann. Wie tief mich der Verlust eines jeden Kindes treffen würde, Carolinens Verlust würde mich zerstören. Sie hat noch so wenig Freude gehabt! Oh, Gott wolle ihr doch Gesundheit geben!

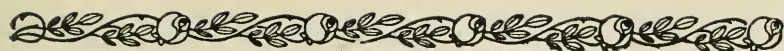
Hermann geht übermorgen. Er ist gefaßt und froh, und wir zeigen ihm nicht, wie weh uns die Trennung tut, um seinen Frohsinn zu erhalten. Ich habe darauf Verzicht getan, ihn nach Frankfurt zu bringen, ich bin nicht wohl genug, und Caroline so lange allein zu lassen möchte ich auch nicht, so will ich dem lieben Jungen denn hier meinen Segen geben und ihn allein mit Heyse*) ziehen lassen.

Ja, liebes Herz, die schöne Zeit wird gewiß wiederkommen, wo wir wieder nebeneinander sein werden, mich dünkt, ich fühl es im ahnenden Sinn. Ich muß aber immer sagen dürfen: „bleibe mir gut“. Wenn ich es auch noch so sehr weiß, so ist es doch so süß, es immer aufs neue zu bitten. Gebet und Liebe sind ja eins.

Nun Adieu, meine Seele, ewig Dein.



*) Hofmeister des kleinen Hermann, Vater des Dichters Paul Heyse.



Wiso heut über einen Monat ist es möglich, daß ich bei Dir bin. Ich kann es Dir nicht sagen, meine Seele, wie mich das freut und bis ins innerste Herz glücklich macht. . .

In Fulda trittst Du in mein Reich ein. Zwar gehört es jetzt Hessen, allein ich habe noch immer die Leitung unserer Geschäfte dort. Zwischen Fulda und hier komme ich selber Dir entgegen. In Erfurt, wenn Du Dich dort etwas aufhältst, laß doch den Vizepräsidenten Mos*) bitten, zu Dir zu kommen. Ich habe einen Teil des Winters mit ihm gearbeitet, er ist einer der bravsten und einsichtsvollsten Männer, die bei uns dienen, und mir sehr zugetan.

Danke Nicolovius sehr herzlich, teures Kind, für den sehr hübschen und außerordentlich freundschaftlichen Brief, den er mir geschrieben hat. Mit Algens ist die Sache jetzt ziemlich verblutet. Sie schreibt mir wirklich hübsch, daß sie das von abgelegt hätte wie ein neues Kleid, das einem noch nicht recht sitzt. Mich hat das sehr frappiert und lachen gemacht. Es ist eigentlich das, was den Neugeadelten immer und ewig ein Geheimnis bleibt. Sie kommen nie dahinter, daß das neue Kleid ihnen nie paßt, wenn sie auch Methusalems Alter erreichten. Ich halte auf den Adel politisch gar nicht viel und bin darin sehr auseinander mit Stein und Carolinen, allein gesellschaftlich behaupte ich ewig fort, daß, wer nicht adelig geboren ist, beim größten Talent, entschlossensten und lebenswürdigsten Charakter immer in gewissen Gelegenheiten gewisse Inkonvenients behält, und daß seine Klugheit, die meist Einfachheit sein kann, nur darin bestehen kann, diese Gelegenheiten zu vermeiden. Darüber bin ich wieder im größten Streit mit der Cüstine, die immer gegen den Adel in dieser Art ist.

*) Friedrich Christian Adolf v. Mos, geb. 1775, † 1830, der spätere bedeutende preußische Finanzminister.



Der Graf Hochberg *), der hier durchgekommen ist, erzählt, der Kanzler ginge in der Mitte des Junius an den Rhein, die Rheinprovinz zu durchreisen. Bisher aber hörte ich immer, er und der König kämen erst nach der Badereise hierher. Mir wäre es umgekehrt lieber, weil ich dann den Kanzler noch hier zu sehen Hoffnung hätte. Mich soll wundern, ob Du ihn noch einmal ordentlich allein sprechen wirst vor Deiner Abreise. Er täte es gewiß gern, aber das ist das einzige, was ich an ihm nicht gern habe, daß er sich nie so einrichtet, Zeit übrig zu haben. Es kann kein Geschäft ohne Muße gehen.

Lebe wohl, mein einziges süßestes Leben. Ewig Dein.



107. Caroline an Humboldt

Berlin, 11. Mai 1816

Es heißt, es geht heute ein Kurier, der Feldjäger Sonnenburg, der die Kiste mit Silber bringen sollte. Ob's wahr ist, wird sich zeigen, ich schreibe indessen mit der Post, soweit die arge Packerei im Hause es gestatten will, denn ich schicke eben eine Fuhr nach Tegel. Man ist nie reicher als wenn man auszieht.

Mein lieber Hermann ist fort. Ach, das Haus ist sehr, sehr einsam und still seitdem geworden. Seine Fassung hielt sich bis zur letzten Umarmung, wo ihm Tränen in die Augen kamen, aber kein Widerspruch, kein Wunsch, mit mir fortzureisen. Alles ging ohne heftigen Kampf, ohne Kampf eigentlich über. Wie doch Kinder sind! Am Abend, beim Zubettegehen, konnte er sich nicht von mir

*) Leopold, geb. 1790, † 1852, Sohn des Großherzogs Karl Friedrich aus der zweiten Ehe mit Luise Geyer von Geyersberg, wurde durch Dekret vom 4. Oktober 1817 als ebenbürtig anerkannt und 1830 Großherzog von Baden.



trennen, und auf Jahre vielleicht, und wahrscheinlich, trennt er sich ohne Widerspruch.

Wie er fort war, habe ich viel geweint. Allein ich habe meiner Überzeugung nach das einzig Passende getan, so wird Gott ja weiter helfen.

Gestern habe ich bei der Cour der Königin der Niederlande*) den Staatskanzler gesehen und gesprochen, er meinte, Du würdest vor dem Juli nicht fortkommen. Mir ist es unter diesen Umständen ein Trost, ich muß es nur gestehen, die Ärzte wünschen das Karlsbad. Bedauere mich, geliebtes Herz, es ist das Fataleste, was mir geschehen konnte. Der Staatskanzler kommt zwar auch hin, allein wer sieht ihn? Auch kommt er später. Ich reise den 20. ab. Gott gebe mir die Freude, am 22. Juni bei Dir zu sein!

Nun Adieu, liebes Herz, die Kinder küssen Dir die Hände, obgleich Du nichts von ihrer Untertänigkeit wissen willst.

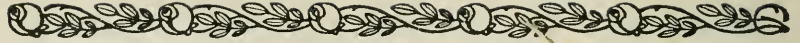


108. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 13. Mai 1816

Ich sehe Deinem Brief, den Du mir durch eine Gelegenheit verheißest, mit großem Verlangen entgegen. Ich vermute, daß Du mir darin manches schreiben wirst, was Du der Post nicht anvertrauen willst. Im Grunde zwar haben wir wenig uns auf diese Weise zu sagen. Ich verlange nichts und suche nichts. Auf die Dotation habe ich längst Verzicht getan. Im Dienst verlange ich nur so viel, daß ich mein eigenes Vermögen nicht verringere, verlasse ich ihn, mache ich auf nichts Anspruch. Das Sagen nach Pensionen ist mir in der Seele verhaßt. Wenn also auch der

*) Wilhelmine, geb. 1774, † 1837, Schwester Friedrich Wilhelms III., verm. 1791 mit dem damaligen Erbprinzen, seit 1815 Wilhelm I., König der Niederlande.

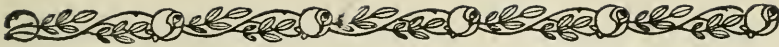


Staatskanzler Dich allein gesprochen haben sollte, so bin ich in aller dieser Hinsicht nicht neugierig auf das, was er gesagt hat. Ich bin es aber allerdings sehr in Rücksicht auf ihn selbst, da ich eine große Liebe und Achtung für ihn habe und in mir, wenn ich auch nichts Bestimmtes weiß, überzeugt bin, daß er nicht recht zufrieden ist. Die öffentlichen Geschäfte gehen bei weitem nicht wie sie sollten, und es ist dies nicht ohne seine Schuld. So trefflich und gut er im einzelnen ist, so ist ein eingewurzelter Mangel in ihm, der sich durch nichts mehr ändern läßt, daß er zu viel allein und selbst thun will, daß er dadurch, wie er getan hat, den Geschäftsgang und die vernünftige Verantwortlichkeit zerstört, und sehr in den Fall kommt, daß sein Vertrauen gemißbraucht wird. In seinen Privatverhältnissen mögen auch oft Unannehmlichkeiten vorgehen. Ich habe sogar neulich hier selbst erzählen hören, daß seine letzte Krankheit aus einem Privatverdruß entstanden sei. Solltest Du ihn an dem Tage, der vielleicht nur zwischen Deiner Abreise und dem Empfang dieses Briefes ist, noch sehen, so sage ihm recht herzlich, daß meine Freundschaft und Anhänglichkeit zu ihm immer dieselbe bleiben wird.

Mit Gneisenau bin ich sehr gut im jetzigen Augenblick. Er hat sich selbst genähert, und ich bin ihm gern auch von meiner Seite entgegengekommen. Er ist und bleibt immer einer von denen, auf die in jeder Zeit sehr zu zählen ist, und wenn man seine eigene Selbständigkeit ihm gegenüber nicht aufgibt, so läuft man nicht Gefahr von einzelnen Einfällen oder Aufwallungen in ihm fortgerissen zu werden.

Stein ist schon seit Wochen auf seinem Schloß Nassau. Wir wollen ihn dort besuchen. Ohne vorher bestimmen zu wollen, ob er Dir gefallen wird, wie er jetzt ist, denn ehemals hast Du ihn ja gesehen, ist es mir ordentlich wichtig, daß Du ihn kennst. Er ist wohler und heiterer als ich ihn sonst gekannt habe, allein wun-

246



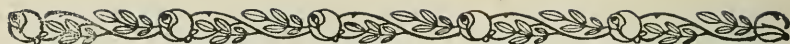
derbarerweise hat er doch in sich die Überzeugung, daß, wenn er nicht mehr in Geschäften ist, sein Leben auch keinen Wert mehr als höchstens für seinen eigenen Genuß hat. Was er sonst tut und treibt, kommt ihm bloß wie ein Spiel vor, so tief und ernsthaft er sich auch mit einigen Dingen, namentlich mit deutscher Geschichte beschäftigt.

Daß Du wieder gelitten hast, schmerzt mich unendlich. . . . Sage immer, teures Kind, „bleibe mir gut“. Es ist noch viel süßer es zu hören. Aber sicher kannst Du gewiß sein. Die Leute nennen mich kalt und so umgränzt in mir, daß ich keines Menschen bedürfe. Zum Teil ist es auch nicht unwahr. Aber es ist es nur mit Ausnahme von Dir. Du bist so in alles mein Denken und Sein verwebt, daß ich ohne die Gewißheit Deiner Liebe nicht leben könnte, und ohne Dich selbst nur so, daß ich in jeder Minute, wie ich erwache bis ich einschlafe, fühle, daß keine Entbehrung auf Erden mir gleich schmerzlich sein würde. Darum wünsche ich Dich ganz meinettwegen zu mir her, das leugne ich nicht. Aber dann bin ich doch auch überzeugt, daß, wenn Du nicht Dich darum nun wieder von den Kindern trennen müßtest, Du selbst glücklicher bei mir bist. Wenn Du so allein mit den Kindern bist, wie lieb sie Dich auch haben, lebst Du eigentlich für sie. Wenn Du mit mir bist, ist doch einer, der gewiß ganz für Dich lebt und nichts anderes wünscht und will. Dann ist doch auch eine andere Vertraulichkeit unter uns, und in vielem, was in Dir ist, kann nur ich Dich verstehen und Dir begegnen. Wenn ich nicht darauf rechnete, nicht überzeugt wäre, daß Du gewiß mit mir zufrieden sein wirst, ertrüge ich den Gedanken nicht, Dich so aus einem Verhältnis zu reißen, das Dir sonst vielen Genuß gibt.

Lebe wohl, meine innigstgeliebte Seele.

Ewig Dein H.





109. Caroline an Humboldt

Den 19. oder vielmehr beim
Anbruch des 20. Mai 1816

Ich habe Deinen Brief vom 14. bekommen und antworte von Burgörner aus. Ich reise morgen. Ich bin durch, durch die ungeheure Packerei, es ging mir nie so schwer von der Hand wie diesmal, ich weiß nicht wie es kam. Abelschen ist fort, heute vormittag. Da sie mit denselben Pferden geht bis Cöthen, wohin für sie und mich Burgörnersche Pferde bestellt sind, so mußte sie einen Tag Vorsprung haben.

Ach, bei Hermannchen soll die ungeheuerste Sehnsucht eingetreten sein! Laß uns hoffen, daß alles gut gehen wird. Sonntag war ich in Glienecke, wo ich sehr freundlich aufgenommen wurde, Montag in Tegel, alles Abschiede. Von Glienecke kam ich erst nachts 1 Uhr zurück. Ich fand den lieben Staatskanzler munter und wohl aussehend, ordentlich kräftig. Er schien sich zu freuen, daß ich nach Karlsbad gehe. Ich freue mich nicht. Meine Gesundheit war leidlich in diesen Tagen. So eine Abreise ist etwas Fürchterliches, wenn es ein völliger Aufbruch ist. Lebe wohl, in sechs Wochen bin ich doch bei Dir.

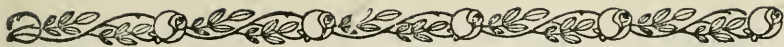


110. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 21. Mai 1816

Ich habe heute Briefe aus Paris gehabt, daß die ersten anderthalb Millionen Franken für Reklamationen in Paris bezahlt sind. Eine halbe Million kommt in unsere Rheinprovinzen, aber eine Million nach Magdeburg, als Bezahlung einer gezwungenen Anleihe, die der französische Gouverneur während der Belagerung gemacht hat. So gerecht auch diese Wiedererstattung ist, so habe ich immer ein Wunder darüber, daß so etwas wirklich bezahlt wird. Wie ich in Paris darüber negozierte, glaubte

248



ich gar nicht, daß es ginge, denn eine gezwungene Anleihe ist eine Art Steuer. Ich machte indes keine andere Finesse, als daß ich das Wort „gezwungen“ wegließ, und so ging es. Ich behauptete noch immer, daß die Franzosen viele Dinge in diesen Verhandlungen nie recht begriffen haben, sonst wären sie sie nicht eingegangen. Närrisch ist auch, daß nun nach meiner Konvention, die ich zwar für alle Höfe schloß, um die sich aber kein Mensch bekümmerte, sondern alle nur immer lachten und spotteten, von Florenz bis Hamburg reklamiert und liquidirt wird. Zu gleicher Zeit mit unsern anderthalb Millionen hat Hamburg auch eine beträchtliche Summe, und alle übrigen zusammen haben über vier Millionen bekommen. Es hat aber doch wieder Mühe gekostet, indes hat sich Goltz gut genommen.

Wie habe ich denn geschrieben, mein bestes Wesen, daß Du immer im Lachen geblieben bist? Ich dachte gar nicht, daß ich hübsch schreibe, aber den Scherz habe ich, das ist wahr, immer mitten im Ernst, und wenn die Dinge mich selbst bloß betreffen, selbst im Verdruß und der Wehmut. Darum denke ich auch immer, wirst Du Dich doch bei mir amüsieren. Denn ich habe wieder auch das, daß ich immer zu Hause amüsanter bin als in Gesellschaft. Du mußt nicht lachen, daß ich so auf Dein Amüsement denke. Ich weiß recht gut und könnte schwer leben, wenn ich's nicht wüßte, wie gut Du mir bist, meine beste Seele. Aber das Amüsement des Lebens ist doch noch etwas anderes, und wieviel Freude und Glück man sich auch durch das bloße Zusammensein gibt, so kann man doch noch immer den anderen besonders erfreuen mit dem, was er gerade gern hat, und dahin nur, nicht so ins tiefere Leben, setze ich das Amüsement, das ich Dir schaffen möchte.

Ich war neulich in Alschaffenburg mit Flemming bei dem Kronprinzen von Bayern, den ich immer gern habe, und der gegen mich ungemein freundschaftlich ist. Ich war der erste, der ihn von Frank-



furt aus besuchte, was er sehr hoch aufnahm. Seine Frau, Du weißt, daß sie eine Prinzessin von Hildburghausen*) ist, scheint sehr gut und ist gewiß sehr hübsch, eine der hübschesten Fürstinnen, die ich gesehen habe. Der Kronprinz hat sich sehr nach Dir und Adelheid erkundigt, und ob sie schon Kinder hätte. Die Franzosen haßt er noch wie sonst. Er läßt durch den Klenze**), der bei uns in Rom war, ein Gebäude für seine Statuen bauen, das 800000 Gulden kosten wird.



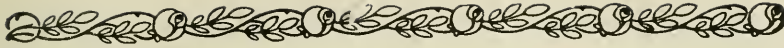
111. Caroline an Humboldt

Burgörner, 24. Mai 1816

Wir haben die Reise von Berlin hierher ohne allen Unfall gemacht, liebster Wilhelm, den 20. früh 11 Uhr fuhren wir von Berlin ab. Es ging zuletzt noch sehr bunt zu, mehrere Bekannte waren noch da, um uns in den Wagen zu begleiten, wie Rauch, Rohlfrausch, Amalie v. Stein, Wolfart, die ganze Hedemannsche Familie, um die Schlüssel des Quartiers in Empfang zu nehmen, und dazwischen noch immer Packerei, Ordnen, Laufen, Rennen. Ich war ganz froh, endlich in dem Wagen zu sitzen. Es gibt einen Punkt, wo man abbrechen muß und das Fortfahren eine Wohltat wird. Das Packen, Ordnen, Auseinanderkramen ist mir überdem nie so schwer geworden wie diesmal. In Glienecke hielt ich an und sah und sprach den Staatskanzler noch einige Augenblicke. Er wünscht sehr, Dich vor dem Gehen nach Paris noch einmal zu sehen, er sagte mir, „man hat sich so lange nicht gesehen, so vieles wäre zu besprechen“. Ich glaube, er sähe es gern, wenn Du mit Deinem Geschäft in Frankfurt fertig, ihn in Karlsbad sprächest. Mir wäre es eben recht, wir reisten dann zu-

*) Therese, geb. 1792, † 1854, seit 1810 mit dem Kronprinzen vermählt.

**) Leo v. Klenze, geb. 1784, † 1864, Erbauer der Glyptothek und anderer bedeutender Gebäude in München.



sammen. Er sagte, er werde den 15. in Karlsbad eintreffen, drei Wochen bleiben und dann nach Dobberan gehen. Er nimmt seine Frau und Koreff mit. Letzteres ist mir wegen Caroline ungemein lieb. Caroline ist leidlich wohl auf der Herreise gewesen, ich magnetisiere sie, und mit der unausgesetztesten Aufmerksamkeit erhalte ich ihr das Gemüt heiter. Den zweiten Tag, abends, erreichten wir Ubelheid in Dessau, wir aßen zusammen zur Nacht und machten den übrigen Weg zusammen. In Cöthen fanden wir den Amtmann Bothe und Burgörnersche Pferde.

Burgörner hat uns sehr freundlich empfangen, warmes Wetter, Sonnenschein, und das erste reizende Grün des Frühlings. Allein die Winterernte steht schlecht . . .

Bothe jammert, die Bauern von Sieröleben kommen ein um Remission des Zehnten. Wie dies alles noch werden wird, sehe ich noch nicht klar ein, ich erwarte Dunkeln, um mich in diesem Labyrinth zu finden. Was mich auf eine sehr unangenehme Weise frappiert hat, ist die sichtbare Degradation des Wohnhauses, ich sehe ab, daß notwendig etwas daran geschehen muß, und es geht mir sehr durch den Kopf, daß ich nicht einmal lang genug hierbleibe, um Rücksprache mit einem Sachverständigen zu nehmen. . . .

Weihe*) greift immer mehr um sich im Ankauf von Bauer-acker. Er hat die Bauern während seiner langjährigen Pachtjahre, wie natürlich, oft in Brodkorn unterstützt, hat außerdem Dienstgelder von ihnen zu empfangen. Kleine Summen, als Rückzahlungen gerechnet, hat er nie angenommen, eher wenn ihm einer 10 oder 15 Taler schuldig gewesen, ihm noch 10 oder 15 dazugegeben, so daß es ein namhaftes kleines Kapital geworden. Soviel können die meisten nun nicht bezahlen und veräußern nun ihre Acker, weil er sie drängt. Da dies mir aber aus den Unter-

*) Der Pächter.



tanen in Burgörner eine Horde Bettler macht, so glaube ich, daß man es steuern muß, was nunmehr, wo wir die Gerichte haben, auch leichter ist, da jeder Verkauf bei uns angezeigt werden muß. Etwas Geld wird es uns kosten, allein ich glaube, Du bist derselben Meinung. . . .

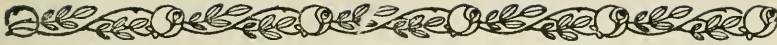


112. Caroline an Humboldt

Leipzig, 28. Mai 1816

Was wird mein liebes Herz sagen, daß ich von hier aus schreibe? Nachdem ich am Freitag in Burgörner meinen Brief geschlossen hatte, brachte der von Bettstädt zurückkommende Postbote mir einen Brief des Grafen Bombelles*), der mir von Dresden aus schrieb, daß er den 25. in Gotha eintreffen wolle, um seine Frau abzuholen, und den 27. abends mit ihr hier sein, den 28. und 29. wolle er hier bleiben, damit sie sich mit Carolinen sehen und aussprechen könne, und den 30. müsse er nach Dresden aufbrechen. Diese Nachricht vermochte mich also, gestern früh Burgörner zu verlassen. Ich kam am Abend hier an, wie unangenehm es mir auch war, von diesen letzten Tagen mit Ubelheid einen aufzugeben, allein auch heut, es ist Mittag, ist Ida mit ihrem Mann noch nicht angekommen, und Du kannst denken, daß ich wie auf Kohlen sitze. August wollte mich nicht herbegleiten, er meinte, da sein Urlaub nicht auf hierher gestellt wäre, ginge es nicht. August und Ubelheid werden mich den 5. verlassen und über Aulieben in die Gegend von Nordheim gehen, wo des Onkels Gut, Doste, liegt. Noch ist Ubelheid guten Muts, ach, den Kindern ist es wohl überhaupt nie so zumut wie den Eltern!

*) Graf Ludwig Bombelles, geb. 1783, † 1843, österreichischer Gesandter in Sachsen, später in der Schweiz, Gatte von Ida Brun.



Abends

Ida ist angekommen, süßes Herz. Sie haben in Weimar den Wagen gebrochen, welches sie acht Stunden retardiert hat. Ich schließe meinen Brief, weil ich doch nun nicht mehr schreiben kann. Caroline ist ganz glücklich, Ida ist durchaus dieselbe.

Adieu, tausendmal umarme ich Dich, und die Kinder grüßen zärtlichst.



113. Caroline an Humboldt

Burgörner, 31. Mai 1816

Estern abend bin ich glücklich, obgleich etwas spät, mit Carolinen und Gabriellen von Leipzig zurückgekommen, mein liebes, bestes, treuestes Herz. Ich bin heut von dem Leipziger Treiben, von der ziemlich starken Fahrt bei bösen Wegen müde, doch bin ich leidlich wohl. Caroline ist sehr über meine Bereitwilligkeit zu dieser Partie gerührt und ist von dem Anblick und der Liebe ihrer Freundin sehr erquickt. Wirklich bewegt von unserem Kommen und unserer Liebe für Ida war Bombelles, und man kann nicht leugnen, daß man ihm nicht unhold sein kann, wenn er sich in seinem Empfinden gehen läßt. Dennoch hätte ich ihn nicht heiraten mögen, ihm auch keine meiner Mädchen geben. Wir werden mündlich mehr darüber reden. Ida und Bombelles, Ida vor allem, grüßen Dich sehr. Sie ist ziemlich dieselbe geblieben, nur etwas ernster ist sie geworden. Caroline wird mir um der tiefen Liebe ihres Gemüths willen immer lieber.

In Frankreich scheinen ja doch bedeutend unruhige Auftritte gewesen zu sein? Du sagst gar nichts?

Hermanu*) in Leipzig hatte versprochen zu mir zu kommen, ich hatte ihm geschrieben, er ist aber nicht erschienen.

*) Der Philologe, siehe S. 146.



Montag schreibe ich wieder, heute umarme ich Dich, die Kinder grüßen, und ich bin ewig Deine
Li.



114. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 28. Mai 1816

ch habe einen Posttag überschlagen, liebe Li. Ich hatte unglaublich viel zu tun; es waren so von den Tagen, in welchen manchmal wie durch eine magisch feindliche Kraft alles auf einmal zusammen kommt. Auch habe ich den großen Kampf mit Darmstadt gekämpft, das sich sehr weigerte, die Wittgensteins abzugeben, ohne mehr dafür zu bekommen. Indes ist es gegangen und die Sache so abgemacht, daß nicht leicht neue Schwierigkeiten entstehen können.

Runth kam leider gerade in den Tagen, wo ich fast keine Stunde für mich hatte. Den Tag seiner Ankunft fand er mich um 6 Uhr am Tisch. Man ist hier gewöhnlich um 2, aber ich hatte eine siebenstündige Konferenz gehabt, über die hier viel geschertzt wird und wo man behauptet, ich hätte die Leute mürbe und halb tot gemacht, und die andern zwei Tage, die er hier war, ging es nicht viel besser. Doch hat er immer bei mir gegessen und ist dann einige Stunden den Nachmittag geblieben. Bei seiner weitläufigen Manier zu erzählen und zu reden, spricht man in vielen Stunden doch wenig ab. Bei Tische waren wir auch nicht allein. Auf diese Weise haben wir über mein Vermögen, meine Geschäfte und Tegel kaum einige flüchtige Worte gesprochen.

Die Barmhagen unterrichtet die Cüstine im Deutschen. Überhaupt ist unter diesen beiden eine engere Freundschaft entstanden, als ich mir gedacht hätte. Mit der Schlegel dagegen geht die Cüstine gar nicht um. Seit Steins auf das Land gegangen sind, was nun ein paar Wochen her sind, lebe ich noch einsamer als sonst.



Zur Cüstine komme ich nur alle drei, vier Tage den Abend einmal, sonst bin ich immer zu Hause. Ich tue es nicht gerade mehr zu arbeiten, denn am Ende tut man weniger, wenn man viel Zeit hat, und mehr im Gedränge, aber die Gesellschaft ist mir in den Tod zuwider. Ich habe nicht gerade Langerweile mit den Menschen, aber es läßt mich zu unendlich leer, unter ihnen zu sein, daß immer ein Entschluß vorher dazu gehört, und ein unangenehmes Gefühl nachher eintritt. In Paris werde ich mich indes doch wieder daran gewöhnen müssen. Es wird mir aber auch sauer genug werden.

Morgen kannst Du mich auch bedauern. Ich gehe nach Wilhelmsbad, wo der Kurfürst von Hessen*) ist. Es wird ein langweiliges Mittagessen sein. Er treibt ein entsetzliches Wesen unaufhörlich mit den Böpfen. Wo er reist, wachsen sie unter seinen Tritten.

Lebe wohl, innigst liebe Seele.



115. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 31. Mai 1816

...
Ich habe gestern einen himmlischen Brief von Ilgen bekommen. Er ist nunmehr wegen des Adels getröstet, da Nicolovius gemacht hat, daß ihm der Minister eine Art Entschuldigung darüber geschrieben hat. Allein es ist nun ein neues Unglück über ihn hereingebrochen. Der Tanzmeister der Schulpforta ist auf einmal der Menuetts überdrüssig geworden und will klettern und springen. Er hat an das Departement in Berlin geschrieben, um eine Turnübung bei der Schule anzulegen, und das Departement hat es bestätigt. Nun solltest Du Ilgen hören, es ist wie wenn eine Pute um den Teich geht, auf dem die aus-

*) Wilhelm I. geb. 1743, † 1821, seit 1803 Kurfürst von Hessen, 1806 von den Franzosen vertrieben, zog 1813 wieder ein.



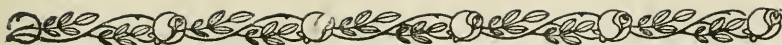
gebrüteten Enten schwimmen. Er sieht den Untergang der Schule voraus, sagt, daß er es der Schule, dem Vaterlande, der Nachkommenschaft, seinem Gewissen und Gott schuldig sei, das Turnwesen von der Schule abzuhalten, die köstlichste Perle der Preussischen Nation gehe damit verloren, seit 280 Jahren habe die Schule ohne Turnen die tüchtigsten Männer geliefert, die Blücher, die Wellington, die Bülow, die Gneisenau hätten wohl schwerlich auf einer Kletterstange gegessen, kurz, man müßte es drucken lassen. So albern das ist, so begreife ich freilich auch auf der anderen Seite, wie das Turnwesen auf einmal mit der klösterlichen Zucht der Schulpforte kontrastieren muß, und bewundere auch die Kühnheit des Departements, so bloß auf die Eingabe eines Tanzmeisters und ohne alle weitere Veranstaltungen, die Jugend loslassen zu wollen. Es hat nie eine Epoche gegeben, wo überall und auf allen Punkten die alte und neue Zeit in so schneidenden Kontrast getreten sind. In die Schulpforta, in die selbst die ganz gewöhnliche Sonne, die so alt wie die Welt ist, nur eben 90 Tage im Jahr eindringen kann, hatte nun die neue noch nie geschienen, und es ist überkomisch, daß der Tanzmeister nun die Neuerungen so mit einem Saltomortale hineinbringen will.



116. Caroline an Humboldt Burgörner, am zweiten Pfingsttag,
3. Juni 1816



singsten, das liebliche Fest, war gekommen — es ist aber gar nicht liebliches Wetter, süßes, liebes Wesen, und ich Arme soll mit den Kindern nach Helmsdorf fahren. Gestern war es ein hübscher Tag, wir waren in der Kirche in corpore und hatten nachher eine stundenlange Konferenz mit Saalfeld, dem Amtmann Bothe und Dunkern, denn Dunker kam am Freitag an, und es sind viele Dinge verhandelt worden. . . .



August und Adelheid reisen den 5. von hier ab. Das ist für mich ein bitterer Tag.

Ach Gott ja! leider, leider werde ich zu Deinem Geburtstag wieder nicht da sein, doch wird mein besseres, mein inneres Sein und Leben Dir nahe sein. Geliebtes, gutes Herz, das ist es ja immer. Ich wünsche Dir Glück zu den Summen, die aus Frankreich kommen. Dir, sage ich, denn Du hast sie doch durch Dein stilles Bemühen und Deine Standhaftigkeit und Unermüdlichkeit herausgebracht, und wenn sie auch nicht alle an Würdige kommen, so werden doch auch gewiß viele Tränen damit getrocknet, viele Sorgen erleichtert.



117. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 9. Junius 1816

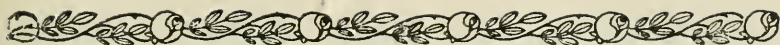
Die Reise nach Leipzig muß Dich sehr ermüdet haben. Es sind immer schreckliche Wege daherum, und es war nicht recht vorsichtig, daß Du spät am Abend gefahren bist. Wohl muß Caroline innig gerührt sein, teures Herz, von der Liebe, die Du ihr ununterbrochen beweisest, und mit der du eigentlich nur für sie lebst. Sie ist aber auch ein unendlich gutes Kind selbst und hat eine Anhänglichkeit der Gesinnung und eine Treue der Zuneigung, die in der That selten sind.

Ich habe Dir nicht von den Auftritten bei Grenoble geschrieben, weil ich eigentlich an nichts, das in Frankreich vorgeht, ein anderes Interesse nehme, als das, was unmittelbar Bezug auf Preußen oder uns privatim hat. Die Unruhen bei Grenoble haben mich nicht gewundert. Es ist ein großes Mißvergnügen in Frankreich, und es gibt noch immerfort eine ganze Klasse von Leuten, die sich die Gerechtigkeit antun, zu fühlen, daß an ihrer Existenz nichts gelegen ist, und sie daher für nichts und für bloße Illusionen,



die selbst bei ihnen nur augenblicklich sein mögen, auf's Spiel setzen. Wenn Du Dich erinnerst, ehe wir nach Spanien gingen, und gleich darauf, als wir wiederkamen, waren auch solche Lumpenauftritte und Verschwörungen von ganz unbekannten, dunklen Menschen. Aber da die Grenobler Sache eine solche Wendung genommen hat, so ist sie unstreitig ein großes Glück, und so ist es vielmehr besser, daß sie geschehen als unterblieben ist. Sie hing mit ähnlichen Plänen an mehreren Orten zusammen, daß sie hier gedämpft und durch blutigen Widerstand gedämpft wurde, macht sicher großen Eindruck und hindert nun ähnliche Ausbrüche. Frankreich ist in einer Lage, in der nur ein sehr großer Charakter und ein sehr großer Geist wahrhaft retten, die Ruhe wahrhaft schnell herstellen und dauernd erhalten könnte. Wo findet sich der jetzt in ganz Europa? Er ist immer selten und einzig. Allein auch so wird es gehen. Ich glaube nicht an solche Unruhen, die eigentlich die Verbündeten zum Mithandeln zwingen. Man kann sich in so etwas irren, aber meine Meinung ist es.

Ich danke Dir, liebe Seele, daß Du in Leipzig an Hermann gedacht hast. Er ist etwas leutescheu. Ich weiß, seit er mir die Einleitung schickte, auch nichts von ihm und dem Ugamemnon. Ich habe aber immer eine große Geduld in so etwas. Ich habe kürzlich wieder die ganze Iliade durchgelesen. Es ist unglaublich, wenn man den Homer, so wie ich, seit seinem 16. Jahre liebt und ewig wieder liest, wie sich das Leben in einzelne Verse verwebt. Es sind eine unglaubliche Menge, bei denen ich mich dieser oder jener Zeit, dieser oder jener Empfindung erinnere, wo sie mir lebhaft und immer zu meinem Heile vorschwebten. Ehemals ging es den meisten Menschen so mit der Bibel. Jetzt sind viele, die weder die Bibel noch den Homer so haben und gar nichts, was so aus dem Dunkel der Jahrhunderte aufsteigt und durchs ganze Leben zieht. Ich be-



greife eigentlich nicht, wie man so leben kann. Mir fällt, und nie ohne innere wohltätige Wirkung, bei jedem bedeutenden Vorfall eine Stelle eines Alten ein, viel öfter als ich's sage. Manche Verse aber sind mir auch nach so vielem Lesen wie neu, und als hätte ich sie nie gekannt. So ist mir einer aus dem 24. Buch so aufgefallen, daß er mir gar nicht aus der Seele kommt.

Πλητὸν γὰρ μοῖραι θυμὸν θέσαν ἀνθρώποισι *), denn duldsames Gemüt verlieh den Menschen das Schicksal. Es ist eine unglaubliche Wahrheit und Tiefe darin.

Lebe wohl, meine teure, einziggeliebte Li. Ewig Dein.



118. Caroline an Humboldt

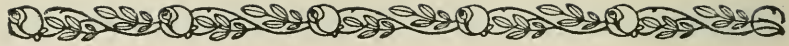
Hof, 11. Juni 1816

Mein theures Herz!

Wir sind den 8., wie ich es Dir schrieb, aus Burgörner abgereist und sind heut um 2 Uhr nachmittags hier ohne alle weitere Unfälle angekommen, obgleich es zwischen Naumburg und Gera ganz unglaublich schlimme, ausgefahrene Wege gibt. Der alte Reisewagen hat sich trefflich gehalten, und der Himmel wird ja geben, daß er uns übermorgen glücklich nach Karlsbad bringt.

Sonnabend kam ich mit den Kindern ziemlich spät in Pforta an. Irgens empfingen uns mit ganz außerordentlicher Liebe und Freude. Von ihrem unangenehmen Vorfall wegen des geglaubten Adels erwähnte sie nichts, so ließ auch ich es unberührt. Er schickt tausend fromme Wünsche zum Himmel, daß Du Minister des Kultus werden möchtest. Von Berlin aus wird er jetzt fürchterlich

*) Ilias XXIV, 49.



gepeinigt, er solle eine Turnanstalt im Institut anlegen. Das will ihm nun durchaus nicht in den Kopf. Ich habe mein Möglichstes getan, ihm eine andere Ansicht über das Turnen zu geben. Ich blieb noch den 9. bis 11 Uhr . . .



119. Caroline an Humboldt

Karlsbad, 14. Juni 1816

Meine teure, geliebte Seele!

Ich bin gestern glücklich hier angekommen und beeile mich, Dir zu schreiben. Meine Adresse ist: Zum römischen Kaiser, bei dem Bürgermeister Lochler, und damit Du auch ganz ruhig über die Anständigkeit meines Quartiers bist, (denn ich weiß, daß Du manchmal fürchtest, ich ließe mir hie und da etwas abgehen), so bemerke ich noch, daß unser Prinz Heinrich*) vor sechs Jahren hier im Hause in denselben Zimmern, die ich jetzt bewohne, gewohnt hat. Ich habe einen Salon mit sieben Fenstern nach drei Seiten hinaus und zwei Schlafzimmer, und Mädchen- und Bedienten-Zimmer. Ich bekomme alle Betten, Wäsche, Steingut, Gläser usw., was ich benötigt bin, und zahle 30 Florin wöchentlich.

So wie ich dies schreibe, schickt mir der Fürst von Neuwied**) Deinen lieben kleinen Brief. Auch ich hörte schon in Berlin, daß Gneisenau hierher kommen wolle, und freue mich, ihn wiederzusehen. Der Feldmarschall Blücher ist hier, Warburg, die Haasfeldsche***) Familie, der Hofmarschall Malshahn mit seiner schönen

*) Bruder Friedrich Wilhelms III., geb. 1781, † 1842.

**) Johann August Karl Fürst von Neuwied, geb. 1779, † 1836. 1806 mediatisiert.

***) Franz Ludwig Fürst v. Haasfeld, geb. 1756, † 1827; preussischer General, 1818 Gesandter im Haag, 1822 in Wien. Friderike, geborene Gräfin v. der Schulenburg-Rhenert, geb. 1779, † 1832.



Frau, kurz eine Menge Berliner. Für den König ist das schönste Haus auf der Wiese genommen und drei andere dazu. Die Elise Recke*) ist auch hier und die Herzogin, ihre Schwester.

Ich habe sehr lachen müssen, in Deinem Briefe vom 31. Irgens Wehklagen über die Turnübungen zu finden. In meinem letzten Brief aus Hof wirst Du gelesen haben, was ich Dir darüber schrieb. Im Grunde hat Irgen recht, daß eine solche Anstalt wie das Turnen notwendig die ganze Einrichtung einer Schule, wie Pforta ist, ändern muß, nur hat er auch wieder Unrecht, nicht erkennen zu wollen, daß die Jüngens, die jetzt zu Männern heranreifen, notwendig eine andere Bildung bekommen müssen, wie die, mit denen er selbst groß geworden ist. Ich glaube, ich habe ihn, ich will nicht sagen durchaus zum Turnen bekehrt, doch eine andere und ernstere Ansicht darüber gegeben. Von der Irgen lege ich ein paar Zeilen bei, aus denen Du entnehmen wirst, wie liebenswürdig ich in Pforta gewesen sein muß, da Irgen alle Grillen vergangen sein sollen. Ich war, ich kann's nicht leugnen, sehr bewegt von der Freundlichkeit der Aufnahme, von dem Ungedenken früherer Jahre, von dem meines unvergeßlichen, lieben, seligen Wilhelms. Das Wort selig ist doch ein recht schönes, recht tiefbedeutungsvolles Wort für die Toten.



120. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 14. Juni 1816

Ich wurde durch einen Brief Schenkendorfs**) gestört, der mir vier Gedichte auf den Tod der Kaiserin von Österreich schickt, die nach dem Eindruck, wie ich sie eben gelesen, das Schönste und Rührendste sind, was mir lange vor-

*) Elisa v. d. Recke, geb. Gräfin Medem, geb. 1754, † 1833; Schwester der Herzogin Biron von Kurland.

**) Max v. Schenkendorf, geb. 1783, † 1817.



gekommen ist. Es sind in allen vier Gedichten kaum ein paar Verse, die man lieber anders hätte. Ich behaupte immer, daß es unter allen, die neuerlich gedichtet haben, der ist, der am meisten Dichterkraft und Dichtermilde besitzt, und es liegt wohl nur an Zufälligkeiten, daß er sich nicht in etwas Großem entwickelt hat. Es kann sein, daß mich das erste Lesen zu sehr überrascht hat, aber ich finde sie unendlich schön. Sie sind auch wieder eine wahre und würdige Verehrung der Frauen, was Schenkendorf vor allem eigen ist. Ein paar Strophen muß ich Dir doch abschreiben, nicht gerade als die schönsten, aber als die mich sehr ergriffen haben:

Vieles ist in Staub zerstoßen,
Trüber Nächte Wahn entschwand.
Eines hat sich rein erhoben
Aus dem allgemeinen Brand:
Einen Altar außerlesen,
Einen Tempel sel'ger Lust,
Hatte sich das deutsche Wesen
Längst in keuscher Frauenbrust.

An einer anderen Stelle heißt es:

Wer soll die Kämpfer leiten?
Sind Frauen doch ihr Stern!

Ich werde Dir durch die Cüstine alle schicken. Du könntest vielleicht auch Schenkendorf nützlich sein, süße Seele. In der Anlage schreibe ich dem Kanzler über seine Lage. Er wünscht in den Rheinländern angestellt zu werden, er kennt sie genau. Man hat ihn aber nicht, obgleich Solms*) ihn gern hätte, dort angestellt, sondern will ihn nach Magdeburg setzen. Ich werde sehen, was ich für ihn tun kann.

*) Friedrich Graf zu Solms-Laubach, geb. 1769, † 1822, Oberpräsident in Köln.



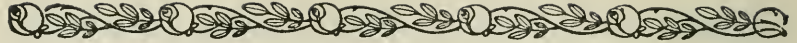
Gib die Gedichte dem Fürsten, er liebt das Lied auf den Einzug in Böhmen. Schenkendorf ist ein eigener Mensch. Stellte man ihn nach seiner Lust an, so würde er gewiß recht viel leisten, ohne das vielleicht nicht. Er läßt sich nicht ganz wie ein anderer Geschäftsmann behandeln. Ich billige das gerade nicht und gebe gewiß nicht das Beispiel davon, da der trockenste und hölzernste Kriegsrat in seinem Geschäftskreis nicht regelmäßiger und geduldiger sein kann, als ich es bin. Ich beschütze also gewiß nicht eine Art genialischen Wesens. So aber hat es Schenkendorf auch nicht, und wenn man Menschen von Geist brauchen will, muß man sie auch nehmen, wie sie sind, und kann sie nicht kneten und dreheln wollen.

Die Cüstine denkt am 17. oder 18. von hier abzureisen, und Du siehst sie also gewiß noch. Gefallen wird sie Dir, viel mehr kann es nicht sein. Es bleibt einem immer ein sehr fremdes Wesen, eine Person einer fremden, und noch weit mehr dieser Nation. Es bleibt immer etwas ganz anderes und einziges, wenn man sagen kann, wie in dem Gedichte, von dem ich sprach, von der Kaiserin gesagt ist:

„Die deutschen Klänge drangen
Allmächtig an ihr Herz,
Die deutschen Lieder sangen
Ihr eigen Lust und Schmerz.“

Das Deutschlernen hilft dabei nichts oder unendlich wenig. Man muß mit dem Deutschen geboren sein, und nur wenn man das ist, besitzt man auch die Fähigkeit, wieder alles Fremde wie eigenes zu fassen, wenn man es auch nur erlernt. Man mag sagen was man will, so ist die deutsche Sprache der einzige Schlüssel der Menschheit.

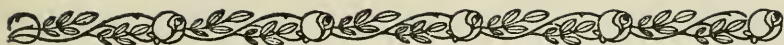




Wenn Dir Theodor nicht schon selbst geschrieben hat, liebe Li, so kann ich Dir eine gute und sehr wichtige Nachricht über ihn geben. Die fatale Sache, die sich vor mehr als einem Jahr anspann, ist abgemacht und er ist vollständig unversehrte geblieben und hat auch seinen Gegner nur leicht verwundet. Es ist mir dadurch wie ein Stein vom Herzen genommen. Es war einem ein unerträglicher Gedanke, daß so etwas auf Theodor und unserem sonst sehr reinen Namen sitzen bleiben sollte, und die aus dem Gegenteil entstehende unvermeidliche Gefahr war doch auch beunruhigend. . . . Ich bin vom 2. bis 16. in keinem angenehmen Zustand gewesen. Theodors Verlust würde mich tief geschmerzt haben, gerade, daß wir oft mit ihm unzufrieden waren, gibt dem Schmerz etwas Zerreißendes und raubt ihm die schöne Milde, die sich in Wehmut auflöst. Dann war ich auch unendlich bange um Dich in diesem Fall. . . .

Theodors Brief ist gut und hübsch, und ich sehe ihn als einen neuen Bund an, als eine Krise, wie sie in jedem Menschen vorgehen muß, da, nur feiner oder stärker, jeder Mensch, mit dem es zur wahren Erkenntnis kommt, einmal in seinem Leben sein Sein gewissermaßen umkehrt und das Bessere in sich festsetzt. Das ist die tiefe Wahrheit, die in der sonst sonderbaren Lehre der Erbsünde und Wiedergeburt liegt und deren Wahrheit jeder in sich selbst einmal fühlt, der es redlich mit sich meint, nur daß in den edlen und wahrhaft hohen Naturen das Ausziehen des alten und Annehmen des neuen Seins bloß Dinge betrifft, die nur die feinsten und wahrhaft göttlichen Seiten des Gewissens schwingen machen. Ich glaube, man kann nun auf diesem Grund bei Theodor fortbauen, und ich werde mich eigen darum bemühen. . . .

Ich schrieb Dir schon, daß ich gleich einen Brief von der



Algen hatte. Es hat sie sehr glücklich gemacht, Dich bei sich zu sehen. Mit der Turnanstalt hat er also auch Dich gepeinigt? Er mag sich wohl freuen, wenn ich Minister des Kultus wäre. Aber für mich würde die Freude mit ihm nicht groß sein. Er hat zugleich etwas Weibisches und Rohes und taugt zum Erziehen gar nichts. Nun, vor dem Kultus bin ich wohl sicher. Ich habe auch kein Geschick zum Erziehen, und so sorgfältig ich alles geschrieben habe, und obgleich manches Gute geschehen ist, habe ich nie rechte Liebe dazu gehabt. Es gehört zum Erziehen durch alle Grade hindurch, und auch der Minister des Kultus ist, wenn er es ordentlich treibt, gewissermaßen ein Erzieher, ein gewisser pedantischer und selbstgefälliger Glaube an die Macht seines Werkes; wer dagegen, wie ich, einen starken Glauben an die Kraft der Natur hat, sich aus der Erziehung nicht viel zu machen, sondern ihre eigenen Wege zu gehen, der bringt es nicht weit darin.

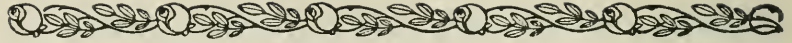


122. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 18. Junius 1816

Ich habe Dir heute schon einmal, liebe Li, durch die Post geschrieben, ich wünsche Dir aber noch einiges durch die Cüstine besonders zu sagen. Ich habe bis jetzt keine Gelegenheit gehabt, Deinen Brief Nr. 101 [vom 6. Mai], den mir Runth gebracht hat, zu beantworten. Runth hat mir in demselben Sinn gesprochen, in dem Du schreibst, hat schlechterdings verlangt, daß ich selbst daran arbeiten solle, nach Berlin zu kommen, und hat fast wie über eine Indolenz mir Vorwürfe gemacht, daß ich nichts dazu tun wolle.

Wenn ich sage, daß Dein Brief und seine Rede sich begegneten, so meine ich aber damit nicht diese Anmahnungen, von denen Du, Gute, Liebe, sehr fern bist, sondern nur die Urtheile der Freunde und



Feinde über mich, deren Du erwähnst. Ich bin überzeugt, süßes Kind, daß ich nach Berlin kommen muß, und daß selbst die Epoche nicht fern sein kann. So klein auch hier mein Wirkungskreis ist, so wird es mir doch auch hier deutlich, daß es nicht gehen kann auf die Länge, wie es jetzt ist. Ich bin gar nicht tadel süchtig, ich liebe wirklich den Fürsten unendlich und halte die Fortdauer seiner Thätigkeit für die Urbedingung alles Guten und alles Glücks bei uns, ich weiß auch an den Übrigen wohl das Gute herauszufinden, ich mißbillige gar nicht einmal, was geschieht. Allein ich sehe, daß eine furchtbare Langsamkeit in allem ist, daß keiner die Maschine im Ganzen überfieht, daß man immer nur abmacht, was einem in einem Altkentstück vorgebracht wird, allein viel zu wenig an das Viele und Wichtige denkt, was geschehen sollte und nicht geschieht. Durch die Langsamkeit und Unterlassungen verwickelt und fängt man sich auf allen Seiten, und dies Gefühl wird sich dann bald so jedem aufdrängen, daß man wohl wird Hilfe suchen müssen.

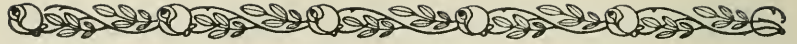
Was ich da als künftig nenne, ist schon jetzt. Jeder sieht ein, daß ein Mensch mehr hinzutreten muß, jeder begreift, daß, wie unser Wesen nun einmal ist, nur ich es sein kann, allein ich bin keinem bequem, und wenn ich es auch seiner inneren Empfindung nach, dem Fürsten und einigen andern noch wäre, so werden diese von denen abgebracht, denen ich ganz unbequem wäre. Allein das tut alles nichts, sie kämen doch am Ende dazu, und das Ende ist nicht weit. Alles das weißt Du selbst, liebe Seele, besser als ich, allein ich rede nur davon, um auf das zu kommen, was zu tun ist. Hier ist nun mein sicheres und festes Prinzip, daß ich nicht allein nichts dazu tue, sondern mich sogar ganz still und entfernt halten will, dagegen nicht leicht etwas abschlagen, was man anbieten könnte. Ich kann nur dann nützlich sein, wenn man mich für recht notwendig hält, und ich verliere gleich, sobald ich den Schein gewinne, es zu suchen. Diesen Schein vermeide ich vorzüglich dadurch, daß ich ohne allen

266



Rückhalt jedem, der es hören will, sage, daß ich Deinet- und unserer Kinder wegen am liebsten in Berlin wäre. Die Wahrheit ist immer das beste Mittel auch im Benehmen der Welt.

Runth verlangte nun etwas anderes. Runth wollte, ich knüpfte diese oder jene Verbindungen an, oder ich machte wenigstens Schritte, die Leute zu überzeugen, daß ich nicht ehrfüchtig sei, nicht alle zu beherrschen verlangte. Durch dies alles würde ich gerade das Gegenteil bewirken. Auch ist es gar nicht übel, daß die Menschen das denken, und sie haben so Unrecht in dem Effect, worauf es allein ankommt, nicht. Daß ich nicht an und für sich selbst herrschfüchtig und ehrgeizig bin, brauch ich Dir nicht zu sagen. Allein sehr wahr ist es, daß ich in allem und bei allem auf Einheit und Konsequenz dringe, daß ich der Neigung, mit der jeder dem andern nachgibt, um selbst Freiheit zu haben, widerstehen, daß ich darauf dringen würde, die größten Interessen des Staats nicht einzeln, sondern in Übereinstimmung zu behandeln. Alles so etwas kann auch den Guten unbequem werden, und den Schlechten und Trägen ist es ein Gräuel. Wenn man dem Fürsten weiß machen wollte, daß ich ihn supplantieren würde, so ist das eitle Torheit, allein der gute Fürst ist, bei dem völligen Anschein des Gegentheils, doch in vielen Momenten mißtrauisch, und dies Mißtrauen überwindet keiner, der um ihn ist, je ganz. Daß man ihn um seine Stelle bringt, fürchtet er nie, das glaube mir, er ist viel zu vernünftig dazu, aber er würde mit mir vielleicht nicht frei von der Furcht sein, daß die Menschen nun glaubten, ich handele und nicht er, darin liegt der schlimmste Punkt, und darin ist eigentlich nicht zu helfen. Doch glaube ich auch daran nicht recht. Der Fürst, sei davon überzeugt, läßt mich außerhalb Berlin, weil er mich nach der Wahrheit da nötig, und in Berlin, in dem sehr guten Gefühl der Rüstigkeit des Willens, sich hinlänglich hält. Änderte er über das letzte seine Meinung, er rief mich gewiß zurück.



Ich weiß wohl, daß man an mir bestimmt tadelt, daß ich keine Partei habe und mir keine mache. Eine Partei, weiß ich, werde ich haben in allen Sachen, für die man mehr Vertrauen auf mich haben wird, wie auf andere, und das ist die einzige Partei, die man in Geschäften haben muß. Mir eine Partei machen werde ich nie, weil man dadurch immer abhängig von andern wird, und ich sehr gut allein gehen kann. Aus diesem festen Wege wird mich niemand herausbringen. Ich überlasse es dem Schicksal, ob es mich tief in Staatsgeschäfte führen wird oder nicht. Geschieht es, so wird es auch gut sein. Geschieht es so nicht, so würde es nur zum Schlimmen ausschlagen, wenn ich es erzwingen wollte. Ich habe keine Begierde danach, ich habe gottlob in mir ein einfacheres und mich mehr beglückendes Leben. Ich liebe Dich, ich kann auf Deine Liebe und Treue zählen, mir fehlt, so lange Du mir bleibst, nichts, und nach Dir will ich nichts mehr sein. Davon haben die Leute keinen Begriff und brauchen keinen zu haben, von dem inneren Schatz im Herzen, von dem Glück, das einem unverdient und unerworben durch die reine Güte und Liebe eines gleichgesinnten Wesens zukommt. Damit kann man alles sein, und damit kann man alles entbehren. Mögen die Menschen mich immer kalt nennen, ich weiß, daß ich es nur bin, weil ich in einem Gefühl lebe und ewig leben werde.

Wenn der Fürst mit Dir von mir und meiner Bestimmung reden sollte, so sage ihm recht aus meinem Herzen, daß ich ihn innig und herzlich liebe und schätze, daß ich gern in Berlin sein, und daß mir dann nichts mehr am Herzen liegen würde, als ihm seine Geschäfte, soviel ich könnte, zu erleichtern. Sage ihm aber, daß ich für mich gar kein Verlangen nach anderen Geschäften habe, als die mir jetzt aufgetragen sind, daß meine innere Zufriedenheit an keiner äußeren Wirksamkeit und keiner Stelle hängt, daß ich mehr, als es ein anderer Mensch je fühlen kann, von allem un-

268



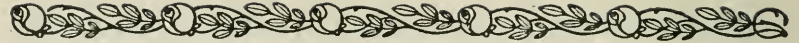
abhängig bin, und daß ich also keinen Wunsch und keine Bitte an ihn habe. Aber versichere ihn, daß, wenn eine Stellung in Berlin für mich Reiz hat, es nur eine neben und unter ihm, nie nach ihm oder von ihm abgesondert ist.

Das dumme Geschwätz mit Gneisenau laß Dich nicht anfechten, teures Kind, er selbst scheint nicht viel darauf geachtet zu haben. Er ist gut mit mir, soweit wir beide gut miteinander sein können. Was ich Dir eben sagte, klärt das vollkommen auf: Er lebt im Äußeren, ich nicht; er sucht und hat Partei, ich habe einen Überdruß an den Menschen und bin froh, wenn ich denken kann, daß niemand auf mich achtet. Daher ist auch ewig von ihm in Zeitungen die Rede, von mir nie. Ich vermute, daß er, ehe er Coblenz fürs erste ganz verläßt, noch zu mir kommt, dann rede ich mit ihm auch von Dir. Wirklich verdienen solche Sachen nicht, daß man darauf viel achtet.

Was Dein Brief sonst an Anekdoten enthält, hat mich sehr interessiert. Du wirst mir noch unendlich zu erzählen haben. Du bist einzig darin, daß Du mit dem tiefsten inneren Sein so die Aufmerksamkeit auf alles Äußere und selbst die Teilnahme daran verbindest. Es gibt nur Dich in der Welt, und ich werde Dich ja nun bald wieder besitzen. Ich habe in meinem Innern keinen andern Gedanken. Lebe wohl, meine innigstgeliebte, einzig teure Seele, sei mir immer gut, sei immer mild und nachsichtig gegen mich. Es hat Dich nie jemand so geliebt als ich und wird es keiner. Ich umarme Dich aus dem Grunde meines Herzen.

Ewig Dein H.





Meine liebe, teure Seele!

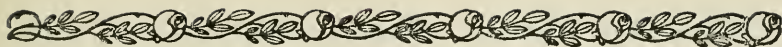
Seitdem ich lezthin durch Deine Briefe so reich war, habe ich nichts weiter bekommen. . . . Seit vorgestern nacht regnet es leider ununterbrochen, der kleine Fluß des Tals ist zu einer ungemessenen Höhe angeschwollen und braust so furchtbar, daß es wirklich unbequem ist, dies Geräusch immerfort vor den Ohren zu haben. Auch kann man nicht ausgehen und muß den Brunnen im Zimmer trinken, was sehr fatal ist.

Der Staatskanzler hat geschrieben, er sei durch Geschäfte abgehalten worden und werde erst den 22. eintreffen. Wenn er nur da kommt!

Gestern hatten wir hier einen Ball, den die Preußen der ganzen hiesigen Badegesellschaft gaben zu Ehren des 18. Junius. Es war alles so hübsch eingerichtet, wie das hiesige Lokal es erlaubt, der Alte wurde mit Pauken und Trompetenschall empfangen, doch ich will Gabriellchen nicht vorgreifen, die Dir gewiß alles selbst schreibt. Blücher war sehr heiter, ein Männerdiner war dem Ball vorangegangen, er wußte im Hereintreten gleich den jungen Mädchen etwas Freundliches zu sagen. Später kam er auf mich zu und erkundigte sich sehr angelegentlich nach Dir, und ich möchte Dich tausendmal grüßen.

Endlich gestern habe ich die Freude gehabt, einen Brief von unsrer Adel zu empfangen, ich lege Dir den Brief ein, er wird Dir auch Freude machen. Ich entbehre sehr viel, das liebe, holde Wesen nicht zu sehen, aber die Gewißheit ihres Glücks tröstet mich.

Über die Anlagen in Burgörner, die gemachten, die sehr bedeutend sind, und die noch zu machenden werde ich Dir mündlich reden und die schönsten Rechnungen mitbringen. Es hat natürlich



auch Geld gekostet. Doch gebe ich nichts lieber aus als Geld für Pflanzungen, es ist wie das Hinterlassen von Kindern, eine Saat für die Zukunft. . . .



124. Caroline an Humboldt

Karlsbad, 22. Juni 1816

Mein teures, liebstes Herz!

Wie freudig es mir ist, Dir zu Deinem Geburtstage Glück zu wünschen, so ist mir's doch auch recht wehmütig, daß ich nicht bei Dir sein kann. Das ist nun schon der vierte Deiner Geburtstage, der so vorübergeht! Dein liebes Herz hat gewiß die Nähe meiner Gedanken und meiner Sehnsucht empfunden. Bald hoffe ich den Tag bestimmen zu können, wo wir bei Dir eintreffen. . . .

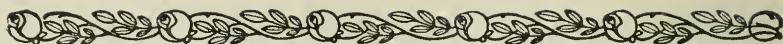


125. Caroline an Humboldt

Karlsbad, 25. Juni 1816

S heute morgen, gleich nach dem Frühstück, empfang ich Deinen Brief vom 18. Juni mit den Einlagen von Theodor und Colomb^{*)}. Meine Freude und Bestürzung war beinahe gleich groß. Ich hatte zwar immer gedacht, daß es einmal so kommen müßte, Du, Colomb hatten es mir gesagt, ich sagte es mir selbst in tiefster Seele, doch übernahm mich's sehr, es in Deinem Briefe als geschehen zu lesen. Gutes, teures Herz, Du hast das alles vom 2. bis 16., also volle 14 Tage so bei Dir herumgetragen! Ach, warum hast Du es mir nicht geschrieben! Warum mir etwas ersparen, was eins der Kinder betrifft? Sie

^{*)} Peter v. Colomb, geb. 1775, † 1854, Schwager Blücher's. Seit 1815 Kommandeur des 8. Husaren-Regiments, bei dem Theodor Humboldt stand.

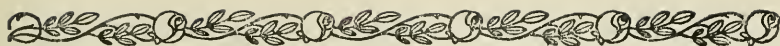


sind meinem Herzen alle gleich teuer, und wenn auch ein Kind einem wohl Ursach' zu mancher Unzufriedenheit gibt, wie das Theodor allerdings wohl getan, so kann der Schmerz, selbst der Unmut, der Liebe, wenigstens der Liebe eines Mutterherzens, nichts abbrechen. So gern und so schön paart sich die Liebe mit der Freude, doch vertilgen kann sie nicht der Schmerz noch der Gram. Ich danke Gott mit heißen Tränen, daß dies so vorübergegangen ist. Theodors Lage ist auch nicht angenehm gewesen, sein Brief hat mich sehr gerührt, er hat mich aber auch sehr schmerzlich bewegt. Mit Dir hoffe ich, dies soll der Wendepunkt seines Lebens sein.

Es ist mir auch sehr lieb, daß er seinen Gegner nicht getötet oder schwer verwundet hat. Ich bin doch überzeugt, daß nur ein roher Mensch, was Theodor nicht ist und hoffentlich nicht werden wird, nicht bitt're Stunden hat, wenn ein solcher Zufall in sein Leben getreten ist. Wenn die Rache der Beleidigung genommen ist, dann wendet sich der Dorn gegen die eigene Brust.

Wenn Theodor getötet worden wäre — ich gestehe es Dir, theures Herz, ich wüßte gar nichts, was mich so zerstört, so zerissen haben würde. Du sagst sehr wahr, daß selbst das, daß wir zuweilen unzufrieden mit ihm waren und sein mußten, einen solchen Verlust zerreißen gemacht hätte. Gott, wie danke ich dir für das milde Geschick, das gewaltet hat! Ich hoffe, daß Theodor still in sich zur Einsicht darüber kommen wird.

Frau von Cüstine ist eben angekommen und hat mir Deinen Brief geschickt, der die Gedichte Schenkendorfs enthält. Sie hat mir sagen lassen, sie würde morgen zu mir kommen. Der Staatskanzler ist gestern nachmittag mit seiner Frau und mit Koreff angekommen. Jordan kommt, glaube ich, erst morgen. Ich bin dem Staatskanzler gestern gleich, ein oder zwei Stunden darauf, auf der Promenade begegnet, er sieht wohl aus.



Ich bin heut, süßes, liebes Wesen, so angegriffen, daß ich schließe. Die unerwartete Nachricht über Theodor hat mich sehr erschüttert. Doch fürchte nichts, mir ist wohl.

Ewig Deine Li.



126. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 25. Junius 1816

Hörst Du nichts von Goethe, und ob er nach Karlsbad kommt? Der Großherzog von Weimar,*) der jetzt hier war und in Wiesbaden das Bad braucht, meinte, er sei noch nicht recht entschlossen gewesen. Du wirst wissen, daß er seine Frau verloren hat. Die ersten Tage war er, wie es aus seinem Briefe an Schloffer scheint, untröstlich, allein jetzt schreibt er schon wieder sehr heiter. Man könnte das erste, und bei dieser Person vielleicht gleich gut das letzte begreifen, allein beides zusammen ist wunderbar, obgleich nicht ungewöhnlich.

Schlossers, die Goethes Lage genau kennen, meinen, daß er in seinen Finanzen doch nie ohne Sorge ist. Er hat an festen Einkünften unglaublich wenig und muß nur immer schreiben und drucken lassen. So mag sein letztes Buch**) entstanden sein, das ungeheuer leer und seiner auf keine Weise würdig ist. Man hatte hier einen Plan, und Stein interessierte sich sehr dafür, ihm ein Gut am Rhein zu kaufen und zu schenken. Allein es ist natürlich, daß, da man so etwas doch nicht in eine Bettelei ausarten lassen will, nichts daraus wird.

Hermann hat mir aus Leipzig geschrieben. Er ist wirklich bei Dir gewesen, hat Dich aber nicht zu Hause gefunden. Vom Ugamemnon ist noch wenig gedruckt, weil der Drucker andere

*) Karl August Großherzog von Sachsen Weimar, geb. 1757, † 1828.

**) Kunst und Altertum I, S. 1: Über Kunst und Altertum in den Rhein- und Maingegenden.



Dinge zu tun gehabt hat. Er ist einmal zur Langsamkeit im Erscheinen verdammt.

Für Welcker bin ich jetzt sehr tätig. Er hat unangenehme Auftritte mit der Regierung in Gießen gehabt. Die Lehrer haben mit dem bekannten Crome*), der sich sehr Napoleonisch ehemals bewiesen hatte, nicht fortdienen wollen, und Welcker ist zufällig dazu gekommen, darum sich von einer öffentlichen Prüfung auszuschließen. Darüber hat ihm die Regierung einen sehr üblen Verweis gegeben. Im Grunde mag sie es wohl nur als einen Vorwand angesehen haben, da sie ihm sonst feind ist, weil er zu uns in Dienste geht und mit Solms in Verbindung steht, der die Bête noire in Darmstadt ist. Solms und ich suchen nun zu machen, ihn gleich nach Köln zu bringen, und ich hoffe, daß es gehen wird. Ich schreibe auch Nicolovius deshalb. Es ist mir immer wunderbar, wenn ein so ruhiger und wirklich so anspruchloser Mensch in solche Händel verwickelt wird.

Schlossers erzählen mir, daß er überhaupt in Gießen nicht geliebt sein soll. Man soll sagen, er sei einmal zu viel in der Welt gewesen, um sich in Gießen zu gefallen. Das kommt aber gewiß nur daher, weil er einsam lebt und sich nicht in den gewöhnlichen Klatsch der Menschen mischt.

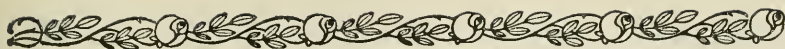


127. Caroline an Humboldt

Karlsbad, 3. Juli 1816

Die Sache fängt an, hier sehr komisch zu werden, meine teure, liebe Seele, und das ganze Sein hier kommt einem vor wie Guckkasten, in dem immer neue und doch längst bekannte Gestalten eintreten. Nächst den Berliner

*) August Friedrich Wilhelm Crome, geb. 1753, † 1833, Professor der Statistik und Kameralwissenschaft in Gießen.



Umgebungen, die Du weißt, wie Blücher, der Staatskanzler mit Koreff, Jordan, Rother*), Hasfeldts, kommen nun auch manche Wiener, wie Capellini, Malfatti, Graf Mier, die kleine Fuchs, der Landgraf Fürstenberg und Frau. Der Graf Hardenberg**), Sohn des Fürsten, ist auch angekommen und scheint ein lebenslustiger, froher Mensch zu sein. Ich habe gestern beim Staatskanzler mit den beiden lieben Mädchen und dem Sohn gegessen, der uns ganz frische Nachrichten von Ida aus Dresden brachte. Delfen ist auch hier, die Herzogin von Gotha***), der Erbprinz oder vielmehr Erbgroßherzog von Schwerin†), der mir ein recht liebenswürdiger und etwas gehaltvollerer Mensch zu sein scheint als gewöhnlich diese Herrschaften sind. Die drei Prinzessinnen von Rurland††), Wilhelmine, Pauline und Johanna, werden erwartet. Blücher grüßt Dich sehr. Er hat heut en grand Cercle auf dem Spaziergang Gabriellchen, die ihm sehr ins Auge sticht, für seine Enkelnichte erklärt.

Im ganzen, trotz allen den lieben Leuten, seufze ich sehr hier nach dem Ende. Ich hoffe den 25. loszukommen. Ich habe gestern eine lange ärztliche Unterredung gehabt, aus der hervorgeht, daß Caroline für jezt kein Seebad, sondern magnetische Bäder, die man wahrscheinlich im Hause wird präparieren können, brauchen soll. Allein für künftiges Jahr droht man noch immer mit Ischia und sieht es als unerlässlich an.

Mit Schenkendorf kann der Staatskanzler jezt nicht helfen,

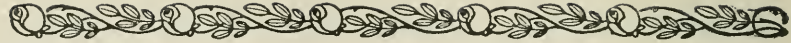
*) Christian v. Rother, geb. 1778, † 1849, von 1836—1848 Finanzminister.

**) Christian Graf v. Hardenberg-Reventlow, geb. 1775, † 1840.

***) Caroline Amalie, Prinzessin von Hessen-Rassel, geb. 1771, † 1847.

†) Friedrich Ludwig, geb. 1778, † 1819, als Erbgroßherzog.

††) Vgl. S. 64. — Pauline, geb. 1782, † 1845, verm. mit dem Fürsten von Hohenzollern-Hechingen. — Johanna, geb. 1783, † 1876, verm. mit dem Herzog von Alerenza Pignatelli.



mein Herz. Der König hat auf eigenen Antrieb seine Anstellung in Magdeburg bestimmt, und für jetzt, meinte Hardenberg, könne er da nichts drin ändern. Mir tut es sehr leid, denn am Rhein ist es doch anders als im „Magdeburger Boden“.

Von der Frau v. Cüstine schicke ich einen Brief. Sie spricht von Dir mit einem Enthusiasmus, mit einer Bewunderung, die doch wohl, wenigstens zum Teil, empfunden ist. Man muß bei Franzosen (ach, und sie ist doch tief eine Französin, und es kann ja auch nicht anders sein) so viel auf die Form abrechnen, über ich halte sie darin, und wenn sie von Dir redet, nicht für unwahr. Mit mir treibt sie's denn auch sehr freundlich, wie Du siehst.

Ich habe noch manches in Deinen lieben Briefen zu beantworten, allein heut ist es zu spät. Um 9 bin ich erst vom Brunnen gekommen. Man fällt mit dem ausgespülten Magen und der dreistündigen Promenade wie eine matte Fliege aufs Frühstück. Um 11 Uhr geht aber die Post.

Adieu, süßes, einziges Herz. Ewig Dein.



128. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 2. Julius 1816



Ich habe, süßes Kind, Deinen lieben Brief vom 25. Junius bekommen, und alles, was Du über Theodor sagst, hat mich tief gerührt. Du wirst aus meinem Brief gesehen haben, wie übereinstimmend wir die Sache empfunden und beurteilt haben. Das ist ein unendlicher Trost in der Entfernung, wenn derselbe sichere Pol zwei Gemüther beherrscht. Es tut mir unendlich leid, Dich heute wieder von Theodor unterhalten und Dir etwas mitteilen zu müssen, was mir Colomb über ihn schreibt. Es ist nichts Schlimmes, aber doch etwas sehr zu Überlegendes



und nicht leicht zu Behandelndes. Ließ erst Colomb's Brief. Wäre Theodor vier, fünf Jahre älter, würde ich die Sache sehr leicht nehmen, ich hätte nichts dagegen, daß er auch früh heiratete. Wie aber Theodor jetzt ist, ist das Heiraten doch eine reine Unmöglichkeit. Nun kann man zwar lange versprochen sein, allein das kommt dann sehr auf den Ernst des Charakters an. Bei Theodor haben wir beim lange Versprochenbleiben immer zu fürchten, daß er sein Wort hernach ungern erfüllt, und es eine elende Heirat wird, aber noch viel mehr, daß die Ungeduld ihn zu Schritten gegen unseren Willen verleitet. Was mir mißfällt, ist, daß er sich förmlich verlobt haben soll*). . .

Eine Sache ist noch zu ergründen: das Alter. Wenn sie älter oder doch gleichalt mit Theodor ist, ist es schlimm. Die Armut fürchte ich weniger. Bloß Gabrielen möchte ich nur einem feynreichen Mann geben. Es gehörte zu ihrem Sein, dünkt mich, und sie würde sich vortrefflich darin ausnehmen. Sie hat etwas Poetisches und Feenhaftes und müßte also auch wie in den Tausend und eine Nacht mit allen Steinen umgeben sein. Der Minister und das Gerücht unseres Reichthums schadet uns in dieser Sache gewiß viel. Das reizt die Familie. Das Schrecklichste würde mir sein, wenn Theodor mit der jungen Person nicht gut umginge.

Jetzt ist Haenlein**) gekommen. Zu meinem Erstaunen sehe ich, daß ganz neue Plane für den Bundestag in seinen Händen liegen, daß man eigentlich eine neue Schöpfung machen will, daß dies auf eine Weise begonnen wird, wo man es keinem recht machen wird, daß es am Ende etwas ist, das den Geschicktesten und Gewandtesten in die größte Verlegenheit setzen könnte, und das soll durchgesetzt werden durch ein Werkzeug wie Haenlein.

*) Theodor hatte sich neunzehnjährig mit Mathilde v. Heinenen, geb. 1800, † 1882, verlobt.

**) Bisher Gesandter in Kassel, zum Bundestagsgesandten ernannt.



Die Verbindung zwischen Berlin und Wien durch die Gesandtschaften ist null, nun machen Hardenberg und Metternich alles durch Briefe. Auch das kann nicht gehen. Haenlein hat ungeheuer gute Geldbedingungen erhalten und denkt nun bloß auf Aufwand und Parade. Das ist gar nicht das, was man von einem Preussischen Bundestagsgesandten verlangt. Ich bin froh, daß man mich um die Sache nicht einmal gefragt hat, und bitte den Himmel, daß es nicht geschieht. Die Leute würden nun bloß irre durch meine Mißbilligung, und in meiner Lage und in dieser vorübergehenden und mit Haenlein kann ich nichts bessern. Auch sind am Ende alle solche Dinge nicht gefährlich, sie gehen von selbst wie Seifenblasen auseinander. Nur der Ruf Preußens leidet, und das ist unglücklich.



129. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 5. Julius 1816

Die ganz unvorsichtig von ihm [Haenlein] hier angefangene und behandelte Idee, einen Vertrag mit Österreich über Verhältnisse des Bundestages zu schließen, der die übrigen Fürsten verbinden sollte, hat alle gegen Preußen, wogegen man schon neidisch und eifersüchtig ist, aufgebracht, und bei Österreich hat er natürlich nichts durchgesetzt. Es ist in zwei oder drei Tagen geschehen, was ich ihm, als er mir die Sache vorlas, vorher sagte, und was mein einziges Urteil darüber war, daß er uns und sich zwischen zwei Stühle setzte. Es ist kein einziger, den er nicht vor den Kopf gestoßen hätte, und die Berichte laufen nun in der Welt herum. Bei allen Grundsätzen, die ich habe, mich nicht in die Dinge zu mischen, die mich nichts angehen, habe ich's doch nicht übers Herz bringen können, dem Kanzler [nicht] mit einigen Worten noch durch Wallmoden neulich zu schreiben, daß die Sachen so nicht gehen, daß der Kanzler alles unmittelbar mit Wien abmachen und Haen-



lein nur bestimmt befehlen muß, was er tun soll. Das ist das Höchste, was sich ihm anvertrauen läßt. Der Bundestag ist eine Sache, die man sehr leise behandeln muß, bei der es vielmehr darauf ankommt, nicht zu verderben als zu tun. Man hätte also einen gemessenen, vorsichtigen Menschen von wissenschaftlicher Bildung, und der durch Stand und Charakter und Kenntnisse Achtung schon persönlich genossen hätte, hierher schicken sollen. Was ist statt dessen geschehen? Altenstein, den ich so sehr dazu empfohlen habe, war zehnmal besser.

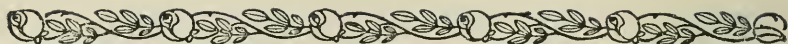
Ich habe den Kurier bis heute aufhalten müssen. Dabei ist eine närrische Entdeckung von mir selbst über mein Gehalt gemacht worden. Voizdeslandes hat man nämlich geschrieben, wie die Pariser Gesandtschaft im Etat steht. Ich 25000, Flemming 2000. Ist das wahr, so lasse ich gleich nicht alle meine Sachen abgehen und nehme bestimmt gleich meinen Abschied, d. h. so, daß ich sage, ein Jahr bleiben zu wollen, dann ihn gleich fordere, gar nicht weil ich pikirt bin, sondern bloß weil ich uns nicht ruinieren will, auch es nichts helfen könnte, da ich in zwei Jahren doch das nämliche tun müßte. Ich werde das sehr kalt, sehr ruhig und sehr freundlich tun, aber auch so sicher und fest, daß man sehen wird, daß ein Unterschied ist zwischen mir und den Menschen, die damit drohen. Ich werde auch keine Pension fordern, so scheidet man rein, wie man gekommen ist. Lebe wohl, meine Engelsseele.



130. Caroline an Humboldt

Karlsbad, 6. Juli 1816

Colombs Brief hat mich sehr erschreckt. Ich pflichte allem bei, was Du sagst, es ist so richtig, so treffend im allgemeinen, so wahr in der Anwendung auf Theodors Individualität, daß ich nichts hinzuzusetzen weiß. Ich kann trotz Colombs Brief



nicht glauben, daß Theodor sich verlobt haben sollte. Wunderbar ist's mir nun nicht mehr, daß er nicht schreibt. Wenn er sich nur nicht förmlich versprochen hat, und es nur nicht so treibt, daß er dem Mädchen Schaden tut, so glaube auch ich, daß es von großem Einfluß auf sein ganzes Betragen sein wird. Er sagte in Berlin von ihr, sie sei so schön, daß gar keine von den Schönheiten in der großen Gesellschaft ihr vergleichbar wäre. Jung muß sie wohl sehr sein, Theodor hat ja die Marotte, ein achtzehnjähriges Mädchen höchstens noch jung zu nennen. Wahre Sorge macht mir die Geschichte denn doch. Heiratet er sie nach zwei, drei, vier Jahren, so kommt mir diese Ehe wie ein schreckliches Wagstück vor. Heiratet er sie nicht, so kann er sich eine Menge Händel zuziehen. Auch das Mädchen täte mir leid, die vielleicht durch ihre schöne Bildung irgendeine ihr angemessenere Partie gemacht hätte. Soviel aber ist gewiß: Theodor erhält einen in einer ewigen Spannung und Seelenmotion.

Hier wird die Verbrämung alle Tage bunter. Graf und Gräfin Goltz, die Frau v. Hünerbein, die Frau des Gouverneurs von Schlessien und Gott weiß wer ist nun auch noch angekommen. Ich wünsche und hoffe den 25. fortzukommen. Gott weiß, daß ich lieber heut' wie morgen ginge!



131. Caroline an Humboldt

Karlsbad, 10. Juli 1816

Ich bin gestern nicht dazu gekommen, Dir zu schreiben, mein teures, liebes Herz. Die drei Rurländischen Prinzessinnen sind hier. Pauline und Jeanne kamen schon Sonntag nachmittag. Die Herzogin von Sagan erst gestern. Alle wollen ein paar Tage ihre Mutter sehen, kurz genug, denn die Herzogin von Rurland hat längst ihre Abreise mitsamt ihrer Schwester, der



Recke, auf den 12. bestimmt. Sie bleiben dann noch ein paar Tage länger, die Sagan geht dann mit Jeanne nach Baden bei Wien, und Pauline geht nach Hechingen, um einige Tage dort zu regieren. Du kannst Dir denken, was für eine Vermehrung an Lebendigkeit die drei Schwestern diese Tage in unser sonst so stilles Leben bringen, denn eine Eigenschaft muß man immer an ihnen rühmen: ihre Treue für die, die sie lieben. Daß Caroline so krank gewesen, daß sie mager geworden ist, daß ich mich von Abeldheid und Hermann habe trennen müssen, machte Pauline und Jeanne weinen, als wenn sie das alles selbst betroffen hätte.

Hier wird's immer bunter, Leute, die ich in Rom aus Petersburg sah, sieht man hier wieder. Auf mich macht dieses Durcheinanderrennen einen wüsten und fatalen Eindruck.

Was ich schon oft habe sagen wollen und immer vergessen, wird's wohl einen guten Flügel oder Klavier, und wenn wir auch nur einen Monat in Frankfurt bleiben, einen guten Lehrer im Singen für die Mädchen geben? Du wirst Dich, wenn schon kein Freund der Musik, unendlich an Gabriellens Stimme und dem Ausdruck, mit dem sie ihre deutschen und italienischen Lieder singt, ergötzen.

Adieu, Herz! Teures, liebes Wesen, Adieu! Caroline und Gabrielle, die Blücher mir entführen will, und die er der ganzen Welt als seine kleine Nièce produziert, grüßen. Ewig Dein.



132. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 14. Julius 1816

Sneisenau wird Dir diesen Brief bringen, liebe Li. Ich freue mich, daß Du ihn sehen und noch einige Wochen mit ihm sein wirst. Er ist sehr freundschaftlich und selbst vertraut mir gewesen, und Du wirst keine Spur mehr von dem Eindruck finden, den die Klatzscherei im Winter gemacht hatte. Du



weist vermutlich schon, daß sein Weggehen doch im Grunde ein gänzlichcs ist. Denn es ist nicht der nach ihm hier älteste General bloß zu seinem Stellvertreter, sondern Sate *) zu seinem definitiven Nachfolger ernannt worden. Obgleich er mit seinem Zurückziehen zufrieden scheint, ist er doch darüber (unter uns) mißvergnügt, und seine Ankunft in dortiger Gegend möchte nicht allen erwünscht sein. Man tut sehr Unrecht, wenn man nicht sogar viel anwendet, um ihn hierher zurückzubringen. Er hatte allgemeine Liebe, die seines Nachfolgers kaltes, engherziges Wesen sich nicht erwerben wird.

Ich höre von Gneisenau, der über Berlin sehr gut unterrichtet scheint, daß man schon dort sagt, daß Sazfeld **) darauf ausgeht, Minister der Auswärtigen Angelegenheiten zu werden. Ich glaube es nicht, allein schon das Sagen ist sehr stark. Daß diese Sache etwas zu bedeuten hat, ist sehr gewiß. Es ist dabei heilig nicht bloß auf die Stelle im Haag abgesehen. Daß Du mir sagst, daß die Sache durch eine dem Staatskanzler geschickte Kabinettssorder geschehen ist, tut mir noch mehr leid. Es beweist, was ich längst glaubte, daß der König nicht mehr wie sonst über ihn denkt, und daß er erlaubt, daß neben und gegen ihn gehandelt wird. Davon habe ich mehr Beispiele. Erst heute habe ich einen Brief von Rettelhodt bekommen, der mir auch unglaubliche Dinge schreibt.

Ich schicke Dir den Brief, verbrenne ihn, wenn Du ihn gelesen hast. Wie ist es möglich, daß der Staatskanzler entweder im Namen des Königs so etwas zusagt, oder daß er, wenn der König ihn wirklich autorisiert hat, leidet, daß man zurückgeht? Das nimmt allen Glauben. Überhaupt sinkt die Achtung Preußens auf eine furchtbare Weise, und was man auch einzeln tun mag, kann man

*) Karl Georg Albrecht Ernst v. Sate, geb. 1768, † 1835. Von 1819 bis 1833 Kriegsminister.

**) Vgl. S. 260.



es nicht halten. Es ist keine Ordnung, keine Konsequenz, keine Haltung im Mittelpunkt. Dann schaden einzelne Allbernheiten. So hat Haenlein hier in drei Tagen mehr verdorben, als die Menschen in einem Jahr gutmachen können. Er ist dermaßen das Gerede geworden, daß Boisdeslandes, Bülow und andere mir versichern, daß geradezu in den Geschäften darüber gesprochen wird. Mich soll wundern, welche Partie man darüber ergreifen wird, es ist wirklich schwer, eine zu fassen. Es kann sein, daß man nunmehr in der Not von mir Hilfe will. Allein ich kann keine geben. Einen Menschen wie Haenlein zu leiten, werde ich nie unternehmen, und ich selbst würde jetzt um alles nicht Bundesgesandter. Die größten Kleinigkeiten hier werden mir mit aufgetragen, und über diese wichtige Sache hat man auch nie nur meine Meinung gefragt. Ich sehe deutlich, daß sich die Dinge so gestalten, daß man mich nicht wollen kann. Das Schlechte ist im vollen Siegen und wird bald übermütig im Triumph werden.

Blücher empfiehlt mich herzlich. Ich glaube wohl, daß er Gabriellchen gern für seine Nichte erklärt. Sie muß sehr hübsch sein. Auch die Cüstine schreibt mir über sie, daß es einem wohl täte, sie anzusehen. Wenn Du am Ende dieses Monats oder am Anfang des folgenden zurückkommst, reist vermutlich die Cüstine mit Dir. Die Welt ist an manchen Ecken wirklich ganz unverhältnismäßig klein.

Daß Du nicht schläfst, ist doch sehr fatal. Nichts, dünkte ich, müßte so abmatten. Selbst kann ich freilich nicht davon urteilen, denn ich schlafe, wie ich ins Bett komme. Ich habe hier darin eine in der ganzen Stadt bekannte Gewohnheit, über die man sehr lacht, die ich aber liebe. Ich gehe um 1 oder wenig später zu Bett. Ich stehe nämlich um 1 von meinem Tisch auf und lege dann meine Papiere weg. Zwar nicht alle, aber meist alle Tage kommt Boisdeslandes um 4 in mein Zimmer, um, was ich gemacht



habe zum Abschreiben zu nehmen. Meistenteils wache ich dann auf und rede mit ihm. Um 7 bringt man Wasser herein, da wache ich wieder auf und um 8 endlich erhebe ich mich. So schlafe ich in drei Raten und habe das große Vergnügen, geweckt zu werden und wieder einzuschlafen.



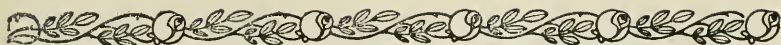
133. Caroline an Humboldt

Karlsbad, 15. Juli 1816

Ich bin gestern beim Herunterkommen von dem höchsten Punkt der Gegend, dem Hirschsprung, Jordan begegnet, der immer sehr verbindlich und freundlich gegen mich ist. Er meinte, neue Aufträge würde man Dir jetzt wohl nicht zuschicken, und er könne nicht zweifeln, daß Du vor dem eigentlichen Herbst nach Frankreich abgehen könntest. Wir sprachen nachher noch mancherlei, und es kam auf Barnhagen, und ich erfuhr von ihm, daß er ja nach Karlsruhe abgegangen zu sein scheint. Ich sagte ihm, ich hätte immer geglaubt, daß die lange Verzögerung in der Antretung seines Postens auf eine andere Bestimmung gedeutet hätte. Er ließ sich ziemlich umständlich darüber aus, und soviel ich verstanden habe, meint er, es sei immer noch besser, einen so unruhigen Kopf in Karlsruhe als im Departement in Berlin zu haben. Ich sagte sanft aber doch deutlich meine Meinung, daß es doch nicht, selbst in Karlsruhe, gleichgültig sei, durch wen sich Preußen repräsentieren lasse. Jordan schien mir in allem Recht zu geben und meinte, Rüster*) möge sehen, wie er mit ihm fertig werde.

Leise schien er wohl das ganze Nehmen in Dienst des Barnhagen zu tadeln. Von Dir — von der nun schon so fernliegen-

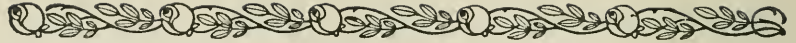
*) Vgl. S. 100.



den Zeit der Campagne, Deiner unerschöpflichen Laune, von Deinen Arbeiten, den Berichten, die Du jetzt noch neuerdings hierhergeschickt, sprach er mit außerordentlichem Enthusiasmus und wiederholte mehrmals, daß Du ein einziger Mensch seist.

Der Staatskanzler ist viel allein und amüsiert sich, im ganzen, glaube ich, nicht außerordentlich. Ich hätte sehr gewünscht ihn öfter zu sehen, allein ich weiß nicht, wie es kommt, es macht sich nicht. Eine Frau ohne männliche Begleitung ist schon an sich von manchen Zusammenkünften ausgeschlossen, dann weißt Du, ladet auch mein Wesen mich selbst nicht ein, mir etwa Mühe darum zu geben. Wenn ich den Staatskanzler zu sehen wünsche, so ist es, weil ich ihn liebe und ehre, weil man um ihn immer die rege Empfindung hat, daß das uneigennützigte Wohlwollen etwas Wohltätiges für ein Gemüt haben müßte, das durch das Leben so gemißbraucht ward und gemißbraucht wird — ich fühle aber auch, wie sehr sein schweres Gehör dazu beitragen mag, ihn sehr entfernt zu halten. In gemischter Gesellschaft wird dies schwere Gehör allerdings eine Verhinderung des Gesprächs, allein aber nicht, wenn man, wie ich, gute Lungen hat.

Die Unzufriedenheit und besonders das Sprechen ist in Berlin, ich weiß wohl, allgemein. Ich fürchte, daß man manches mit dem zu vielen Sprechen verschlimmert. Im ganzen ist wohl unsere Zeit daran vorzüglich krank, daß ein jeder aus seiner Sphäre gerückt ist und nicht das tun will, oft wirklich nicht tut, wozu er da ist. Es hängt dies gewiß mit dem Erfahrenen, mit den Begebenheiten der Zeit zusammen, die, moralisch betrachtet, wie ein Erdbeben gewirkt haben — dann aber höre ich, soll des Königs Entfremdung an Regierungsgeschäften immer mehr zunehmen. Doch liegt in unserem Staate der Impuls von alters her, daß der König sich darum bekümmern, zuletzt entscheiden soll. Ein Mann wie Hardenberg, wie sehr er in der Wahrheit eigentlich



der Regierende ist, kann doch zuletzt nicht so handeln wie nur der König kann.

Was für eine Bewandtnis mag es denn mit Gneisenau haben? Das Militär, selbst die, die Gneisenau nicht unbedingt ergeben sind, war ganz außer sich über seine Entfernung, wie sie es unbedingt nannten. Prinz August sprach mir einmal sehr ernstlich darüber und mit Bitte, Dir zu sagen, Du möchtest ja fest auf Deinem Posten stehen, denn wenn dergleichen geschähe, müßte, wie in Schlachtenreihen, man über die Gefallenen sich näher anschließen, daß keine Lücke entstände, in die der Feind eindringen könnte. Ich werde Dir noch mehr mündlich darüber sagen.

Deinen Agamemnon habe ich mit großem Interesse gelesen. Wie hat aber Hermann den ersten Bogen können vergessen? Es ist ja unverzeihlich — Du bist auch zu nachsichtig über alles Eigene. Die gelbe Ausgabe hatte und hat für mich immer einen eigenen Reiz. Ich wußte viele Stellen auswendig. Das fließendere Deutsch war mir angenehmer. Die größere Richtigkeit des Silbemaßes hat für mich weniger Anziehendes als die faßlichere Konstruktion.

Von Theodor höre ich gar nichts, was mich mehr schmerzt als ich es sagen kann. Adieu, mein Herz. Ewig Deine Li.



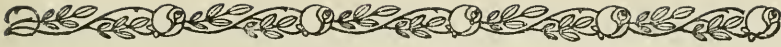
134. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 17. Julius 1816



Ich habe seit einiger Zeit immer außerordentliche Gelegenheiten, Dir zu schreiben, liebe Li. Diesen Brief empfängst Du durch Graf Pappenheim*). Er überbringt dem Staatskanzler wieder einen hauptsächlichen Teil der hiesigen Arbeit abgemacht, und der zugleich seine 9000 Seelen betrifft.

*) Vgl. S. 168 f.



Ob es sich so gleich dem Ende hier nähert, so kann es doch noch im Grunde viele Monate dauern. Denn du wirst vielleicht gehört haben, daß Metternich seinen Vertrag mit Bayern hat auf keine andere Weise zu stande bringen können, als indem er Bayern den Main- und Tauberkreis von Baden versprochen hat, für den Baden nichts bekommen soll. Da wir nun dies machen sollen, dies aber im Grunde interminabel ist, so ist eigentlich unserem Aufenthalt hier kein Ende abzusehen. Ich habe heute dem Staatskanzler geschrieben, ob er es nicht für besser hält, mich nunmehr nach Paris gehen zu lassen und das noch Übrige Rüster zu übergeben. Ich zweifle zwar, daß er es tun wird, allein gut wäre es im Grunde.

Ich komme noch einmal auf Gneisenau zurück. Es ist unbestreitbar gewiß, daß sein Entschluß ihm leid tut, man sagt sogar, er hätte den Abschied nur in einer Art Hypochondrie gefordert. Man hat ihm jetzt, wie ich höre, auch seine Besoldung genommen, und die definitive Ernennung Saks tut ihm weh. Man hat höchlich unrecht, wenn man ihm nicht eine goldene Brücke baut, um ihn wieder nach Coblenz zu bringen. Er war in den höchst zweckwidrig und ungeschickt behandelten Rheinländern der einzige Mensch, der die Leute wieder mit Preußen recht versöhnte und Hoffnung erhielt. Seinem Nachfolger wird das nicht glücken. Dies alles ganz unter uns. Mein persönliches Verhältniß glaube ich mit Gneisenau durch ein sehr gemessenes aber immer gleich freundliches Betragen festgestellt zu haben. Er hat auch hinter meinem Rücken sehr gut von mir gesprochen. Du wirst das noch mehr befestigen, und ich bitte Dich recht eigentlich darum, süßes Kind. Man muß sich immer an das wesentlich Gute halten, und das liegt doch in einem Mann, wie Gneisenau ist. Man muß auch jetzt diese Menschen doppelt auffuchen, um sich von den Schlechten abzuseiden. Ich trage in meinem Inneren gar keinen Haß. Aber im Handeln, und am meisten im politischen, ist die



Abstoßung ebenso wichtig als die Anziehung. Übrigens wundert es mich gar nicht, wenn Gneisenau mit seinem Zurückziehen nicht eigentlich zufrieden ist. Er gehört zu denen, die viel im Äußern leben und von bloßen Ideen wohl keinen anschaulichen Begriff haben.

Ich habe vor einigen Tagen Ferber*), den Geheimrat aus Berlin, hier gesehen und weitläufig gesprochen, d. h. ich habe mir von ihm erzählen lassen. Ich liebe ihn eigentlich nicht. Er hat gar nichts Vertrauen erweckendes, fast etwas Hämisches in den Gesichtszügen. Er mag daher, da er nicht eben zufrieden scheint, wohl vieles übertreiben. Aber er hat mir doch auch eine Menge Tatsachen gesagt, die mir gezeigt haben, daß es mit dem Staat gar nicht gut steht. Seiner Beschreibung nach gehen die Finanzen nur durch die außerordentlichen Einkünfte, und auch durch diese nur, insofern man sie im voraus an Juden und Bankiers mit ungeheuren Opfern verkauft. Man scheint schlechterdings die Lage des Staates im Ganzen nicht genug ins Auge zu fassen, sondern überall zu sehr beim einzelnen stehen zu bleiben. Das muß das Gebäude untergraben. Mir kommt der jetzige Zustand wie gestülchte Gräber vor. Dabei glaubst du nicht, wie der preussische Name im Ausland sinkt. Es ist höchstens noch die Achtung der Furcht da. Sprich indes auch davon nicht. Ich halte mich in meiner Muschel, und wenigstens soweit die reicht, wird Preußen geachtet.

Lebe wohl, mein innig und ewig geliebtes Herz.

Apropos! Hier ist eine Ariadne von Dannecker**). Gott weiß, daß ich die Magerkeit nicht liebe und die Nacktheit nicht hasse, aber die Ariadne ist zu dick und zu nackt.



*) Nationalökonom.

**) Johann Heinrich v. Dannecker, geb. 1758, † 1841. Bildhauer. Seine Ariadne auf dem Panther, 1806 begonnen, im Bethmannschen Garten in Frankfurt a. M.



 Ich fahre heute nach Homburg, liebe Li, um die Fürstin von Rudolstadt*) dort zu sehen und da zu essen. Sie scheint auch außer der Trauer über den Sohn sehr schwermütig gestimmt. Überhaupt ist es wunderbar, daß bei fast allen Menschen, die selbst nachdenken, wie eine schwüle Gewitterluft die Gemüther drückt. Man hätte sich nach ausgemachtem Kampfe, nach errungener völliger Unabhängigkeit froh aufstrebenden Mut gedacht. Allein gerade der fehlt. Ich kann es mir wohl erklären. Einmal läßt jede große begangene That, die doch nie ohne viel Unglück, große Verluste übergehen kann, in der Seele eine Unruhe und etwas den leichten Lebensmut Hinderndes nach sich. Dann hat man, wie man die Dinge nun wieder in ein ruhiges Gleis gebracht hat, zwischen dem Alten und Neuen geschwankt und notwendig schwanken müssen. Jetzt will nichts recht zusammen passen, und man faßt auch nichts mit rechtem Vertrauen an. Endlich aber ist es doch immer mehr in dieser Zeit eine physische Umänderung, als eine Umkehrung des Inneren der Menschen selbst gewesen, und man wird es bald sehen, daß sie im Grunde dieselben sind, die sie unmittelbar vor der Übermacht des Feindes waren, und daß die große Begebenheit nur dazwischengetreten ist wie ein Gespenst, das viele schreckt, und in der viele mit geisterartiger Wildheit fortpuken, als müßte es in der Welt nun nichts geben, als wieder solche Kriege, als müßte man nichts tun, als sich auf solche Kämpfe rüsten. So ist einmal die Ruhe aus dem Leben gewichen und kehrt wenigstens fürs erste nicht zurück, und da man nun auch der Unruhe kein festes und sicheres Ziel des Strebens sieht, so muß

*) Caroline Luise, Prinzessin von Hessen-Homburg, geb. 1771, † 1854, seit 1807 Witwe des Fürsten Ludwig Friedrich von Schwarzburg-Rudolstadt, Regentin für ihren Sohn bis 1814.



eine gewisse Bangigkeit, wenigstens ein dumpfes Erwarten die Gemüther der Nachdenkenden einnehmen.

Die Fürstin von Rudolstadt hat mir ein paarmal hierher geschrieben, allein Du glaubst nicht wie traurig. Ich freue mich sehr, sie zu sehen. Wenn ich bedenke, wie harmlos sie ehemals war. Ich erinnere mich noch immer, wie wir, da sie ihr erstes Kind hatte, in Rudolstadt waren, und ich von ihr Abschied nahm, und sie, so gar an nichts anderes denkend, an der Wiege des Kindes saß.

Mit mir sind sie bald zufrieden, bald aber auch höchst unzufrieden gewesen. Es geht in solchen Dingen selten anders. Indes scheint mir doch die Zufriedenheit das letzte gewesen zu sein, und wenigstens liegt es nicht an mir, wenn es anders ist. Da muß man sich denn in den Mantel seiner Tugend hüllen. Es wäre in Homburg viel angenehmer, wenn man in einer Familie und nicht an einem Hofe wäre.

Ich bin seit Pappenheims Abreise fast von allen Geschäften frei, ich habe alles aufgearbeitet und werde zu anderen Beschäftigungen übergehen können. Du glaubst nicht, wie mich das stille Leben anzieht, selbst bei uninteressanten Arbeiten. Ich kann dabei ohne Schaden oft an sehr andere Dinge denken, das zieht mich viel weniger als die Menschen vom inneren Leben ab.



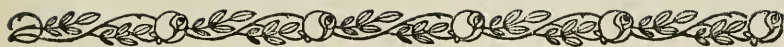
136. Caroline an Humboldt

Karlsbad, 24. Julius 1816

Mein theures Herz!



neisenau ist den Sonntag angekommen und hat mir Deine Nummer 117 gleich einige Stunden darauf gebracht. Er brachte seine Tochter mit, und wir haben lang und sehr freundlich miteinander gesprochen. Wir sind dann den Montag



lang in den Bergen zusammen spazieren gegangen und haben mancherlei verhandelt. Ich habe ihn immer sehr gern gemocht, und ebenso jetzt. Es fand sich, daß Gabrielle seine Agnes schon kannte, sie kam manchmal mit anderen Gespielinnen aus dem Luisenstift.

Ich bin, geliebtes Herz, in allem mit Dir einverstanden, was Deine letzten Briefe enthalten. Wie innig freue ich mich, in traulichen Gesprächen mein ganzes Denken und Gemüt wieder gegen Dich aussprechen und ich möchte sagen austauschen zu können. Niemand, wie sehr weiß ich es, niemand versteht mich so wie Du.

Ich reise Donnerstag, den 1. August, in aller Frühe ab, und wenn das Wetter gut bleibt, wie es Gott sei Dank seit drei Tagen ist, so komme ich vielleicht selbigen Tags über Eger hinaus. Sei überzeugt, daß ich auch noch jetzt, so sehr es mich ennuyiert, den ganzen August bleiben würde, wenn der Arzt es verlangte, allein ich glaube nicht. Carolinens Aussehen hat sich gehoben, aber eine Wundertur, eine totale Veränderung ist es nicht, es ist als ob die Gegenwirkung fehlte, die freilich aus dem Körper des Kranken hervorgehen soll. Ach, meine Seele, Dir brauche ich es nicht zu sagen, wie schmerzlich mir das alles ist, wie ihr Leiden mich mehr herabstimmt als eigenes.

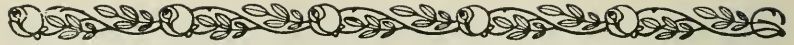
Der Staatskanzler reist den 30. ab. Er sieht viel wohler aus, und in der Familie finden sie, daß auch seine Taubheit etwas abgenommen hätte. Er sagte mir, er glaube, Du werdest im September reisen können.

Wenn Caroline sich wohl fühlt, so käme ich schon den 5., sonst den 6. bei guter Zeit an. Ach, wie unaussprechlich freue ich mich, Dich wiederzusehen! Auch die Kinder sind voll inniger Freude.

Nun Adieu, Du liebes, bestes Herz.

Ewig Deine Li.

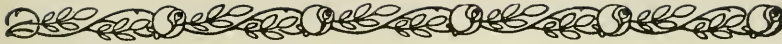




In Karlsbad muß es wirklich sehr langweilig sein, wie ich es immer behauptet habe. Ich müßte wirklich erst besonders matt von Krankheit werden, wenn ich es je brauchen sollte. Jetzt klagt alles über Langeweile, Du, der Staatskanzler, Jordan, die Cüstine. Ich begreife nur nicht, warum Ihr euch nicht untereinander amüsiert. Sage ihnen nur das. Wenn ich da wäre, würde das die Partie sein, die ich ergriffe. Es hilft nichts so gegen den Ennui, als sich auf einmal zu amüsieren. Hier bei mir ist es gar nicht so weit gekommen, daß man Langeweile und Amusement unterscheiden könnte. Das Leben hat hier nur eine Farbe und schleicht so hin. Wenn Du hier bist, amüsiere ich mich immer. Denn ich habe eine solche Sehnsucht, die lieben Züge Deines Gesichtes zu sehen, daß ich mir jetzt nichts denke als dies. Das stille Anschauen dessen, was man liebt, ist das Höchste im Leben und hat eine wahrhaft himmlische Kraft.

Wegen eines Klaviers und Singens wenigstens habe ich mit Flemming gesprochen, der nie einen Tag verlebt, ohne über eine Gitarre oder Flöte zu spielen oder zu pfeifen, eine Musikgattung, die er ganz eigen geschaffen haben soll. Er wird Rat schaffen. Die Cüstine wird Dir sagen, daß er ganz eigentlich viel Talent für die Musik hat. Überhaupt ist recht viel Genialisches in ihm, und es tut mir leid, daß er vermutlich nach Brasilien geht. Doch paßt es wieder auch für ihn, und individuell für ihn ist es besser als eine gewöhnliche europäische Gesandtenstelle. Er freut sich sehr auf Deine Ankunft.

Du sagst beim Agamemnon, daß ich zu nachsichtig gegen alles Eigene bin. Das ist aber eine glückliche Eigenschaft. Man fordert dann nichts von andern und hat darum alles, sonst immer wenig. Mit der Übersetzung hast Du gar nicht unrecht. Die gelbe Ausgabe



hat unleugbar Vorzüge, aber solche Mängel auch, daß sie nicht zu drucken war. Von diesen ist die jetzige frei, aber es mag ihr wohl manchmal an Geschmeidigkeit abgehen. Das beweist nur, daß das Ganze nicht vollkommen geglückt ist, was auch sehr natürlich war, da es nur hätte glücken können, wenn ich mit der Kenntniß, die ich jetzt habe, wäre an die frische, noch unversuchte Arbeit gekommen. Es ist wie mit dem Leben selbst. Man kann die Jugend und das Alter tadeln, und man muß daher auf nichts viel geben, was man tut oder hervorbringt, sondern immer nur auf das, was in einem selbst dadurch wird. Meine jetzige Übersetzung erhält einigen Wert durch die Einleitung. Sie hängt mit dieser innig zusammen und ist wie ein Beleg dazu, und die Einleitung deutet auf Ideen, die man immer wird beachten müssen.

Seitdem die Sachen mit Darmstadt abgemacht sind, genieße ich einer großen Ruhe. Es kommen nur so die gewöhnlichen Geschäfte, die größtentheils Bülow und Flemming abmachen, die sehr gut arbeiten, ich selbst brauche ein paar Abendstunden dazu und bin den übrigen Tag frei, so daß ich viel studiert und gelesen habe. Wie lange dieser Zustand dauern wird, ist schwer zu bestimmen. Ich schrieb Dir neulich, daß ich Schritte getan hätte, um ihn abzukürzen. Auch ist es mir trotz meiner wenigen Zuneigung zu Paris ernstlich jetzt darum zu tun, daß der Aufenthalt nicht mehr zu lang sei. Im späten Herbst wäre es fast unmöglich, daß Du mit den Mädchen dies Haus bewohntest. Es ist von einem solchen Zuge, daß z. B. in der Eßstube, wie irgend starker Wind ist, die Spiegel wie die Gardinen hin und her gehen. Es einen Winter hindurch zu bewohnen gehört eine feste Gesundheit dazu.

Ein zweiter Grund, warum ich nicht hier bleiben möchte, ist der Bundestag. Ich kann unter den jetzigen Umständen schlechterdings keinen Anteil daran nehmen, und mein Entschluß ist darüber so fest, daß ich, wenn man es wollte, es lieber auf das Äußerste ankommen



lassen würde. Ich hänge doch aber mit allem was ihn betrifft einmal sehr enge zusammen, da ich in Wien beständig darin gearbeitet habe. Es würde also sehr unbequem sein, ihm, wenn er jetzt in Tätigkeit kommt, so nahe zu bleiben.

Wie es übrigens damit von unserer Seite werden soll, weiß noch der Himmel. Lord Clancarty*) hat mir gestern gelegentlich in einem Billett geschrieben, daß er noch einmal jemand nach London schickt, um seine Söhne, die dort in einem Collegium sind, hierher kommen zu lassen, damit sie die Ferien hier mit ihren Geschwistern zubringen. Dies hat mir einen wahren Schrecken gemacht. Er muß notwendig die Idee haben, daß die Sache hier noch Monate dauern wird.



138. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 2. August 1816

Diese Zeilen hoffe ich durch die Gräfin Woronzow, dieselbe, die in Rom und Wien war, noch in Deine Hände zu bringen. Sie muß, meiner Rechnung nach, Dich in oder um Würzburg finden. Da Du doch vielleicht am 5. morgens in Aschaffenburg eintreffen könntest, so gehe ich übermorgen dahin und bringe Flemming, der Dir ja nicht unlieb ist, mit. Er kann dann zurück mit den Mädchen fahren, und wir beide in meinem Wagen. Ich freue mich, wie ich es Dir nicht beschreiben kann. Morgen muß ich noch zu einem Ball bei Otterstedt**) zu des Königs Geburtstag. Die großen Herren müßten zur Welt kommen, ohne geboren zu werden. Lebe innigst wohl, meine einziggeliebte Seele. Also Montag sehe und umarme ich Dich gewiß. Tausend Grüße an die lieben Mädchen. Ewig Dein H.

*

*

*

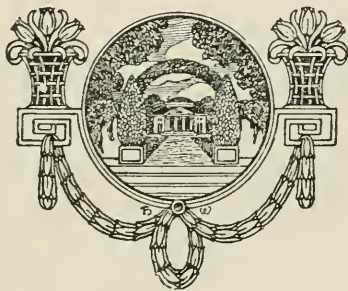
*) Englisches Mitglied der Territorialkommission.

**) Joachim Friedrich v. Otterstedt, geb. 1796, † 1859. Preussischer Gesandter in Darmstadt.

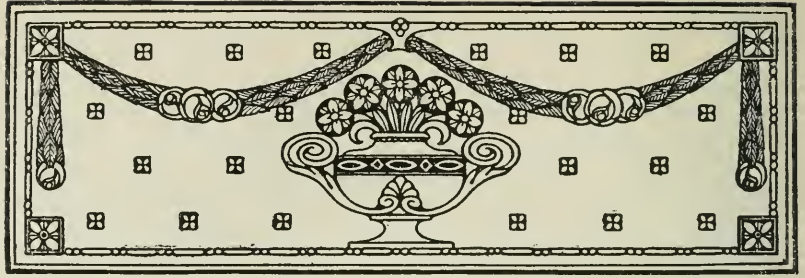


Am 6. August kam Frau v. Humboldt mit den Töchtern in Frankfurt an, und fünf Monate schönsten Zusammenseins waren dem Paar dort vergönnt. In diese Zeit fällt auch die Verlobung der jüngsten Tochter Gabriele mit Humboldts neuem Legationssekretär, Heinrich v. Bülow, eine Verbindung, die des Vaters wunderbares Ahnungsvermögen schon vorhergesehen hatte. Der Mutter Briefe an Adelsheid Hedemann*) lassen uns Blicke in jene für die Familie besonders sonnige Zeit tun, die nur allzu schnell verstrich.

Nachdem Humboldts Geschäfte in Frankfurt endlich abgeschlossen waren, ging er mit den Seinen nach Berlin, wohin ihn Hardenberg interimistisch berufen hatte. Da indessen Humboldts Bestimmung als Gesandter nach England schon feststand, die Ärzte dagegen auf eine Kur in Ischia für die Tochter Caroline drangen, so reiste Frau v. Humboldt mit den Töchtern und dem Hedemannschen Paar Mitte April 1817 nach Italien ab, und es beginnt abermals eine lange Trennung, durch die uns der Briefwechsel des Ehepaars wieder begleitet.



*) Vgl. „Gabriele v. Bülow, ein Lebensbild“. 14. Aufl., Berlin 1911. E. G. Mittler u. Sohn.



Dritter Abschnitt.

Von Frau v. Humboldts Abreise nach Italien bis zu Humboldts Übersiedelung nach England

April bis September 1817



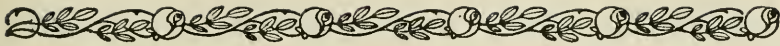
139. Humboldt an Caroline

Berlin, 17. April 1817



Dieser Brief kann zwar erst Sonnabend abgehen, aber es ist mir so wund ums Herz nach Dir, liebe einzige Seele, daß ich Dir schon heute schreiben muß. Die bange Zeit, die uns wieder voneinander trennt, hat angefangen, ich sitze hier wieder am Abend einsam und allein in unendlicher Stille und denke Deiner mit herzlichster, wehmütvoller Liebe. Wenn Du nur glücklich in Burgörner angekommen bist, und Caroline wenigstens nicht mehr gelitten hat.

Ich bin die beiden Tage seit Deinem Weggehen entsetzlich geplagt gewesen. Gestern wo ich schon eben nur zurückgekommen war, eine Konferenz halten und ausziehen mußte, kam zu allem Wirrwarr noch ein Diner beim König wegen des Großfürsten hinzu, heute war am Morgen bei diesem Cour und dann ein Mittagessen



bei Schuckmann*), dazwischen auch eine Konferenz. Beide Konferenzen waren die wichtigsten, die wir noch bisher hatten, die Meinungen standen sich sehr schroff entgegen, ich habe aber durch Festigkeit und einige gute vereinigende Manöver es auf ein Resultat gebracht, mit dem alle zufrieden sind. Es war nämlich die Rede von einer Prüfung aller Einnahmen und Ausgaben, und ich bringe es dahin, daß sie geschehen wird, nur auf eine sanftere und bessere Manier als einige wollten. Die Dinge sind in großer Bewegung, und es müßte wunderbar und schlimm zugleich sein, wenn es ohne ein heilsames Resultat bliebe. Ich arbeite so viel ich kann zu diesem hin, nur muß es mit Langsamkeit und Bedacht geschehen, sonst läuft man Gefahr mehr zu verderben als man gut macht.

Den 19.

Seit einigen Tagen geht hier das einfältige Gerede, ich wollte und würde Finanzminister werden; der**), welcher Gabrielen so anlag einen Preußen zu heiraten, hat mir sehr ernstlich dazu geraten, und der jetzt die Stelle hat***), scheint sich davor zu fürchten. Ich brauche Dir nicht zu sagen, daß man da, wo es entscheidend wäre, nicht einmal daran denkt, und ebensowenig, daß ich es nicht annehmen würde. Ich werde nie im fünfzigsten Jahr in ein ganz neues Fach übergehen. Wie ich jetzt darin stehe, kann ich Gutes wirken und was ich tue verantworten. So habe ich auch, als die Rede darauf kam, den ganzen Staatshaushalt zu untersuchen, dies in ein gutes Geleis gebracht, und diese Sache wird jetzt mit Ernst und mit Vorsicht abgemacht werden können, wenn man sich ordentlich dabei nimmt. Einen wirklich nicht üblen calembour haben die Berliner auch gemacht. Sie sagen, ich müßte übers Meer gehen,

*) Vgl. S. 113.

**) Gneisenau.

***) Graf Bülow.



weil ich nicht über den Jordan kommen könnte. Es ist wirklich sehr gut.

Lebe wohl, innigst wohl, teures, herzlich geliebtes Wesen. Es ist der erste Brief nach unserer Trennung. Wann werde ich den letzten schreiben? Umarme alle, die Dich begleiten. Ewig Dein.



140. Caroline an Humboldt

Burgörner, 18. April 1815

Ich bin gestern abend um 5 Uhr glücklich hier angekommen, geliebtes Herz. Ich kann und mag Dir gar nicht sagen, wie weh mir der Abschied von Dir, mein teurer lieber Wilhelm, getan hat. Ich bin wohl nie gern von Dir gegangen, doch war es mir diesmal noch ganz eigen bitter. Deine Liebe, Deine gleich stete Zartheit und Sorgfalt für mich, wie sollte ich sie nicht auf ewig in meiner Seele tragen? Die leztverflossenen acht bis neun Monate sind für mich so schön, so harmonisch, so einzig süß vergangen, daß man kaum weiß, was man dem Schicksal noch für eine Günst aberflehen soll. Carolinens wiederkehrende Gesundheit, des armen Theodor ernstliches Wenden zu einfachen und erfreulichen Gesinnungen, das bleibt mir zu wünschen übrig. Ich sage des armen Theodor, denn wirklich kommt er mir in dieser Verschrobenheit rein unglücklich vor, und das Herz zergeht mir in Wehmut, wenn ich denke und denken muß, daß selbst solche treue Liebe wie Mutterliebe das Unwahre und Verkehrte nicht von ihm abnehmen und ihn dem wirklich heitren Leben, dem er durch Alter und Verhältnisse entgegengeht, zurückgeben kann. . . .

Lebe wohl! Allen Freunden tausend Schönes, allen, Carochens
vorzüglich. Ewig Deine treue
Caroline.





141. Humboldt an Caroline

Berlin, 24. April 1817

Ich fuhr gestern um $\frac{1}{4}$ auf 6 Uhr von hier nach Potsdam, um den lieben kleinen Hermann*) zu besuchen. In Gliencke hielt ich mich nur eine halbe Stunde auf, um mit dem Ranzler zu sprechen. Ich fand ihn beim Frühstück. Er war sehr freundlich und grüßt Dich sehr.

Es sind, seitdem Du weg bist, sehr lebhaft Debatten gewesen, nicht ohne Seelenmotion für viele. Es ist wirklich sehr interessant, den Sitzungen beizuwohnen.

26.

Ich habe durch Bülow Deine Briefe erhalten, geliebte Seele. Beide haben mich aufs tiefste gerührt. Du bist so unendlich gut und lieb, teure, einzige Li, daß Worte es nicht zu sagen vermögen. Du mußt es in jedem Moment gefühlt haben, wie unbeschreiblich glücklich mich die Monate des Zusammenseins mit Dir gemacht haben. Ich habe mich nie froher und heiterer gefühlt. Ich bin immer und zu jeder Zeit unendlich glücklich mit Dir gewesen, und ich kann es auch nur der vorangegangenen langen und bitteren Trennung zuschreiben, daß mir dieser letzte Zeitraum noch schöner und wohlthätiger schien. Du warst so über jeden Ausdruck lieb und gut mit mir, und ich weiß keinen Tag, keine Stunde zu nennen, in der nicht dies Gefühl aufs neue in mir lebhaft geworden wäre. Unsere jetzige Trennung hat auch mich sehr tief ergriffen, liebe Seele, das glaube mir gewiß, es ist mir ja alles genommen, was mich beglückend umgab, aber es ist mir doch tröstlich, Dich in dem himmlischen Lande, mitten in wehmütigen und heiteren Erinnerungen zu wissen. Es kommt mir auch vor wie eine Pilgrimschaft zu den Gräbern der geliebten Kinder, die so lange in der Fremde allein waren, es wird in Deinem Gemüt auf lange wieder einen Schatz beglückenden Andenkens zurücklassen.

*) Vgl. S. 188.



Im Deutschen Beobachter hat ein eigener Artikel über meine angebliche Reise nach Sachsen gestanden, die nun dadurch erklärt ist, daß ich Dich begleitet hätte, so daß Deine Reise nach Italien erwähnt ist. Ich bin, wie gewöhnlich, auf die doppelsinnige Art gelobt, es heißt unter anderem, daß ich mit meinen kühlen und hellen Augen überall Licht verbreitete. Die Leute sind sehr albern. Gottlob, daß Du und ich wissen, wie es mit mir steht.

Lebe innigst wohl! Umarme Adelsheid und die Mädchen und August. Die arme, liebe kleine Gabriele! Tröste sie auch von meinetwegen, ich werde schon für Bülow sorgen. Ewig Dein H.



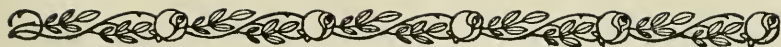
142. Humboldt an Caroline

Berlin, 2. Mai 1817

Seute esse ich beim Kanzler. Die Morgen nehmen jetzt ganz regelmäßig die Konferenzen hin. In diesen geht es nicht ohne manchen Sturm ab. Was am Ende aus der Sache werden wird, ist noch schwer, ja eigentlich gar nicht abzusehen. Aber noch neulich ganz im Vorbeigehen sprach der Kanzler so recht von London, daß man sah, daß er keine andere Idee hat, und es geht auch nicht anders. Man kann mich hier nicht wollen, und ich kann vernünftigerweise keine Schritte dazu tun.

Den 3.

Ich komme eben aus der Konferenz, liebe Li. Diese Woche ist in Konferenzen furchtbar gewesen, alle Tage, den einzigen Bußtag ausgenommen, die ganzen Vormittage. Der Staatskanzler ist zwar nicht eigentlich krank, allein er leidet doch fast unausgesetzt an Schmerz im Hinterkopf. Dieser Schmerz dauert nun schon wochenlang, ohne eigentlich je ganz zu weichen. In diesen letzten Tagen aber war er so heftig, daß er ihn hinderte zum König zu



gehen. Ich rechne für seine Gesundheit auf das nunmehr kommende bessere Wetter. Aber im ganzen ist es immer sehr schlimm mit ihm und den Sachen, da doch auf diese Gesundheit bei seinem Alter kein sicheres Vertrauen zu setzen ist. Ich sage mir sehr oft mit Falstaff, nämlich in Beziehung auf mich: Ich wollt' es wäre Schlafenszeit und alles alles aus. Ich kann, wie ich die Sache sehe, nicht mit Heiterkeit in die Zukunft blicken, und habe auch kein Gemüt dafür, mich abzusondern, was ich freilich sehr leicht könnte. So geht man denn so fort von Tag zu Tage, und Woche zu Woche und Jahr zu Jahr. Es liegt etwas Wüstes und Irres in der Zeit, das mir sehr zuwider ist.

Mir selbst ist es, Deine Trennung abgerechnet, kaum je besser geworden. Gute äußere Umstände, eine gelingende Tätigkeit und Übereinstimmung in dem, was ich tue, mit denen, die täglich Zeuge davon sind. Das ist alles gut, aber ich weiß nicht, mir ist doch nichts weniger als heimlich. Es ist immer, nicht in unseren eigenen häuslichen Dingen, aber im Ganzen und Großen als wäre etwas verborgen, was auf einmal losbrechen würde, oder als sinke, was besteht, so allmählich und unvermerkt ineinander, ohne daß ein Halten oder Verbessern dabei wäre.

Den 6.

Diese ersten Frühlingstage wirken immer sehr eigen und stimmen weicher und sehnsuchtsvoller. Wieviel gäbe ich darum, Dich heute, wo Du nun gerade sein magst, sehen und auch nur einige Stunden mit Dir bleiben zu können. Der Anblick Roms und des Gebirges, das wir als wir kamen noch gar nicht kannten, und das uns nur so wegen seiner Form ins Auge fiel, wird Dich unendlich ergreifen. Es kommt einem immer vor, als hingen die Schicksale des Lebens, die einem an einem Orte begegnen, an den Umrissen der Gegend, die ihn umgibt. Das ist überall wahr und nun in Rom und für uns! Gedanke ja meiner, liebe, teure Seele, wenn Du den Albaner



Berg zuerst siehst. Daß, was dem Herzen so nah ist, in der Wirklichkeit so fern sein kann! Und doch hängt daran das Tieffste im Glück und im Unglück des Lebens. Lebe wohl, mein innig-geliebtes Herz. Ewig mit ganzer und inniger Seele Dein.



143. Caroline an Humboldt

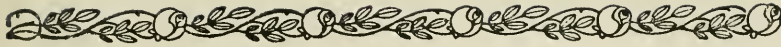
Innsbruck, 3. Mai 1817

Wir sind glücklich und bei dem allerschönsten Wetter hier angekommen. Eine Stunde hinter Seefeld verließ uns der Schnee auf dem Wege, wo die Straße so tief nach Zell herunterfällt. Wir haben uns hier, nachdem wir uns umgezogen und gegessen hatten, sehr herumgetrieben. Bei den Franziskanern habe ich doch mit sehr großer Freude das Grabmal Kaiser Maximilians und die vielen bronzenen Statuen wiedergesehen. Ich habe es, dünkt mich, erst dießmal recht verstanden.

Wir gehen morgen weiter, und ich glaube kaum, daß ich vor Bologna einen Brief bekomme. Du liebes, treues Herz, ich sehne mich doch wieder so danach. Ach, wo sind die süßen Stunden, die Du mit Deiner unnachahmlich, unerschöpflich guten Laune erheitertest und belebstest! Wann kommen sie wieder? Ich komme mir ganz verlassen, ganz verwaist vor.

Jacobi*) und seine Schwestern sah ich in München, nachdem ich meinen Brief an Dich geschlossen hatte. Ich war mit Carolinen, Gabriellen und Udelheid dort. Er war ganz außerordentlich erfreut, mich und die großgewordene Caroline (die einzige, die er kannte) zu sehen und die beiden jüngeren kennenzulernen. Er hat sich eigentlich für 20 Jahre wenig verändert, und da er alle Vorderzähne erhalten hat, so ist sein Gesicht gar nicht verfallen. Er hat

*) Friedrich Heinrich Jacobi, geb. 1743, † 1819. Philosoph. Vgl. Bd. III., S. 6 f.



den schönen edlen Ausdruck seiner Züge erhalten, der einen so tiefen Eindruck machte. Dich grüßt er tausendmal und läßt Dich um Verzeihung bitten, daß er Dir nicht geantwortet hat. Seine Augen sind so schwach, daß er immer ein Käppchen mit einem Schirm tragen und gegen das Licht sitzen muß. Er sprach mit Bewunderung von Deinem Agamemnon und mit Liebe von Dir.

Verona, 7. Mai

Ich bin nicht wieder zum Schreiben gekommen. Den 4. sind wir von Innsbruck bis Sterzing gegangen. Nirgends waren Postpferde, und die, die wir fanden, beinahe verhungert. Es ist in der Gegend des Tirols eine Art Hungersnot. Den 5. gingen wir bis Bozen, den 6. bis Roveredo, und heute hierher. Wir bleiben morgen und gehen übermorgen nach Padua und Venedig. Hier habe ich gleich nach Briefen von Dir auf der Post zufragen lassen, aber keine bekommen. Ich bin so verlangend danach. Ich kann Dir nicht mit Worten sagen, wie Du mir fehlst, je mehr mich etwas freut, je schöner ich es finde, je mehr wünsche ich Dich zu mir. Ich weiß nicht, ob ich vor 15 Jahren, als ich mit Dir durch dieselbe Gegend kam, in der großen Reisefregatte die Gegend nicht so gesehen habe, aber ihre Schönheit hat mich diesmal noch bei weitem mehr frappiert. Einiger Punkte erinnerte ich mich indessen ganz klar. Überhaupt ist die Reise eine einzige Erinnerung an Dich, mein teurer, geliebter Wilhelm. Es liegt das Andenken jener Zeit, die Gegenwart und dazwischen die Jahre, die nur ein Gefühl Deiner Liebe, Güte, Deiner Nachsicht und Deiner Sorgfalt für mich enthalten, mir lebendig in der Seele.

Mit meiner Gesundheit geht es seit einigen Tagen besser, und ich huste auffallend weniger, seitdem ich über den Brenner bin und es warm ist. In München ging es mit Carolinen sehr schlimm,



allein seit wir die Berge hinter uns haben, scheint auch sie durch den Einfluß der Luft zu gewinnen. Die Gesichtsschmerzen haben abgenommen, ihre Heiterkeit hat aber beim ersten Wort Italienisch so auffallend zugenommen, daß August sagt, er hätte sie noch gar nicht so gesehen.

Nun lebe wohl, mein teures Herz. Wir wollen nun unsere Pflicht tun und Veronas Merkwürdigkeiten sehen. Ewig Dein und tausend Grüße der Kinder. Wie sehr habe ich am 5. Wilhelm gedacht. Ach Gott!

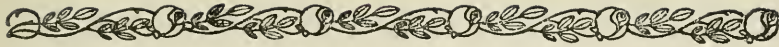


144. Caroline an Humboldt

Venedig, 11. Mai 1817, abends

In Verona habe ich noch eine recht unerwartete Freude gehabt. Nachdem ich meinen Brief an Dich gesiegelt und durch Peter auf die Post gesandt, brachte er mir Deine lieben Zeilen vom 29., die auch ein Briefchen von Bülow für Gabrielle enthielten. Unsere Freude war um so größer, da wir die Hoffnung aufgegeben hatten. Tausend Dank, meine liebe, süße Seele! Ach ja, Italien grüße ich recht in Deiner Seele. Wer hat seinen Reiz, seine Tiefe mehr empfunden wie Du!? Es ist auch ein eigenes Gefühl, mit dem ich das herrliche Land wiedersehe. Vieles, merk ich, dringt mir erst jetzt recht in die Seele, wird erst jetzt so recht von mir verstanden. Hat die Sehnsucht, hat die Reife des Lebens mich erst so gemacht, ich weiß es nicht, aber alle Liebe, alle Innigkeit, der kunstverständige Fleiß der großen Maler, ihr inneres Leben, das sie dargestellt haben in unsterblichen Werken, dringt so auf mich ein, daß mich eine recht lebendige Ahnung jener Zeit, und, wenn ich mich so ausdrücken darf, jener Form der Menschheit übernimmt. Venedig hat mich durch seine Schönheit aufs neue unendlich ergriffen. Die Markuskirche, der

304



Palast des Dogen haben wirklich etwas fabelhaft Schönes, Wunderbares, es ist in dieser Pracht des Materials, diesen Säulen, Verzierungen, diesen Mosaiken, diesem kostbaren Fußboden, in der Anordnung und Bestimmung des Ganzen etwas ganz Eigenes. Die vergoldeten bronzenen Pferde, der Löwe stehen wieder auf ihrem alten Platz. Ich war mit den Kindern heute oben auf dem Vorsprung, wo sie stehen, und fand sie schöner denn ehemals, wo ich sie in Paris sah.

Von Verona sind wir ohne besondere Abenteuer hergefahren. Wir wohnen in der Regina d'Inghilterra, nahe am Markusplatz. Heute sind wir vier Stunden lang in dem Palast des Dogen gewesen. Die meisten Bilder, die man nach Paris mitgenommen hatte, sind wiedergekommen, indes einige nicht. Man sagt, die in den Tuileries aufgehängt gewesen wären, hätte Ludwig XVIII. behalten. Cicognara*) habe ich hier gefunden, gesehen, und morgen wird er mit uns die vorzüglichsten Kirchen und Galerien sehen, auch seine Frau war bei uns.

Über die Berliner Dinge sage ich nichts, nicht daß sie mich nicht interessierten, allein ich glaube, es ist so diskreter. Den Ausschlag in Deiner eigenen Lage erwarte ich, wie Du denken kannst, mit großer Begierde. Ende Mais, denke ich, muß es sich doch zeigen.

Eine sehr große Freude und Genuß ist's mir, den Goethe, seine italienische Reise meine ich, auf dieser zu lesen. Es ist eine unnachahmliche Wahrheit der Empfindung, eine Tiefe der Erfassung der Gegenstände darin, große Einfachheit und doch Schmuck in der Sprache. Ließ es doch, geliebtes Leben.

Den 31. Mai oder 1. Juni hoffe ich in Rom einzutreffen. Die Sehnsucht danach wächst mit jedem Schritt, den ich vorwärts

*) Leopold Graf v. Cicognara, geb. 1767, † 1834, italienischer Kunstschriftsteller, seit 1808 Präsident der Akademie der schönen Künste in Venedig. Vgl. Bd. III., S. 5.



tue; wohl ist's eine Pilgrimschaft nach Wilhelms heiligem Grabe, nach des kleinen Gustav stiller Ruhestätte, und ganz fühle ich, wie Leben und Tod in Eins zusammenschmelzen.

Bülow und Gabrielle tut diese Trennung, wie schmerzlich sie beiden ist, doch eigentlich wohl und ist ihnen gut. Ich wünschte, daß Bülow zu dem, was er treibt, noch einige Kunstkenntnis — und wäre sie auch nur geschichtlich — hinzufügte. Einiges Schöne gibt es denn doch auch bei uns, und ein neuer Sinn geht dem Menschen auf, wenn er einen Blick in das vereinte Streben so vieler Geister durch so viele Jahrhunderte hindurch tut und ewig die Kunst als die höchste Blüte des Lebens erblickt. Bülow hat eine Anlage zum Trocknen, der er jetzt in den Jahren, in denen er steht, noch entgegenarbeiten muß, sonst ist es gewiß ein liebes, treues und inniges Gemüt. Gabrielle ist ein gar liebevolles Kind, leidenschaftlich zärtlich ist der rechte Ausdruck für sie.

Larochens grüße sehr, ich habe sie sehr lieb, es sind so treue Seelen. Nun adieu für heute, teures, geliebtes Wesen.

Ewig Deine Li.

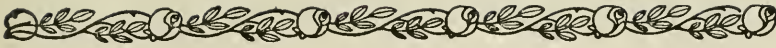


145. Humboldt an Caroline

Berlin, 12. Mai 1817

Ich bin überhäuft nicht sowohl mit Geschäften, aber doch mit Konferenzen, so daß mir fast nie ein halber Tag übrig bleibt. Du erinnerst Dich, daß man in meiner Kommission für notwendig erkannte, eine ganz neue Untersuchung über den Staatsbedarf anzustellen, und daß auf meinen Vorschlag die Kommission beschloß, sich deshalb durch den Kanzler an den König zu wenden. Dieser hat jetzt diese Prüfung einer eigenen neuen Kommission aufgetragen, die aus allen Ministern, Schön*),

*) Heinrich Theodor v. Schön, geb. 1773, † 1856, seit 1816 Oberpräsident von Westpreußen.



Sack*), Ladenberg**), Rother und mir besteht und beim Kanzler und unter seinem Vorsitz sich versammelt. In dieser ist ein neuer Ausschuß ernannt, der eigentlich das Geschäft machen soll, und in dem Schön, Klewis***), Ladenberg und ich sind. So komme ich also immer tiefer hinein, was mir indes recht lieb schon darum ist, weil ich sehr viel bei diesen Arbeiten von Dingen lerne, die mir bisher nicht bekannt waren.

Der Kanzler sieht selbst jetzt ein, daß er vor der Mitte des Junius nicht wird von hier weggehen können. Kommt kein außerordentlicher Vor- oder Einfall, so gehe ich doch nach London. Indes braucht mich der bekannte Palästinasche Fluß als eine Art schwarzer Mann. Neulich bei einer im Departement vorgefallenen Unordnung hat er den Leuten gesagt, er wolle sich nicht ärgern, aber sie möchten nur warten, wenn ich käme, ich würde andere Ordnung halten. Es ist sehr sonderbar, daß man mich für so streng hält, da nicht leicht jemand so gutmütig und nachsichtig mit den Leuten umgeht, und noch närrischer ist es, daß man so über mich verspielt. Ich habe sehr lachen müssen. Trotz dieser angeblichen Strenge werde ich gewiß mehr geliebt sein. Der Calembour mit dem Jordan wird nun fortgesetzt. Man sagt jetzt: Ich würde doch hinüberkommen, weil er anfinge, sehr leicht zu werden.

Es ist mir unendlich einsam, mein innig und ewiggeliebtes Herz, und eine unennnbare Sehnsucht treibt mich oft um, daß ich still und in mich gekehrt mitten unter den Menschen bin. Wenn es Dir aber nur wohl geht, und Du Dich glücklich fühlst im schönen Lande. Wieder zusammen kommen wir gewiß, und diese Wiedervereinigung gibt uns ja immer auch wieder dasselbe Glück.

*) Vgl. S. 169.

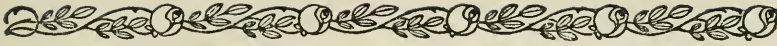
**) Philipp v. Ladenberg, geb. 1769, † 1847, wurde 1817 Chef der Generalkontrolle der Finanzen. 1837 bis 1842 Staatsminister.

***) W. A. v. Klewis, geb. 1760, † 1835. 1817 bis 1824 Finanzminister.



Denn von dieser Unwandelbarkeit der Empfindung in ihre kleinste und tiefste Eigentümlichkeit hinein bist Du gewiß überzeugt. Es ist gar nicht bloß, daß man sich immer liebt und immer gleich liebt; aber daß man auch immer mehr und steigend dasselbe einer im andern entdeckt und sucht, was einen vom ersten Augenblick an glücklich gemacht hat, nur daß man sich damals weniger dessen bewußt war. Überhaupt bleibt immer das tiefste und anziehendste Studium das, was man an sich und anderen und vor allem an denen macht, die man liebt. Ich würde es nie aussprechen und schildern können, wie ich das eigentliche und wahre Dasein des Menschen und der Natur in Dir gesehen und erkannt habe, und noch immerfort sehe und erkenne. Unendlich vieles wäre mir ewig dunkel und unverstanden geblieben, wenn ich Dich nicht so empfunden und beseffen hätte. Allen Menschen mag es wohl in gewissem Grade so gehen, aber mir ist es doch vorzüglich eigen, mehr auf den Menschen und die Natur als solche, als auf alle gemachten Verhältnisse, wie wichtig sie sein mögen, zu achten, und ohne ändern und modeln zu wollen, nur eine reine Freude zu haben an dem, was ist. Ich bin bei weitem mehr und in allem kontemplativ als handelnd und bin ins Handeln wirklich nur so durch den Zufall gestoßen. Darum hätte ich auch sehr gern, ehe ich stürbe, einige Jahre bloße Ruhe, reine Abgezogenheit von den irdischen Dingen der Welt. Es ist nicht hübsch, so ins Grab zu taumeln aus allen äußeren Verhältnissen und Verwirrungen, und wenn Menschen Mönche und Einsiedler werden in ihrem Alter, ist es derselbe nur sich anders äußernde Instinkt. Ich habe gar keine Besorgnis vor dem Tode, und es käme mir gar nicht menschlich vor, ihn nicht, wie er ist, mit dem Leben befreundet und verschwistert, anzusehen. Aber es würde mir sein, als hätte meinem Leben etwas gefehlt, wenn ich nicht so eine leere, rein nützige Zeit vor ihm gehabt hätte. Dennoch muß man jetzt noch im Strome fort und sich ohne Schonung und Be-

308



sorgnis hingeben. Ich glaube sehr daran, daß man nicht eher stirbt, als bis man selbst aus innerem Trieb, über den man freilich auch nicht Herr ist, das Leben losläßt, und so hat man vielleicht auch dies in seiner Gewalt. Ich weiß aber nicht, wie ich so weit abgekommen bin vom Nächsten, das uns umgibt.

Nun lebe wohl, mein ewig liebes holdes Herz. Umarme alle Kinder, und denke an mich bei der Pyramide, die ich vielleicht nie wiedersehe.

Ewig Dein H.



146. Humboldt an Caroline

Berlin, 18. Mai 1817

Ich sah, wie ich gestern vor dem Komödienhause vorbeiging, daß Egmont gegeben wurde, und es zog mich an, hinzugehen. Es wurde zwar höchst mittelmäßig gespielt, allein ich bin doch sehr gern darin gewesen. Wie solch ein Stück auch gegeben werden mag, bringt es immer einen großen Eindruck hervor. Nur haben sie es sehr verstümmelt. Die schönen Scenen von Elärchen werden mit Auslassung der hübschesten und naivsten Stellen gegeben. Was sie Egmont von der Regentin sagt und alle ihre Fragen bleiben weg und ebenso das kleine Lied: Welch Glück sondergleichen. Das Ende mit dem Traum ist, wie man es hier macht, auch kindisch. Es wird wie ein wahrer Traum angesehen. Er schläft ein, wacht auf, und wird endlich abgeführt. Nun aber sieht man doch den Traum vor Augen. Sich nun vorstellen zu müssen, daß das eine wahre Erscheinung ist, die Egmont nur für einen Traum hält, ist sehr kleinlich. Viel besser war es, den Zuschauer über die Lösung in Zweifel zu lassen und den Vorhang noch während der Erscheinung niederzuziehen. —

Nachher bin ich noch lange Unter den Linden herumgegangen. Das Wetter war zwar gar nicht freundlich, aber der Himmel war



dunkel umzogen, und es ging kein Mensch mehr. Ich gehe gar nicht gern in Gesellschaft, wenn ich ein Stück mit Interesse gesehen habe. Es hallt einem doch immer nach in der Seele.

Die Herz war heute früh bei mir. Sie geht erst gegen den Herbst nach Italien, nämlich so, daß sie Mitte Oktober in Rom sein will, wo sie Dich gewiß dann zu treffen hofft.

Bernstorff*) ist mit seiner Frau angekommen. Ich habe ihn gesehen, aber sie nicht zu Hause gefunden. Ich vermeide das Corps diplomatique theils der Langeweile wegen, theils um mir nicht den Schein zu geben, mich in die auswärtigen Geschäfte hier mischen zu wollen.

Ich habe heute mit Bülow beim Finanzminister gegessen, wo fast niemand als alles, was jetzt von der Familie hier ist, war. So sonderbar auch die Lage ist, in der sich der Finanzminister gegen mich befindet, so glaubt er nicht von mir lassen zu können. Er spricht ewig davon, daß ich hierbleiben müßte. Ich habe ihm noch heute sehr offen gesagt, es gehe in keinem Ministerium, ohne Ausnahme, wie es solle, was solle ich nun hier dabei machen und mich fruchtlos streiten. Es hilft nichts, daß man dazu beiträgt, daß die Menschen in einem Irrwahn bleiben. Die traurige Wahrheit muß doch an den Tag kommen. Die Nemesis ist eine große Göttin. Ach, Du bist jetzt mitten unter den Göttern, wo es einem viel schöner heidnisch zumute ist. Vergiß mich nicht, inniggeliebtes Herz, bedenke, daß ich indes lebe, wo es arm und dunkel ist. Wenn ich nur einmal mit Dir am Testaccio und am Albaner See sein könnte! Es hat mich unendlich gerührt und gefreut, daß Du sagst, daß ich Dir sehr fehle. Du bist so wundergut. Aber ich hätte und habe auch kein lieberes Dasein, als für Dich zu sorgen und Dich mit Liebe und Zärtlichkeit zu umgeben. Dies

*) Vgl. S. 156.



süße Glück wird mir ja wieder werden, und dann trennen wir uns nicht mehr. . . .

Lebe wohl, teures Herz.



147. Caroline an Humboldt

Florenz, 22. Mai 1817

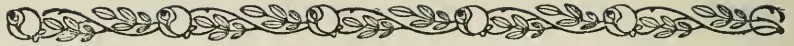
Unser Ankommen hier war ein Fest in Hinsicht der Briefe, die wir vorfanden, die gute kleine Gabrielle und ich. Mit welcher Freude, teure, geliebte Seele, empfing ich die Deinen. Wir kamen den 20. abends hier an, recht glücklich aber leider einige Stunden zu spät, um noch schreiben zu können. Caroline war den Tag in Bologna und auf der Reise hierher ungemein leidend. . . .

Ich habe hier unendlich viel Schönes schon gesehen und genossen. Gestern war ich den ganzen Vormittag auf der Galerie und in der Tribuna, wo die Venus Medicis aufs neue steht. Die Fornarina von Rafael, welch ein Bild! Welch ein Gesicht. Je länger man es ansieht, je mehr sieht es einen wieder an. Es ist eigentlich kein ideales Gesicht, eine unbeschreibliche Natur, eine Unmut, ein Reiz und Leben und Üppigkeit der Form, daß ich's keinem Mann übelnehmen kann, der sich in das Bild verliebt. Im Palast Pitti sind an 70 Bilder von Paris zurückgekommen, in allem sind wohl 14 bis 15 Rafaels hier. Von Fra Bartolomeo, von Pietro Perugino sind hier die himmlischsten Sachen. Man müßte drei Monate hier bleiben, um so recht mit Muße alles zu genießen. In so wenigen Tagen überfüllt man sich. Aber wir eilen nach Rom.

Ich habe hier Briefe vom alten Baron*) und der Buti**)

*) Baron Brown wohnte in demselben Hause wie Humboldts in Rom, Via Sifina, Palazzo Tomati.

**) Italienische Hauswirtin und alte Freundin Frau von Humboldts und der deutschen Künstler in Rom.



gefunden. Der treue alte Baron gibt mir drei Zimmer, und August und Adelheid werden wohnen, wo ehemals unsere Jüngens mit dem Lehrer wohnten. Die Buti wird uns kochen. So wird die Täuschung für mich beinahe vollkommen sein. Von Rauch habe ich nichts hier gefunden, was mich vermuten läßt, daß er herkommt. Wir nehmen hier wieder den Anastasio*), der mich schon zweimal fuhr.

Zwischen Venedig und Bologna, unendlich mehr aber noch zwischen Bologna und der Toskanischen Grenze haben wir ein Elend, eine Bettelei gefunden, von der Du Dir keinen Begriff machen kannst. Eine ganze Population ist von den Apenninen heruntergekommen, sich vom Hungertode durch Betteln zu retten. Du kannst Dir vorstellen, daß das nicht ausreicht. Man hat solche Bilder des Elends und der Verzweiflung nie gesehen. Wir mußten oft weinen. Ein Mann trat uns sehr wehmütig an, ich habe nie eine solche verzogene Physiognomie gesehen, ein langes Messer hing ihm zur Seite, seine drei Kinder, sagte er, seien aus Hunger gestorben. — Sie essen Gras wie das Vieh, diese Nahrung, der höchste Mangel, erzeugen die Krankheiten, die in Italien herrschen, doch beinahe nicht aus der Klasse dieser Unglücklichen gekommen sind. Seit fünf Jahren sind Mißernten, die letzte war es total.

Wenn sie Dich aus Berlin lassen, mein süßes Herz, ich meine nicht nach Frankfurt, denn das ist doch abzusehen, so weiß ich nicht, was ich dazu sagen soll. Es wäre mir sehr traurig, Gott weiß es, nicht für uns, auch nicht aus ambitiösen Ansichten, aber so im allgemeinen. Die Kränklichkeit des Kanzlers schmerzt mich. Es sind so viele, die davon profitieren. Ich, meine liebe Seele, werde immer kommen, wohin Du mich haben willst, auch nach England. Nur jetzt laß uns nichts an Carolinens Gesundheit versäumen.

Ja, auf Rom und den Anblick der Berge freue ich mich un-

*) Lohnkutscher. Vgl. Bd. III., S. 468.



ausſprechlich. Ich erinnere mich ſo gut deſ Morgens, wo wir in dem alten Chaiſ'chen, Wilhelm zwiſchen uns, die letzte Station mit Poſt hineinfuhren. — Er iſt da geblieben, während wir vom Leben umhergetrieben ihn überall vermißten. Werden wir ihn je finden? Wird daſ, waſ ſich ſo innig angehörte, ſich je wieder-erkennen?

Den 23., abends.

Ich ſchließe den Brief heute abend, meine ſüße Seele, denn morgen früh möchte keine Zeit mehr dazu ſein. Wir reiſen den 25. ab und hoffen, den 29. in Rom anzukommen. Wir gehen über Siena. O Gott, wie iſt mir, wie wird mir ſein!

Ich umarme Dich und bin ewig Deine Caroline.



148. Humboldt an Caroline

Berlin, 23. Mai 1817

Ich habe heute eine Sitzung in der Kommiſſion gehabt, mit der ich ſie für die nächſten Tage ausgeſetzt, wo ich ihr aber eine vorzüglich gute Wendung gegeben habe. Der von der Kommiſſion, der mit uns in demſelben Wirtſchhaus unten wohnte, hatte von Anfang an keine andere Tendenz, alſ daſ Geſetz nur geradehin zu verwerfen und platt auf den Boden fallen zu laſſen. Er hatte keine andere Idee, alſ den, der eſ vorgeschlagen, zu ſtürzen. Der Bruder dieſeſ letzteren auf der anderen Seite möchte daſ Gutachten der Kommiſſion recht mangelhaft und recht wenig brauchbar ausfallen laſſen. So kommen dieſe beiden ſehr heterogenen Menſchen, ſogar ohne ſich abſichtlich zu verabreden, dahin, beide zu wollen, daſ wir bloß verwerfen und gar nichts an die Stelle ſetzen möchten. Damit kann doch aber dem König nicht gedient ſein, weil die Verlegenheit deſ Staatſ dieſelbe bleibt. Ich habe alſo heute auf daſ Gegenteil gedrungen und habe den



Weg ungefähr angegeben. Ich habe es zugleich auf solche Weise getan und meinem Vorschlag eine solche Wendung gegeben, daß die, welche schon meiner Meinung waren, mir gleich laut beifielen und der Widerspruch gar nicht einmal eigentlich geäußert wurde. Ich will, wie Du recht gut weißt, auch gewiß nicht halten, die nicht an der rechten Stelle sind, allein dadurch fallen sie nicht, und man muß doch außer den Personen die Sache und das Ganze im Auge haben. Es wird sich nun freilich erst zeigen, wieviel wir werden zustande bringen können, allein auf jeden Fall wird sich bewähren, daß wir mit ernstem Bemühen getrachtet haben, eine wirkliche Hilfe in der Sache zu bewirken und nicht bloß eine unnütze Arbeit zu machen. Unter den Mitgliedern hat die Sitzung große Sensation zu meinem Vorteil gemacht, und ich habe gut vor Pfingsten geschlossen.

Daß es sich besser in der Kalesche als in der großen Fregatte fährt, glaube ich wohl. Es war wirklich schwer, in dieser die Gegend zu sehen, und wir waren viel Menschen darin. Es war aber doch eine schöne Reise, so mit allen Lieben zugleich, und damals fehlte noch kein teures Haupt. Es erregt mir immer ein wunderbar gemischtes Gefühl, daß die Anschauung des Todes uns erst im Lande des höchsten und schönsten Lebens gekommen ist. Gehe ja in Rom manchmal auf das Priorat. Es war einer meiner letzten Spaziergänge mit dem armen, lieben Wilhelm, ehe er nach Lariccia kam, und wie in einem Vorgefühl stieg er auf das untere Gefsim der Kirche, zu sehen, ob man da die Pyramide sehen könnte.

Es ist mir ein wahrer Trost, daß Du bei Jacobi gewesen bist. Ich habe eine alte Achtung und Zärtlichkeit für ihn, wenn wir auch jetzt auseinandergekommen sind.

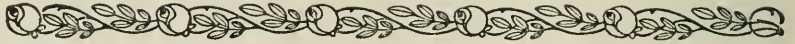
Ich war heute abend ganz allein bei der Herz und sie neulich am Morgen bei mir. Sie geht nach Zoffen und von da nach



Italien, eigentlich auf unbestimmte Zeit. Wer weiß, ob wir uns wiedersehen? Auch sind wir beide sehr zärtlich gewesen, doch ohne alle Konsequenz. Wir haben ausgerechnet, daß wir uns 1786 zuerst gesehen, 31 Jahre.

Ich habe mit Türr über Hermann gesprochen. Er hat mir gesagt, daß Du ihm geschrieben und ihm den Religionsunterricht empfohlen hast. Er wird Dir selbst darauf antworten. Er bleibt der Meinung, daß man ja alles, was zum Gebet und zur Religion gehört, nicht muß zu gedankenloser Gewohnheit werden lassen, und daß es doch dazu ausartet, wenn man zu früh solche Übungen anstellt, daß man vielmehr einzeln sich immer findende Anlässe benutzen muß, um diese Ideen anzuregen und zu wecken. Es hat unstreitig viel für sich, allein es läßt sich auch viel für die frühe Gewöhnung des Denkens an Gott sagen, und selbst wenn die Begriffe über das Wesen, an das man sich richtet, nicht ganz klar und rein sind, so bleiben doch immer Gefühle der Liebe, des Dankes, des Vertrauens gegen ein Höchstes und Unbekanntes. Es wird aber freilich immer mit aller Religionsbeschäftigung so, wie der Charakter und der Geist ist, mit dem man sie vornimmt. Ich erinnere mich dessen bei Alexander und mir sehr deutlich. Wir haben von früh an Religionsunterricht und denselben gehabt. Auf ihn hat er nie, eigentlich in keiner Art gewirkt, er hat nicht geglaubt und nicht darüber nachgedacht. Bei mir war es wenigstens vom zwölften Jahr anders. Ich habe mich dem Glauben des Positiven in meinem Inneren gleich entgegengesetzt, bin aber eine lange Zeit, soweit es mir natürlich und durch bloße Vernunft begreiflich schien, sehr fromm gewesen. Die Sprüche aus der Bibel habe ich immer gleich angewandt, und noch jetzt fallen mir viele ein, wo die Gelegenheit es gibt.

Bothe hat einen einfältigen Streich gemacht. Der Bau an dem Burgörnerschen Hause verursacht sehr viel Schutt, nun hat



er zum Wegtragen desselben und zum Wassertragen beim Kaltlöschen die Leute auf Frondienst bestellt. Solche ungemessene Dienste sind unter der westfälischen Zeit, wie er recht gut weiß, aufgehoben und billigerweise nicht wieder eingeführt seitdem. Nur der Haß gegen das Westfälische, auch wenn es gut war, macht, daß er sich solchen Dingen nicht fügen will. Ich habe ihm gleich geschrieben, es möchte mit dem Recht stehen, wie es wollte, so wäre es ganz gegen Deine Gesinnung, die armen Leute wegen Deines Hausbaues in einem Jahr, wo sie schon Not gelitten, so anzustrengen, er solle von Stund an alles für Geld machen lassen und den Leuten auch für das schon geleistete eine Entschädigung geben. Ich hoffe, Du billigst es. Es ist doch auch wirklich ungeheuer hart, den Leuten darum Arbeit zu machen, weil wir eine Änderung in unserem Hause machen wollen. So lange ich in Deiner Abwesenheit handele, soll man Dein Andenken in Burgörner nur immer segnen. Wenn Du da bist, sorgst Du selbst dafür, Du engelgutes Wesen. Ich begreife freilich, daß es viel erspart hätte, allein das ist nicht die Art zu sparen und schickt sich am wenigsten für uns. Wir können doch nicht die Leute in Burgörner Ziegel streichen lassen wie das Volk Israel in Ägypten.

Beim Volk Israel fällt mir ein; Du hast mich mit Deiner Bibel sehr glücklich gemacht, liebstes Herz. Ich lese alle Tage einige Kapitel und küsse dann oft Deinen ewig teuren, lieben Namen. Du hast ihn, wie Du alles machst, auf eine unendlich einfache und hübsche Art eingeschrieben.

Gute Nacht, mein inniggeliebtes süßes Kind.





149. Humboldt an Caroline

Berlin, 29. Mai 1817

Große Mai sind wir jetzt, holde Seele, und mein Schicksal ist um nichts klarer. Die Dinge hier verwickeln sich mehr, und ich sehe noch nicht recht ein, wie das Ende sein kann, vorzüglich nicht, wann der Staatskanzler fortkommen wird. Was jetzt vorgeht, ist eine Aktion gegen den Finanzminister, der nicht verfehlen wird, eine Reaktion zu machen. Alles das spinnt sich unstreitig noch bis zum Julius hin.

Morgen früh gehe ich nach Neuhardenberg, wo der Kanzler ist, um übermorgen seinen Geburtstag mit ihm zu feiern. Die Nacht vom Sonnabend zum Sonntag lehre ich zurück, weil ich Sonntag früh Konferenz habe. Er ist doch immer so gut und freundschaftlich, daß man ihm gern eine solche Aufmerksamkeit beweist. Gneisenau, der Dich sehr grüßt, kommt auch hin.

Durch die Herz, die viel Empfehlungsbriefe will, werde ich Cicognara selbst schreiben. Die Herz ist nach Zossen zu einem Prediger gereist. Die Leute sagen, um sich taufen zu lassen, ich glaube aber nicht daran, sie hätte es mir sonst wohl gesagt.

Den Goethe werde ich gewiß lesen. Ich habe sein zweites Heft Rhein und Main durchblättert. Die Beschreibung des Festes an der Rochuskapelle ist hübsch. Aber die erste Abhandlung über das Mystische in der Poesie und Kunst ist ziemlich unbedeutend, bloß historische Zusammenstellung. Dazu greift er an, was man doch gern hat und nicht tadeln kann oder mag. So sind die Stellen, die er als getadelt aus den Ergießungen eines Klosterbruders anführt, immer anziehender als sein eigener Aufsatz. Das Ganze ist wirklich matt.

Lebe nun wohl, es ist über Mitternacht, und ich habe noch zu tun und muß morgen um 6 fort. Ewig Dein H.





150. Caroline an Humboldt

Rom, 31. Mai 1817
um 1/2 5 Uhr

Für einer Stunde bin ich angekommen, meine einziggeliebte Seele, und da noch Zeit ist, um Dir einige Zeilen mit der heut abgehenden Post zu senden, so tue ich es, ach! mit einem Herzen, mit einer Empfindung, daß ich's nicht sagen kann. Unsere Reise war glücklich, obgleich Caroline sehr schlimme Tage hatte, ganz unerträgliche Gesichtsschmerzen, dennoch überwand auch in ihr der Gedanke, nach Rom zu kommen, vieles. Ich wohne beim alten Baron und habe drei schöne Stuben, die ehemals der alte Graf Tomati bewohnte. Ich schreibe Dir dies an meinem alten Bureau, da der alte gute Baron die paar Möbel, die ich noch hatte, zu sich genommen hat, Du kannst denken, wie mir das alles vorkommt. Aber vor allem die Aussicht aus den Fenstern. Ach, wenn Du da wärst, wie würde mir sein, kein Wunsch bliebe mir, glaube ich, übrig.

Ich muß hier abrechen, lebe wohl, meine geliebte Seele. Dies nur heut, damit Du wissest, ich sei glücklich mit allen Kindern angekommen.

Ewig Dein.

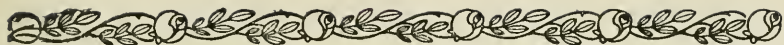


151. Caroline an Humboldt

Rom, 3. Juni 1817

Geliebtes Herz, teure, liebe Seele! Ich bin, und auch die Kinder, nun ziemlich ausgeruht von der Reise und alle in einem nicht zu beschreibenden Genuß des herrlichen Rom, das uns umgibt. Sonnabend, den 31., nachdem ich Dir geschrieben, gegessen und das Notwendigste besorgt hatte, fuhren wir noch nach dem Kapitol. August hatte proprio una smania*) diesen Ort, die Statue des Marc-Aurel zu sehen und einen Blick

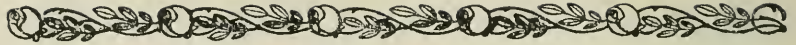
*) Ordentlich eine Leidenschaft.



auf das Forum zu tun, und dann noch nach der Pyramide. Der Abend dämmerte, die Sonne war gesunken, der Himmel rein und gleichsam die Natur in stiller Erwartung des aufgehenden Mondes. Ich ließ in das Portone hineinfahren und stieg dann aus, der Recinto war ordentlich verschlossen, der Guarda portone öffnete die kleine Schmerzenstür, und Du kannst denken, wie mir ward. Die Pinie auf Wilhelms Grabe steht hoch und schlank und kerzengerade, ein kräftiger Baum, von dem ich genau die Höhe zu nehmen suchen werde, um sie Dir zu senden. Zwei Zypressen allein sind der Verwüstung der neapolitanischen Truppen entgangen, die alle übrigen nebst der Tür zu einem Birakfeuer verwendet haben. Die drei übriggebliebenen stehen beinah zum Kopf und zu den Füßen des kleinen Grabhügels. Ein eigener Schauer wehte an dem stillen Ort, wo die Erde so viel Tränen und unseres Lebens tiefste Schmerzen deckt. Die Dämmerung nahm mit jeder Minute zu, Lady Temples*) Monument schien mir jedoch unbeschädigt, ich umging es nur flüchtig und trat einen Augenblick vor die Pyramide und vor die anderen Grabmäler. Morgen oder übermorgen hoffe ich auf's neue hinauszufahren. Es war mir still und wohl geworden, nachdem ich endlich dort gewesen war.

Den Sonntag morgen brachten wir meistens in St. Peter zu. Gestern vormittag waren wir fünf Stunden im Vatikan. Die Einrichtung ist sehr groß, Du erinnerst Dich gewiß des Museums Chiaramonti, durch dieses gelangt man in das Belvedere, und so immer weiter, von Saal zu Saal, von Halle zu Halle, hinauf in die Loggien, in die Kapelle von Siesole, die Säle, in denen die Urazzi aufgehängt sind, die Stenzen, und endlich in die Sala Borgia. Wie eine ungeheure Ruppel wölbt sich über einem mehr und mehr das Gebäude der Kunst. Sinnend bleibt man stehen, welche Zeiten, welche Schicksale erscheinen und verschwinden und die Menschheit

*) Vgl. Bd. III., S. 269 f.

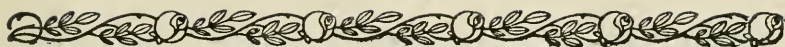


treffen mußten, ehe solch ein Reichtum zusammengebracht und in ernster, hoher Stille und Größe prangen konnte.

Nachmittags machte ich und empfing einige Besuche. Heute waren wir in Thormwaldsens und in Canovas Studium, beide überfüllt. Thormwaldsen ist sehr fleißig gewesen. Sein Fries, der Einzug des Alexander in Babylon*), ist meiner Empfindung und Urteil nach das Allervollkommenste, was je in neuerer Zeit ist gemacht worden. Wie noch keiner von den reichen Engländern ihn hat in Marmor ausführen lassen, begreife ich nicht. Thormwaldsen glaubt mit 12 000 Scudi, also 20 000 Talern ihn machen zu können. Reuter sind drauf wie auf den griechischen Basreliefs, und ein Leben, eine Bewegung, eine so tief verstandene Gruppierung und Entgegenstellung der Figuren. Alexander kommt in die Mitte eines Stücks zu stehen, die Siegesgöttin führt die schäumenden Pferde, gewaffnete Krieger folgen ihm, entgegen tritt die Göttin des Friedens mit dem Ölweig und dem Horn des Überflusses, und beinah unter ihren Flügeln treten die ersten Kinder aus der Stadt, die ihr Vater geleitet, und die den Zug eröffnen. Nein, Schöneres in Basrelief gibt es nicht. Nächstdem hat er eine Hebe, einen singenden Amor, viel Basreliefs, mehrere Porträtstatuen, mit einem Wort sehr viel gemacht. Vier Studien stehen voll am vicolo della catena, piazza Barberini.

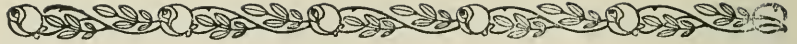
Von Thormwaldsen aus gingen wir zu Canova, es war mir lieb, die beiden gleich nacheinander zu sehen, und ich bestätigte mich in meinem früheren Urteil. Eine schöne Gruppe, die drei Grazien, hat Canova gemacht. Sie ist an Eugen Beauharnais verkauft. Er hat das Modell zu einer großen Figur, die Religion vorstellend, gemacht, die er 32 Palmen hoch (größer wie die Statuen von Monte Cavallo) ausführen und dem Papst schenken will. Sie

*) Jetzt in der Villa Carlotta am Comer See.



hat etwas Großes und Einfaches. Sie soll in St. Peter zu stehen kommen.

Vor den Colossen wird gegraben. Die große Tasse vom Forum Romanum wird dort placiert und Wasser hineingeleitet werden. Die Piazza der Trajanssäule ist durch die Franzosen ungemein vergrößert worden. Die Säule ist bis auf ihr Postament und das alte Pflaster ausgegraben und da all die kleinen Häuser weggeworfen sind, die den Platz verengten, unten alle Säulen auf ihren Postamenten wieder aufgerichtet, die man gefunden, so kann man nicht leugnen, daß es ein sehr schöner Platz geworden. Ich werde mich noch genauer erkundigen, welch eine Verwandtnis es mit den vielen Säulen hat, die nunmehr gleich Säulengängen unten stehen, und dir dann Rechenschaft davon geben. Oh, wärest Du da! Das sage ich mir alle Tage tausendmal. Die Stelle Deines Briefes, wo Du so tief, so wahr den Wunsch ausdrückst, einige Jahre der Ruhe vor dem Abscheiden aus dem Leben zu erleben, tönt tief in meiner Seele wieder. Rom ist eigentlich der Ort, ihn zu befriedigen, und was man von dem teuren Leben hier sagen mag, es ist nicht so, daß wir, Du und ich und wahrscheinlich Caroline, wenn sie nicht selbst ein Haus mit stiften hilft, hier nicht auskommen könnten. Wir sind einfach in all unseren Bedürfnissen und haben keine eingebildeten. Leben wir lange, so kommt doch wahrscheinlich eins oder das andere der Kinder, uns einmal zu besuchen. Auch entbehren wir mehr als sie, wenn wir auch getrennt leben sollten. Wunderbare und doch tiefweise Unordnung der Natur! Wenn die Liebe aufsteigend sein könnte wie sie absteigend ist, so ginge das Leben nicht mehr vorwärts. — Wenn mir doch dabei manchmal unaussprechlich weh wird, und sich meine Augen und mein Herz mit Tränen füllen, so denke ich dann, daß es ja alles vorwärts, entgegenströmend geht jenem großen Ozean des Lebens und der Liebe, aus dem alle Gestalten hervorgehen, und



in den sie wieder versinken, und es wird still und klar in meiner Seele.

Caroline hat fortwährend Gesichtsschmerzen. Nach St. Peter gehe ich immediate nach Ischia und halte mich gar nicht in Neapel auf. Gott gebe seinen Segen dazu! Mein Herz ist in einer Wehmut über Carolinens Zustand, die alles übersteigt. Erwäge selbst, welche Masse von Gutmütigkeit dazu gehört, um daß in ihr keine Bitterkeit über das frohere Lebensverhältnis, dem ihre Schwestern entgegengehen, sich entwickle und über eine solche beständige, dauernde Kränklichkeit. Meine liebe, gute Caroline, könnte ich ihr doch mit meinem Leben helfen! Ich muß abbrechen. Ich umarme Dich tausend und tausendmal. Die Kinder grüßen.

Ewig die Deine.



152. Humboldt an Caroline

Berlin, 3. Juni 1817

Ich bin wirklich heute, liebe Li, wie Du manchmal zu sagen pflegst, wie ein gejagtes Reh. Ich schreibe Dir gewöhnlich jetzt den Tag vor dem Posttag, um an diesem Boisdeslandes, der um 8 Uhr zu mir kommt, den Brief fertig zu geben. Gestern abend nun hatte ich eine langweilige Arbeit, in der es mir nicht möglich war, mich zu stören, weil sie heute fertig sein mußte. Heute hat mir die Konferenz der Kommission den ganzen Vormittag weggenommen, und nun ist es 3 Uhr. Um 4 esse ich bei dem Staatskanzler und muß den Brief fertig mitnehmen.

Ich war seit meinem letzten Brief an Dich, teure Seele, in Neuhardenberg bei dem Staatskanzler. Ich fuhr am Freitag morgen gegen 7 von hier fort und kam um $\frac{1}{2}$ 2 an. Es sind zwar neun Postmeilen, man hat aber sieben auf der Frankfurter Chaussee zu fahren, und so braucht man nicht ganz, oder wenn es schlecht geht,



wenig mehr als sieben Stunden. Ich fand den Kanzler in seiner gewöhnlichen Freundlichkeit. Pappenheim und der Oberhauptmann, der Bruder des Kanzlers, waren allein von Berlin da, sonst viele Leute der Nachbarschaft, deren Gesichter und wunderbare, auch mit Zöpfen garnierte Kostüme, mich sehr lebhaft an die schönen, glücklichen Wochen in Burgörner erinnerten. Den Abend ging man spazieren und dann sehr früh, noch vor 10, zu Bett.

Neu-Hardenberg, eigentlich sonst Quilitz, was auch noch jetzt die Benennung der gewöhnlichen Sterblichen ist, mag ein sehr einträgliches, nützlichcs Gut sein, es hat außerdem sehr schöne Holzgebäude, und das ganze Dorf ist schön und ordentlich angelegt, weil Prittwitz, dem es abbrannte, sehr viel an den Wiederaufbau gewendet hat. Aber als Besitz würde es mir keinen Augenblick gefallen. Die Gegend ist so märkisch erbärmlich, als man nur etwas finden kann. Der Park ist sehr groß, so sehr, daß man allein in diesem Jahr 4000 Taler Holz daraus schlägt, ohne daß man es bemerkt, er ist auch hübsch angelegt, allein ein Park kann doch nur schön sein, wenn er nicht ganz von der Gegend verlassen ist. Ueberdies ist dieser so feucht, daß man nach einem Regen nicht darin gehen kann, und zu jeder Zeit von ganzen Schwärmen von Mücken darin verfolgt ist. Das Haus ist inwendig recht sehr hübsch und auch groß, aber weder sehr freundlich noch vornehm, oder fürstlich, und Burgörner kann sehr rivalisiren. Am Hause ist ein Graben. Die Fürstin*) und Koreff haßten und verabscheuten den Ort und das Haus.

Am Sonnabend war des Fürsten Geburtstag. Schon gegen 9 Uhr war ein Choralgesang von den Kindern im Dorf, die recht gut singen, da sie nach Pestalozzischer Methode unterrichtet

*) Hardenberg war dreimal vermählt: 1. 1774 mit Gräfin Reventlow, geschieden 1787. 2. 1788 mit Sophie, geschiedenen von Lenthe, geborenen von Hatzberg, geschieden. 3. 1807 mit Charlotte Schönmann.

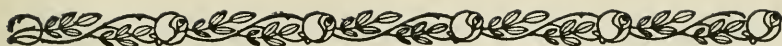


werden, alles wie in Burgörner. Indes wäre die Feierlichkeit am Morgen und auch das Tanzen am Abend nicht recht gegangen ohne mich. Da ich aber seit Deinem letzten Geburtstag, liebstes Kind, eine große Fertigkeit in Volksfesten habe, so habe ich alles vortrefflich in Gang gebracht. Sage nicht, daß ich mich mokiere. Es ist so süß, sich an hübsche Tage zu erinnern.

Etwas später kamen Jordan und noch später Gneisenau, die beide wunderbarerweise die Nacht in Müncheberg zugebracht hatten. Der Morgen verging mit Sprechen, da es zum Spazierengehen zu sehr regnete. Du siehst daraus, welch ein schönes Klima wir noch immer haben. Bei Tisch waren nun alle Honoratioren des Dorfes, die Amtmännin, die Actuariussin, die Predigerin usw. Ich saß zwischen der Hähnel und der Actuariussin, die erst 14 Tage verheiratet und aus Halle war. Sie sprach mit großer Verehrung von Dir. Bei Tische stellte sie mir sehr rührend vor, daß ihr Mann kein eigenes Deputat bekomme, sondern beim Amtmann essen müsse, und daß sie deshalb beim Essen immer ganz allein sei, selbst, meinte sie, des Nachts dürfe der Mann nicht wohl bei ihr sein, da er eigentlich bei der Kasse und nicht bei ihr schlafen solle. Wirklich eine himmlische Naivität. Das coucher habe ich dahingestellt sein lassen, aber beim Mittagessen fiel mir die arme Udel ein, die auch immer das gleiche Unglück hat. Ich habe also gleich nachher beim Kanzler ausgewirkt, daß der Mann nun selbst Deputat bekommt, und der Actuarus nun mit der Actuariussin alle Mittag ungestört essen kann. Du glaubst nicht, wie die arme Frau, die jung aber nicht hübsch war, sich bedankt und mir die Hände gedrückt hat.

Nach Tisch wurde getanzt, und ich habe wirklich alles mit tanzen müssen. Der Oberhauptmann hat aufgeführt, und Koreff und Jordan den Ball sehr verherrlicht. Nach einigen Tänzen habe ich das Mittanzen der Bauern in Gang gebracht, so hat der

324



Ball bis 10 Uhr gedauert, und um 10 habe ich mich in den Wagen gesetzt und bin um 5 hiergewesen, weil ich Sonntag früh um 10 wieder Konferenz hatte. Gneisenau ist viel früher weggegangen. Ich liebe aber immer das Ende der Dinge zu sehen und habe mich recht sehr gut amüsiert. Der Fürst war von seiner gewöhnlichen Liebenswürdigkeit, die Fürstin auch natürlich und lustig, und es war niemand in der Gesellschaft, der einem den Spaß verdorben hätte.

Heute habe ich die Sitzungen der Steuerkommission, der ersten und großen, beendet. Die Sache ist zwar meist so auseinandergegangen, daß nur nicht geschieht, was der Finanzminister haben wollte. Allein das ist schon eine große Sache. Das uns vorgelegte Gesetz hätte offenbar eine sehr schlimme Wirkung hervorgebracht und die Leute noch unzufriedener gemacht. Nun muß das Gutachten abgefaßt, und dann die Sache im Staatsrat, nämlich im vollen, beraten werden, wobei erst die Hauptbataille sein wird, bei der mir auch der Vortrag obliegt. Vor dem Julius kann ich also keineswegs hier fort.

Setzt lebe wohl, mein inniggeliebtes, einziges Leben.

Ewig Dein H.

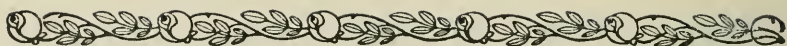


153. Caroline an Humboldt

Rom, 7. Juni 1817

er Papst wohnt in Castello und kam den 4. herein, um der großen Prozession des Corpus Domini den 5. beizuwohnen. Wir hatten uns mit Graf Ingenheim*) der uns ein recht lieber und treuer Begleiter ist, und mehreren anderen Deutschen zusammengetan, und ich sah die Prozession mit den Kindern, die ich hier nie zu sehen gesucht hatte. Der Heilige Vater

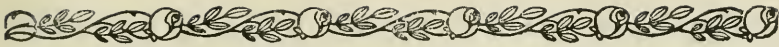
*) Gustav Adolf, Sohn Friedrich Wilhelms II., geb. 1789, † 1855.



scheint mir doch sehr gealtert und schwach. Er ist gestern wieder hinaus nach Castello. Morgen denke ich den Kardinal Consalvi zu sehen. Vera war einigemal schon bei mir und sehr gefällig. Mittwoch früh waren wir in Maria Maggiore, im Lateran und im Coliseum. Mittwoch abend in Villa Negroni, in der Madonna dei Angeli daneben und in Villa Patrici. Dann später zu Fuß auf der Trinità di Monte, aus der die Franzosen wirklich einen ungemein schönen Spaziergang gemacht haben, auf dem man bis zum Popolo kommt. Donnerstag waren wir in Villa Pamfili. Die Größe dieser Anlage, die schwebenden Pinien, der Reichtum und die Fülle des Wassers imponierten doch August sehr. Wir fuhren herunter und sahen von St. Pietro in Montorio das alte und das neue Rom und den Kranz der Gebirge und die untergehende Sonne. Ach, man bleibt verloren in dem Anblick. Auch August war tiefergriffen, und er fängt an einzugestehen, daß ich von Rom nicht zu viel gesagt habe. Wir fuhren über Campo Vaccino zurück. Campo Vaccino sieht jetzt wie eine Zerstörung aus, ein jeder läßt dort graben, die Herzogin von Devonshire, der russische Gesandte, der portugiesische Botschafter. Die Säulen stehen alle entblößt. Ich werde mich erkundigen, was man überhaupt mit Campo Vaccino vorhat.

Gestern waren wir aufs neue im Vatikan, um mit dem ersten Überblick fertig zu werden. Herrlich stehen die aus Paris zurückgekommenen Gemälde, die Transfiguration so, daß ich meine, früher hätte ich sie noch gar nicht gesehen.

Gestern abend war ich mit Caroline, Adelheid und Gabrielle allein in S. Paolo fuor delle Mure und bei der Pyramide. S. Paolo mit seinen hohen Säulen, mit der tiefen Einsamkeit in der schallenden Kirche hat mich wieder recht übernommen. Bei der Pyramide war es feierlich still und klar wie das ewige Leben. Zu ihm hinauf in einen Himmel des Lichts und des seligsten



Friedens deutet mir immer die Pyramide, aber wer kann die überströmenden Schmerzen des Busens bezwingen!

Hast Du das Manuscript de St. Helene gelesen? Man sagt hier, Frau von Staël*) habe zu jemand, der bezweifeln wollte, daß es von Napoleon sei, geantwortet: „mon Dieu, vous me faites frémir, il y en a donc deux!“ Sein hartes, um der Menschheit, des Besseren was im Menschen vorgeht, unfundiges Gemüt offenbart sich darin unaussprechlich.

Lebe wohl, einzig liebes, theures Wesen!



154. Humboldt an Caroline

Berlin, 9. Junius 1817

Was Du über Bülow sagst, ist sehr wahr, und so wie Du immer die Menschen tief und richtig erkennst. Auch ich hätte gewollt, daß er euch hätte begleiten können, und hätte man mit ihm wie mit einem eigenen Sohn schalten und walten können, so hätte ich es getan. Freilich meine ich das nur für seine eigene Ausbildung, denn sonst glaube ich auch, daß die Trennung beider jetzt, trotz des Schmerzlischen, das sie hat, heilsam war. Ihm aber jetzt zu raten, sich mit Kunst zu beschäftigen, kann nicht viel helfen, liebes Herz. Dafür muß einem der Sinn erst von selbst aufgehen, ehe recht Beschäftigung damit möglich ist. Ich weiß es von mir selbst. Ich bin bis in mein 18. Jahr wohl noch trockener als Bülow gewesen, allein ich hatte das Studium der Alten, was mich nachher besser geleitet hat. Dies ist das Schlimme in Bülows erster Erziehung, daß dies versäumt worden ist. Dann liegt es aber auch tiefer und in der Zeit. Die Größe der Begehrtheiten, das Unglück, was vorausging, die ganze Stimmung der

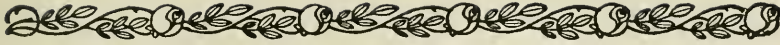
*) Germaine de Staël-Holstein, geb. 1766, † 1817, Tochter des französischen Finanzministers Neckar.



Zeit reißt zur Wirklichkeit hin, und nur wenige bleiben jetzt bei dem mit Achtung und Liebe, was man, in Wissenschaft und Kunst nur um der reinen Idee willen, fern von aller Anwendung treiben kann. Jeder taucht von früh an tief in das wirkliche Leben ein, und so geht jenes verloren. Für Bülow ist mir indes nicht bange, daß das sein künftiges Glück mit Gabriele stören könnte. In Gabriele ist alles das ganz anders. Nun fehlt es doch Bülow nicht an Empfänglichkeit, er wird also nicht in Gabriele unterdrücken, sondern selbst durch sie gewinnen, und für viele andere Verhältnisse ist sein gründlich und doch reges Eingehen in die Wirklichkeit wieder sehr schätzbar. Ich bin außerordentlich mit seiner Art zu sein zufrieden. Man könnte sich nicht hübscher und liebevoller in dieser Lage betragen.

Hier gehen die Sachen noch immer sehr bunt, und es zeigt sich nun auch deutlicher der Neid, die Eifersucht und die Furcht wegen meiner. Es wird geäußert, ich stände zu hoch, es wird mit der größten Affektation und Übertreibung von meinen Reichtümern gesprochen. Was man noch sonst hervorsuchen kann, unterläßt man nicht, da ich nun aber wenig Blößen gebe, so heißt es bald, daß ich irreligiös bin, bald, daß ich nur mit den Geschäften spiele und sie wie interessant zu lösende Aufgaben behandle, aber daß mir an dem Staat und den Resultaten nichts liegt uff.

Selbst der, der mit uns in einem Wirtshaus wohnte, der mit mir jetzt in allem ist, und den ich selbst immer mit herangezogen habe, hat, und noch dazu gegen Runth, sehr nachtheilig von mir gesprochen. Ich hätte kein Gemüt, wie in der Kommission einer mit Gemüt an meiner Stelle die Menschen hätte ergreifen, erheben, begeistern können. Mir kommt das immer sehr spaßig vor, und ich kann nur darauf sagen, daß ich meinem Schöpfer danke, daß ich nicht der Herren ihr Gemüt habe. Ich würde wirklich auf meines nichts geben, wenn es so wie eine Pflanze im Sande obenauf läge, daß



sie es ganz bequem abschöpfen könnten. Dann hat er über meine Dotation gespottet, getadelt, daß man Geschenke nähme, gesagt, was ich im Jahre 1813 getan hätte, wäre doch nur Zufall gewesen. Mich kümmert das alles sehr wenig, ich habe nie etwas auf die Leute und ihr Urtheil gegeben. Ich erzähle es Dir nur so, weil es immer närrisch ist, von sich selbst so reden zu hören. Wer auf den Dank der Leute rechnete, wäre immer schlimm daran, und selbst der allgemeine Beifall, auch was man Ruhm nennt, hat nur Wert, wenn man es ganz wie eine freie Gabe empfängt und auf keine Weise darauf begierig ist. Es ist schrecklich, wie alle diese Menschen, die so reden, in die Wirklichkeit und alle ihren Wust vertieft sind. Wenn sie einmal wüßten und fühlten, wie jeder unabhängige Gedanke, jedes tiefere Gefühl, jede Stunde Einsamkeit mir unendlich mehr wert ist als alles ihr Reden, Tun und Treiben und selbst alles, was ich auf diese Weise mache, und wie ich darum doch sicherlich mehr Anteil am Staat nehme als sie, so würde es ihnen ganz neu und unverständlich vorkommen.

Eure Reise scheint sehr gut zu gehen, ich finde, Du reisest sehr geschwinde. Doch begreife ich, daß Du nach Rom hineilst. Könnte ich da sein mit Dir! Ob ich es wohl je wiedersehe? Es ist mir sehr zweifelhaft, aber manchmal kommt mir wenigstens das als gewiß vor, daß, wenn ich es wieder sähe, ich auch nicht wieder davon schiede. Wenn ich meinen Tod voraus wüßte, ginge ich gewiß hin, dort zu sterben, und ruhte da mit den lieben Kleinen.

Es ist allerdings kein sehr liebliches noch fruchtbringendes Leben hier. Aber Du kennst mich, ohne leichtsinnig zu sein, bleibe ich ruhig, selbst heiter, und die Zeit rinnt dahin und bringt mich ja wieder zu Dir. Was mich immer durch jede Epoche des Lebens so führt, ist, daß ich eigentlich ewig in mir und meinen inneren Gedanken lebe und in diesen immer das festhalte und mir unter tausend Gestalten zurückführe, worauf eigentlich das Glück meines



Lebens beruht. Das bist einzig Du und was sich an Dich anknüpft in meinem ganzen Sein. So lebe ich viel, viel mehr, als Du selbst es je wissen kannst, in Dir und habe auch ferner alles Glück durch Dich. Ich wache jetzt meist um 6 auf und stehe nicht eher als um 8 auf. Da liege ich und denke mir stundenlang ewig und ewig die teuren, lieben, süßen Augen, die himmlischen Züge, in denen ich so alles lese, was mein Leben verschönt, die treuen Hände, die mich mit einer Innigkeit drücken und umfassen, wie keine Frau auf Erden mehr sie hat. Sei also ja nicht besorgt um mich. Es wird mir nichts schwer und nichts mühevoll. Du trägst mich durch alles und hebst mich über alles empor.

Adieu! umarme alle.



155. Caroline an Humboldt

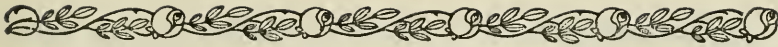
Rom, 11. Juni 1817

Meine teure und geliebte Seele!



Ich fand gestern, wo ich gegen 2 Uhr von einigen Besuchen zurückkam, Deine Nummer 9 und 10 mir von Niebuhr zugesendet, und Du kannst denken, daß es kein kleines Fest war. Gabrielle, die zu Hause geblieben war, stand schon an der Treppe, in jeder Hand einen Brief hoch mir entgegenhaltend. Sie ist sehr sehnsuchtsvoll und sehr verliebt und dadurch, weil die Empfindung tiefer Liebe und Sehnsucht in sich zurückführt, freilich etwas weniger teilnehmend an den äußeren Gegenständen der Kunst und der Natur, denn noch ist die Empfindung zu neu, zu ungewohnt, das Leben ihres Geistes zu wenig erwacht, als daß aus allem ein Ganzes in ihr zusammenschmilze. Allein es wird werden. In Gabrielle ist ein Schatz von Liebe und Innigkeit, und hat den die Natur in ein weiblich Gemüt gelegt, so hat sie alles dafür getan.

August und Adelheid sind mit ihrem Aufenthalt und der

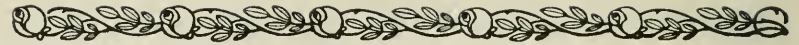


Reise sehr zufrieden. August hat recht viel Sinn für die großen Werke der Kunst, recht viel für die Natur, weniger für das Unbeschreibliche, Unausdrückbare, worin die Eigenheit eines Landes besteht. Aber es würde auch das kommen, wenn er länger hier bleiben könnte. Ein volles Jahr bliebe er doch, glaube ich, sehr gern, wenn es sich tun ließe. Die großen Monumente der Geschichte reizen ihn ungemein, alles verweht sich ja hier so zauberisch, daß es seinen tiefen Anklang in menschlichen Gemütern nicht verfehlen kann.

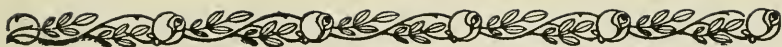
Den 30. Juni denke ich abzureisen, wir werden mehrere Wagen sein und überdem Eskorte nehmen. Du brauchst Dich nicht zu ängstigen, meine süße, liebe Seele, ich versäume gewiß nichts, was die Vorsicht wahrhaft erheischt. Ich freue mich nicht so zu Neapel wie zu Rom. Nur dies ist mir eigentlich ganz heimisch. Doch soll auch Ischia ein Paradies sein. Ach, wenn es Carolinen wiederherstellt, so soll es mir das gelobte Land sein.

Ach, rühre mich aber nicht so, indem Du bittest, Dich nicht zu vergessen und zu bedenken, daß Du da bist, wo es arm und dunkel ist. Bin ich doch nur in der Welt der Schönheit und der Fülle durch Deine unendliche Güte, und wer kann mehr wie ich von ihr durchdrungen sein, wer, süßes Leben, kann tiefer Dich kennen als die, die mit jedem Atemzuge Deine Liebe, Deine Schonung, Dein mildes Tragen und Verzichtleisten auf eigenen momentanen Genuß erfahren und in sich eingesogen hat. Ich will solche Liebe nicht gegen die halten, die ich in anderen sehe und um mich erfahre. Sie steht über ihr wie das mild ausströmende Licht des Himmels über dem Licht irdischer Flammen. Ach, sie zieht auch dahin, wo Licht und Liebe gewiß eins werden, in höchster Wonne gewiß zusammenschmelzen, wohin wir uns sehnen und wohin die ewige Güte uns geleiten wird.





Estern abend war der Kardinal Consalvi bei mir. Es traf sich gerade gut, daß niemand weiter da war, er war schon einmal, allein vergebens hier. Du glaubst nicht wie herzlich und gut er sich über Dich ausdrückte, wie er durchdrungen von allem war, was Du für den Papst damals beim Wiener Kongreß getan, er wiederholte oft und vielmal, wie dies Land Dir alles danke, und bat mich dringend, Dir seine angelegentlichsten Dankfagungen zu sagen. Der Kardinal sieht wohl und stärker aus als ehemals. Allein der Papst ist in bedenklichen Gesundheitsumständen. Sein Geist ist noch lebendig, allein seine physischen Kräfte nehmen sichtbar ab. Er ist in Castello, und der Kardinal glaubte nicht, daß er imstande sein würde, die Funktion am 29. zum Petersfest zu machen. Der Arme! Sein Schicksal ist wirklich ein schweres auf dieser Erde gewesen, und der Mangel, der durch die Mißernten in diesem Lande seit einigen Jahren eingetreten ist, muß sein Gemüt auch außerordentlich drücken. Dies Jahr indes verspricht eine mäßig gute Ernte an Korn und eine sehr gute an Wein und Oliven. Aber noch ist nichts eingebracht. Noch kostet der Rabbio Korn, der vor sechs und acht Jahren schon als ein hoher Preis sieben Scudi kostete, 21 Scudi. August ist immer in einer Wut gegen die öffentliche Armut, ich glaube er hat unrecht. Es hängen alle diese Dinge so zusammen, daß man erst sehr genau die Sache kennen muß, ehe man von schlechter Verwaltung reden kann, denn auch die sogenannte Faulheit der Italiener hängt mit tieferen Dingen zusammen, die dem Klima angehören. Seit einigen Tagen ist solch eine liebliche steigende Wärme, die Deiner würdig wäre, mein geliebtes Leben. Es findet sich heute der Thermometer auf 20, in der Sonne muß es 26 wenigstens sein.



Heute Morgen bin ich nicht ausgegangen, den Nachmittag werde ich die Äginetischen Statuen mit Thormwaldsen sehen.



157. Humboldt an Caroline

Berlin, 14. Junius 1817

Borgestern sprach der Kanzler mit mir über die Arbeiten der Kommission. Er sagte, die Angelegenheit werde nach seiner Zurückkunft wieder in dieselbe Kommission kommen müssen und setzte gleich, ohne daß ich eine Silbe dazwischen sprach, und mit einer Art Heftigkeit hinzu: „Sie werden dann freilich nicht präsidieren können, der Posten in London kann nicht länger unbesezt bleiben.“ Wie ich es Jordan erzählte, sagte er in seiner gewöhnlichen Manier: „Dann wird es mit der Kommission schön gehen.“ Dasselbe urteilen Vincke*) und andere. Aber wenn man es so will, so kann ich nichts dagegen tun; ich werde mich nicht aufdrängen. Ich mache daher jetzt selbst alle Schritte zu meiner Abreise und rede auch mit dem Staatskanzler nicht mehr von Planen des Hierbleibens. Ich suche wahrhaftig nicht meinetwegen hierzubleiben. Ich möchte, wie die Dinge sind und gehen, aus allem heraus, und der geschäftlosere Posten ist mir daher der liebste. Auch ist es wirklich nicht schwer zu begreifen, daß ich die Zeit, die ich nun doch einmal getrennt von Dir zubringen muß, lieber in London als in Berlin sein möchte. Es kann mir, dessen innerer Trieb immer am meisten dahin gegangen ist, Welt und Menschen in ihrem verschiedenen Sein möglichst genau zu durchschauen, keineswegs gleichgültig, sondern muß mir sogar sehr wichtig sein, ein Land und eine Nation, wie England darbietet, genauer zu kennen. Allein hier hat man, wie man die Sache nehmen möge,

*) Ludw. Friedr. Wilh. Freiherr v. Vincke, geb. 1774, † 1844, war 1815 bis 1844 Oberpräsident von Westfalen.



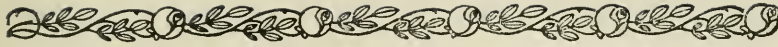
Unrecht, und für mich ist auch Geldverlust und Unbequemlichkeit bei diesem vorübergehenden Aufenthalt in London.

Ich schloß meinen letzten Brief, wenn ich mich nicht sehr irre, mit Hermanns Ankunft. Den Tag dieser habe ich ihn nur auf Augenblicke gesehen, da Kohlrausch ihn mir ganz genommen hatte. Allein den folgenden, Dienstag, fuhr ich gleich mit ihm nach Tegel und blieb die Nacht dort. Bülow konnte erst um 2 Uhr seines Kollegs wegen nachkommen und ritt auch den Abend zurück. Ich habe den Morgen mit der Runth^{*)} gefrühstückt, und dann bin ich bis zu Bülows Ankunft ganz allein mit dem lieben Hermann spazierengegangen. Du kannst nicht glauben, wie über alles lieb und gut der kleine Junge ist. Er küßt einen unaufhörlich, und ein paarmal ist er im Spazierengehen ordentlich stehen geblieben und hat mir gesagt: „Ich habe dich sehr lieb, lieber Vater.“ Nach Dir fragt er immer mit gleicher Zärtlichkeit.

Nach Bülows Ankunft haben wir bis 3 regiert. Der Gärtner ist gar nicht unfleißig gewesen, hatte aber über den Gärten das Anbinden der Bäume versäumt. Dies erfuhr ich noch hier und ließ durch Bülow in einem eigenen Schreiben schelten. Der hatte wie König Uhasverus so gewaltig gedonnert und geblitzt, daß der Mann ganz in Verzweiflung war. Dann bin ich wie ein milder Regent dazwischengetreten, habe ihm alles Versäumte väterlich verwiesen, und es ist nun schon alles wieder in Ordnung. Von der Grünheit von Tegel hast Du keinen Begriff.

Essen taten Bülow, Hermann und ich wieder allein, aber Raffee tranken wir bei der Runth. Bis zum Tee gingen wir noch spazieren, dann ritt Bülow weg, und ich blieb nun den Abend mit der Runth und Hermann und ihren Kindern. So tranken wir Tee und aßen saure Milch. Du siehst, daß ich alles Flüssige mit der

^{*)} Frau Runth, eine Polin, war die dritte Frau des Dichters Zacharias Werner gewesen.



Runth genossen und dem Krug nur die festen Speisen aufbewahrt habe. Die Runth, er war in der Stadt, ist aber gar keine üble Frau, sondern gut und nicht ohne Verstand. Auch ennuyiert man sich selten mit einer Frau, wenn man in die Individualitäten ihres häuslichen und inneren Lebens eingeht. Das tue ich aber immer. Nur schade, daß wir im besten Gespräch über Werner unterbrochen wurden.



158. Caroline an Humboldt

Rom, 16. Juni 1817

Du wünschst so freundlich, daß das Wohlgefallen an Italien in uns gleich bleiben möge. Bei mir und Carolinen hat das gute Wege. Uns gefällt alles — und den anderen gefällt vieles. August wird oft wie übernommen von der Schönheit und Grazie der Umgebungen und nimmt an Gegenden und Ausichten ein sehr lebhaftes Interesse. Adelheid hat dafür, wie es mir vorkommt, weniger natürlichen Hang, dafür hat sie viel und richtige Empfindung an den Kunstfachen. Das Gefühl für Gegend und Natur, das tiefe Ansprechen und Leben mit ihr bildet sich, glaube ich, meist auch später. Indessen bei mir erinnere ich mich, daß ich es sehr früh hatte, daß das Aufsuchen eines schönen Gesichtspunktes auf den Bergen bei Auleben mich schon im zehnten Jahr lebhaft beschäftigte.

Wir waren gestern in dem Garten des Vatikan. Der Abend war trüb, es hatte oft am Tage gewittert, und die Berge waren verschleiert, ach, doch unbeschreiblich schön.

Sonntag abend waren wir in St. Paul und bei der Pyramide. Auf keinem Kirchhof der Welt ist es, glaube ich, so still wie da. Wir blieben lange da, und zuletzt gingen wir auf dem Hügel längs der alten Stadtmauer hin. Der Aventin, das Priorat wird sichtbar.



Oh, ich habe es nie sehen können, ohne an Wilhelm zu denken, ich selbst ging mit ihm einmal die steile Anhöhe vom Fahrweg an der Tiber hinauf, er war so heiter und froh und kindlich vergnügt. Seine schöne Hülle ruht nun schon so lang in der schönen Umgebung, in welcher Form mag das liebende Gemüt, die holde Seele sich bewegen? Weiß sie noch von uns, von den vielen Tränen, die um ihn geflossen sind, wie wir noch von ihm wissen? Ach, diese Fragen löst nur der lösende Tod. Er löst des Lebens tieffstes Rätsel. —

Sonnabend war ich mit Thorwaldsen in dem Studium, nahe an der Piazza del Popolo, wo die Aeginetischen Statuen restauriert werden. Die meisten sind vollendet. Diese Statuen sind etwas ganz Neues, noch nie Gesehenes. Sie sind wohl älter wie die schöne griechische Bildhauerei und mitunter sehr mitgenommen, ich meine der Marmor angefressen. Sie haben auf dem Frontone des Tempels gestanden, auf jedem eine Gruppe, und stellen einen bestimmten Kampf der Griechen vor. Von dem einen meint man, es sei der um den Patroklos. Minerva steht in der Mitte, neben ihr zwei Figuren, die man für den Ajax und Hector hält. Patroklos liegt nicht gesunken, aber eben fallend nieder. Es ist etwas ganz Unbeschreibliches in der Gestalt und den Punkten, auf denen sie ruht und dem Leben und der Bewegung, die dadurch hineinkommt. Eine andere Kriegergestalt zieht sich den Pfeil aus der Brust. Diese Figuren haben ganz dünne, überall ausgeschnittene und in die Architektur des Frontons eingefügte Plinten gehabt. Sie waren bemalt, Verzierungen daran vergoldet, und alles scheint auf die höchste Eleganz und Schmuck Anspruch gemacht zu haben. Die eine Gruppe war in einem etwas größeren Maßstab als die andere. Von der kleineren sind mehr Figuren erhalten. Solltest Du Hirt noch in Deutschland sehen, so laß Dir genau davon sagen. Das Allerwunderbarste an diesen Figuren sind die Köpfe, und es muß eine uns unerklär-



bare Ursache haben, warum sie so häßlich, alle nach einem Typus sind. Der Mund bei allen lächelnd, nach der linken Seite hinaufgezogen, also schief, die Augen klein, dreieck und fatal, der Unterkiefer vorgebaut. Die Leiber hingegen sind wunderbar schön, Arme, Füße, Hände, Rücken, mit einer Kenntniss des schönen menschlichen Körpers gemacht und vollen detwie das Schönste. Ich habe noch nicht Zeit gehabt in meinem Homer nachzulesen. Ich bin überzeugt, man findet die Stelle, denn die Gruppe ist die Anschauung eines Kampfes.

Sonntag morgen war ich in dem Hause auf Trinità, wo Bartholdy*) das Zimmer al fresco malen läßt, die Geschichte des Joseph. Ich versichere Dir, daß die Komposition und Ausführung unseren deutschen Künstlern Ehre macht. Der Karton des einen Bildes von Cornelius**) wird nach Berlin kommen und ist ganz vortrefflich. Das letzte Bild von Veit***) ist auch besser als das erste, und man sieht, welche Fortschritte ein junger Künstler hier macht.

Von da aus war ich in der Galerie Borghese, die wieder eingerichtet wird. Ich sah die Grablegung Christi von Rafael. Man kann nachher wirklich kein anderes Bild sehen. Die Geschichte Rafaels sagt, daß er 21 Jahre alt war, als er dies Bild malte, und daß er eben kurz aufeinander seinen Vater und seine Mutter durch den Tod verloren hatte und sehr traurig war. Es schwebt über dem Bilde eine solche tiefe, obgleich erhabene Trauer, daß man wie die Seelenstimmung des unsterblichen Künstlers ahndet.

Tausend innige Male umarme ich Dich. Meine Seele lebt mit Dir, das kann ich wahrhaft sagen. Addio, anima mia!

Ewig Dein.



*) Vgl. S. 200.

**) Peter v. Cornelius, geb. 1783, † 1867.

***) Philipp Veit, geb. 1793, † 1877, Sohn erster Ehe der Dorothea v. Schlegel, geb. Mendelssohn.

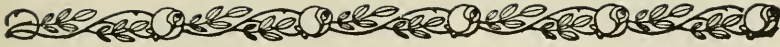


Ich muß Dich tausendmal um Verzeihung bitten, teure Li, auch heute sehr eilig zu sein. Da die beiden Kommissionen nun zu Ende gehen, so machen mir die Berichte ungeheuer viel zu tun, und ich habe gestern den ganzen Tag bis 2 Uhr die Nacht an meinem Schreibtisch geseffen. Es kommt nun die Zeit der eigentlichen Debatten, und da ich einmal hier auf diese Weise gebraucht worden bin, so muß ich auch alles tun, um wenigstens bei den Unparteiischen das nötige Vertrauen zu behalten. Wie die Dinge enden werden, scheint mir noch immer problematisch.

Da sich darüber doch nichts Ernsthaftes mit Sicherheit sagen läßt, so muß ich Dir doch eine spaßhafte Anekdote erzählen. Die Laroché hat einen Schneider, der beständig sich mit Politik beschäftigt. Dieser hat neulich große Klagen über den Zustand von ganz Europa geführt und ist endlich auch auf den Bundestag gekommen. Von diesem hat er auch nicht große Stücke gehalten und endlich gesagt: „Mit dem Bundestag ist's auch nichts, der ist ganz changeant, ich habe das gleich vorher gemerkt, weil der Minister Humboldt sich mit so vieler Politesse davon gemacht hat. Hätte der geglaubt, das was daraus werden könnte, so wäre er wohl geblieben.“ Du siehst daraus, was man in den Sabagien für Gespräche führt. Es ist aber immer lustig, so dazu zu kommen zu hören, wie es ist.

Runth ist heute verreist, und die Dame geht allein mit den Kindern nach Tegel zurück. Die Freundschaft zwischen mir und ihnen ist au comble . . .

. . . Darum bin ich immer so für die Heiraten im gleichen Alter. Es ist unendlich hübscher, wenn die Frau erst allein wird, was sie so werden kann, und alsdann das Gleichgesinnte frei und



wie aus eigener Zusammenstimmung sich zusammenfügt. So war es zwischen uns beiden. Wir haben gewiß sehr einer auf den andern gewirkt, und es ist für den, der uns tief kennt, in beiden sichtbar, daß wir miteinander gelebt haben und leben. Aber jeder behält doch seine volle Eigentümlichkeit, und die Freiheit der eigenen Entwicklung leidet nicht. In späteren Jahren fühlt sich der Vorzug dieser Verbindungen noch schöner. Es ist nun der volle Genuß der Reise, des erprüften Charakters, und es gäbe kaum einen höheren als den recht tiefen, recht anschaulichen einer großen und schönen Individualität, selbst wenn es nicht die des geliebten Wesens wäre. Wie nun dann, wenn das noch hinzukommt. Bei alle dem werden die Leute nicht aufhören, sich zu jung zu verheiraten, und wir selbst werden das Exempel erleben. Was kann man machen? Die Welt geht so nach natürlichen Richtungen hin, aus denen sich die idealischen erst entwickeln müssen, die aber diese auch oft ableiten und hemmen. Wenn man nicht in sich die Überzeugung trüge, daß doch das alles nur Beginn ist und das Aufstreben und Leben fort dauert, wie es auch sein mag, so wäre es wohl manchmal traurig. So ist's ein Schauspiel im höchsten Verstande des Wortes, in dem der Ernst immer nur der Wirklichkeit angehört, und alles wahrhaft Überirdische ein unendliches und freies, ungebundenes Spiel ist, ein Schauspiel, in dem man sich freut und freilich auch viel leidet, aber am Ende immer zu wehmütiger Heiterkeit zurückkehrt.

Zu Prinzessin Luise gehe ich jetzt immer die Tage, wo sie nicht öffentlich annimmt, und es herrscht da die alte Vertraulichkeit.

Ich muß heute hier schließen, theures Wesen. Lebe wohl!





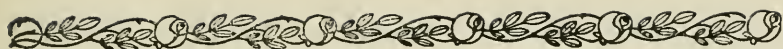
Der König geht morgen nach der Pfaueninsel und kommt für jetzt nicht wieder nach Berlin zurück. Ich hatte ihm vorher geschrieben, daß ich mich von ihm zu beurlauben wünschte. Am Diner, das für den 18. am 17. gegeben wurde, nahm er mich einige Augenblicke ins Fenster und sagte mir, er habe mir im Ganzen nichts mehr zu sagen, außer daß er mir die Angelegenheit der Herzogin von Cumberland empfehle*). Von meinen hiesigen Geschäften, von allem hiesigen Weiteren kein Wort.

Daß der Kanzler viel auf mich hält, davon hat er mir in diesen Tagen wieder sehr große Beweise gegeben. Eine Sache, die schon geschrieben war, hat er, nachdem ich mit ihm darüber geredet hatte, selbst ohne es mir zu sagen, abgeändert. Über die Lage der Oberpräsidenten war eine Verfügung schon so gut als fertig. Ich machte einen Auffas, daß ich glaubte, sie müßten viel mehr Gewalt haben, und er läßt nun alles nach meiner Idee umarbeiten. Als wir gestern bei Zichy zusammen aßen, hat er Heimen**) und Ancillon auseinandergesetzt, daß ich viel mehr Genie hätte als Alexander. Allein ich gehe immer nach London.

Heute sind die Gutachten beider Kommissionen an den Kanzler gekommen. Ich habe beim Schluß der großen den Mitgliedern die Sache und mich zum Andenken empfohlen, wenn sie, wie es wahrscheinlich sei, wieder ohne mich zusammenkäme. Sie haben

*) Friederike, geb. 1778, † 1841, Schwester der Königin Luise, war 1793—1796 verm. mit Prinz Louis, Bruder Friedrich Wilhelms III., 1798—1814 mit Prinz Friedrich Wilhelm zu Solms-Braunfels und seit 1815 mit Ernst August Herzog von Cumberland, späterem König von Hannover. Diese Heirat war im englischen Königshause nicht gern gesehen worden, es war offenbar in Friedrich Wilhelms III. Augen Humboldts wichtigste Aufgabe in England, die Stellung dieses fürstlichen Paares, das die Königin nicht empfangen wollte, zu verbessern.

**) Ernst Ludwig Heim, geb. 1747, † 1834, Mediziner.



mir alle gedankt und einige sehr herzlich und einzeln die Hände gedrückt. Binde besonders tut mein Weggehen sehr leid. Es ist ein sehr redlicher, guter Mensch. Die Sachen kommen freilich noch in den Staatsrat, allein man wird das, so weit man kann, abkürzen.

Ich schrieb Dir noch nicht, daß Adelsheid Pappenheim*) den Carolath heiratet, der Adjutant beim König ist. Der Vater läßt sich jetzt von der Mama**) scheiden. Es gibt aber noch vielerlei Diskussionen. —

Mit solchen Dingen treiben wir uns hier herum, mein geliebtes Wesen, indes Du im Größten und Schönsten den Fuß bewegst. Ach, es macht mich unaussprechlich glücklich, daß der liebe Fuß nun wieder St. Peter betritt und den Raum im Coliseum, und in den Straßen wandelt, wo ich so oft mit Dir ging. Teure, einziggeliebte Seele, gedenke meiner, ich bitte Dich, mein Leben ist ewig bei Dir.



161. Caroline an Humboldt

Rom, 22. Juni 1817

In Deinem Geburtstag, teurer geliebter Wilhelm, will ich Dir doch einige Zeilen schreiben, obgleich sie nicht abgehen können. Ach, wie ist es so traurig, daß ich nun schon seit fünf Jahren ihn nicht mehr mit Dir feiern kann! Doch weißt Du und wirst Du auch heute empfunden haben, daß das Beste, was man hat, Gedanken der Liebe, und der Seele tiefste

*) Adelsheid Gräfin Pappenheim, geb. 1797, † 1849. Enkelin des Fürsten Hardenberg, verm. 1817 mit dem Fürsten Heinrich v. Carolath-Beuthen.

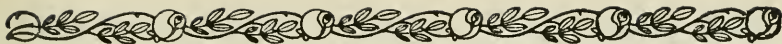
**) Lucie Gräfin Hardenberg, geb. 1776, † 1854, verm. 1796 mit Karl Theodor Friedrich Graf Pappenheim, geschieden 1817, verm. 1817 mit Fürst Hermann Ludwig Heinrich von Pückler-Muskau, geschieden 1826.



Fülle bei Dir war. Gott erhalte Dich mit in freudiger Lebendigkeit und lasse uns bald wieder vereint sein. Ach, könnte es hier sein, hier wo Himmel und Erde liebend sich umfassen, doch das wäre zu viel Glück. Vielleicht später, wenn Du einmal Deinem Vorsatz gemäß aus den Kreisen des öffentlichen Lebens herausgetreten sein wirst, wird es uns vergönnt, still hier das Leben zu schließen.

Einige Sachen kaufte ich sehr gern, wenn Du es genehmigst. Thormaldsen hat zwei Medaillons, das eine die Nacht, die zwei Kinder in den Armen fliegend davonträgt, das andere Aurora, die Rosen streut, ein drittes der Centaur, der die Dejanaira raubt, gemacht. Die beiden ersten Basreliefs sollen jedes 200 Scudi in Marmor kosten, das letzte ist ein wenig größer, ich habe nicht gefragt. Die Nacht ist eine Figur voll eines so tiefen Ausdrucks, daß ich wenig Dinge der Art kenne. Wenn nur der König oder der Kronprinz auf meine Gefahr den großen Fries, den Alexanderzug, in Marmor machen ließen. 12000 Scudi, 18000 Taler ist durchaus kein Geld dafür, ist im Verhältnis viel wohlfeiler als so ein kleines Tondo 200 Scudi, und ist, ich schwöre es Dir, das Schönste, was in Bildhauerei seit jener längstvergangenen großen Zeit ist gemacht worden.

Deine Fête in Neuhardenberg hat uns alle göttlich amüsiert. Ich sehe Dich mit der Aktuariusin konversieren. Die arme Frau, die all Deine Gutmütigkeit so hingenommen, ich habe mich bald totgelacht. Du kommst doch zu eigenen Konfidenzen. Du sagst zwar, ich solle nicht sagen, daß Du Dich über die Burgörnerschen Volksfeten mokierst, mais le diable n'y perd rien. Moquerie und Gutmütigkeit verbinden sich in Dir auf eine seltene Weise, wie ich es noch nie bei einem anderen Menschen sah. Ach wie gern läßt man sich von Dir aufziehen, wenn du nur da bist, Du liebes Herz. Des Staatskanzlers Fête hast Du sehr verherrlicht,



mein süßes Leben. Ach, während Du in jener traurig märkischen Gegend nicht einmal freundlichen Himmel genossenst, kamen wir in Rom an. Welch ein Unterschied! Wohl sind die Sterne ein Trost, die ewigen, unwandelbaren, die über einem stehen und das irre Getriebe hier unten gleichsam mitleidig betrachten. Ich ver-säume keinen Abend, die Sonne untergehen zu sehen, und stehe oft stundenlang allein am Fenster in Gedanken und Betrachtungen der Vergangenheit und des sternenvollen Himmels versunken in einsamer Nacht.

Ach, ich habe hier einen Brief Runths an Wilhelm vom 2. August 1803 gefunden, recht hübsch und einem Kinde angemessen geschrieben. Er starb schon den 15., so bekam er ihn nicht mehr, obgleich er den 2. noch in Fülle schöner, heiliger Jugend blühte. Dies Haus ist noch voll, voll von tausend Ungedenken der Kinder und der Vergangenheit und auch darum bin ich un-gemein glücklich, wieder hier zu wohnen.

Gabriellen lasse ich malen, ich hoffe, es wird ein sehr hübsches Bildchen werden. Du kannst denken, daß Schadow*) sich eine große Mühe gibt.



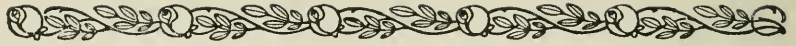
162. Humboldt an Caroline

Berlin, 23. Junius 1817

Ich komme eben aus Don Carlos, liebe Li, den ich mit großem Vergnügen gesehen habe. Außer dem Vergnügen am Stück ist es ein Zurückgehen in die frühere Jugend. Ich las ihn mehrmals stellenweis mit Dir und das erste Mal mit der Forster**) in Mainz. Es ist jetzt niemand mehr, der

*) Vgl. S. 115.

**) Theresie Heyne, geb. 1764, † 1829, Tochter des Philologen, verm. 1785 mit Georg Forster, 1794 mit Ludw. Ferdin. Huber, Schriftstellerin. Vgl. B. I, S. XIX.



fähig wäre, so etwas hervorzubringen, selbst die Fehler sind für die heutigen Menschen zu groß. Das Riesenhafte in Idee und Ausdruck, das Schillern so sehr eigen war, erscheint in keinem anderen Stüek so, und so viele Worte, die unter uns beiden Sprichworte geworden sind. Mit Schiller ist immer der größte Kopf dahingegangen, der je unter uns gelebt hat, ich habe schon oft darüber schreiben wollen und täte noch nichts gleich gern, aber man weiß immer nicht, wie man es anfassen soll, und es ist auch außerdem gar nicht die Zeit, in der so etwas gefühlt und verstanden wird.

Gestern war, wie Du vielleicht daran gedacht hast, mein Geburtstag. Runth, der alte, hat mir vor seiner Abreise einen zärtlichen Brief geschrieben, den mir der Neveu gestern mit einer recht hübschen Briefftasche gebracht hat. Hernach gratulierte mir Voisdeslandes und zuletzt kam noch Heim, der beim Departement, der mir sehr anhänglich ist. Damit aber war es am Ende. Bülow weiß den Tag nicht. Mein Bruder Solwede war zwar hier und den Morgen bei mir, allein das Familiengedächtnis ist bei ihm nicht stark. Im Jahre 1814 ging es mir mit Alexander in London ebenso. Theodor hat auch nicht Kunde davon gegeben. Vermutlich hat er mich mißverstanden. Er fragte, wann mein Geburtstag wäre, den Tag darauf, als er herkam. Ich sagte es ihm. Vermutlich hat er Julius verstanden. So habe ich im stillen an Dich, Du Liebe, Gute gedacht, und wie Du mich so hübsch geweckt haben würdest, wenn Du hier gewesen wärest. Daß die schöne Zeit nicht mehr ist! Alle Morgen befällt mich die tiefe Sehnsucht.





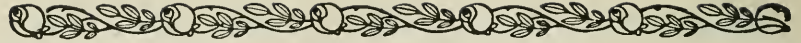
Ich bin auf einmal sehr reich geworden, teure Li, da ich vorgestern zwei lange Briefe von Dir vom 3. und 7. bekommen habe. Ich habe sie viele Male gelesen und kann Dir gar nicht beschreiben, wie sie mich glücklich gemacht haben. Ich habe mich ganz in Dein Leben und Deine Empfindungen versetzen können, und bei jeder Zeile hat mich eine unendliche Sehnsucht nach Dir und dem himmlischen Orte ergriffen. Gleich den ersten Abend also bist Du nach der Pyramide gefahren, ich konnte es mir wohl denken, daß Du keine Nacht zubringen würdest, ohne die lieben Kleinen zu besuchen. Bei Mondenschein ist der Ort doppelt schön — es wird immer der Ort bleiben, an den sich die Erinnerung unserer tiefsten Schmerzen heftet.

Du hast sehr recht, daß wir ohne Zweifel in Rom trotz aller angeblichen Teuerung leben könnten, und glaube mir auch, daß dieser Gedanke mir immer nahe liegt. Man muß nur nicht gewaltsam abreißen, das ist uns beiden nicht eigen, aber von innen aus reifen die Dinge, und dann gestalten sie sich leicht.

Mit dem Staatskanzler bin ich immer auf dem alten Fuß, er hat sehr viel Freundschaft für mich wie sonst und bleibt sich darin wirklich auf eine recht liebenswürdige Weise gleich.

29. Junius

Es schmerzt mich unendlich, liebe teure Li, daß unser Hochzeitstag in diesem Jahr für mich in eine Zeit fällt, wo wir nicht allein getrennt sind, sondern auch alle Stunden mir durch Geschäfte zerrissen sind. Die Versammlungen des Staatsrats gehen morgen an, und sobald es an die Steuerangelegenheit kommt, wird die Sache sehr stürmisch werden. Ich bin aber gerade der, welcher sprechen muß, und in einer mir an sich fremden Angelegenheit erfordert es mancherlei Vorbereitung, auch Verabredungen mit dem



Staatskanzler. So bleibt mir kaum ein Augenblick übrig, und ich muß Dich im voraus bitten zu verzeihen, wenn ich heute ungewöhnlich kurz bin. Du weißt, wie gern ich Dir sonst schreibe. Ich hatte den Plan, den heutigen Tag allein in Tegel zuzubringen, allein es war unmöglich ihn auszuführen. Ja, liebes, teures Herz, er ist mir der liebste und schönste im Jahr. Ich kann Dir gar nicht danken für das, was Du mir seit diesem Tage gegeben hast, aber ich habe mit doppelter Inbrunst Deinen lieben, lieben Namen und die Züge der treuen Hand in der Bibel geküßt und mit doppelter Sehnsucht Dein Bild angesehen. Wieviel gäbe ich darum, wenn ich Deine liebe, liebe Hand nur einmal wieder an meine Lippen drücken könnte!



164. Humboldt an Caroline

Berlin, 3. Julius 1817

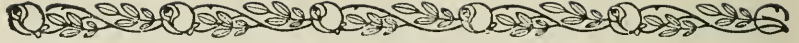
Ich habe seit meinem letzten Briefe, liebe Li, in einer sonderbaren Bewegung und unaufhörlichem Treiben zugebracht, von dem ich Dir doch kurz einige Worte sagen muß. Es kam jetzt die Arbeit meiner Kommission vor den Staatsrat, und ich mußte im Staatsrat den Vortrag halten. Dieß erforderte eine sorgfältige und zum Teil schwierige Vorbereitung. Es trat aber noch ein Zwischenpunkt ein, der noch lästiger war. Der Finanzminister hatte gegen unser auch gedrucktes Gutachten Bemerkungen drucken lassen, die für die Kommission wirklich beleidigend waren. Es entstand darüber großer Lärm, die Oberpräsidenten hielten eine eigene Versammlung, indes taten sie nichts, sondern sahen auf mich. Ich konnte die Sache nicht sitzen lassen und mußte in der Versammlung darüber reden. Das mußte zugleich mit Nachdruck und Vorsicht geschehen. Gestern war der Tag. Ich redete erst eine gute Stunde ruhig über die Sache, dann über diesen Vorfall, und der Schlag gelang vollkommen.



Einige, weil es immer solche gibt, fanden was ich sagte zu stark, allein Beyme, der unter diesen war, sagte mir noch heute, ich hätte so gemessen gesprochen, daß man kein einziges Wort habe angreifen können, das werde mir niemand nachtun. Der Beifall bei den anderen, und es war wohl die Mehrzahl, war dagegen ungemein, und ich habe ungemein durch diese Sache gewonnen. Dennoch war sie mir unangenehm, weil so etwas immer widrig ist.

Der Vortrag über den Gegenstand hat auch viel Sensation gemacht. Man war ohne Ausnahme damit zufrieden. Heute war wieder Staatsrat und alles merkwürdig höflich und artig. Der Staatskanzler hat sich bei jenem Vorfall trefflich und wahrhaft edel genommen. So unangenehm es ihm war, ist es auch heimlich gegen mich, nicht über seine Lippen gekommen, daß ich zu weit gegangen sei. Auch vorher, da ich ihm davon sagte, hat er mich nicht einen Augenblick abgehalten. Aber die beiden Staatsrats-tage, bei denen ihm sein Gehör ein sehr unangenehmes Hindernis ist, haben den armen Mann entsetzlich mitgenommen.

In zehn Tagen spätestens, hoffe ich, wird er gehen können. Zugleich hat ihn die Hochzeit der Adelsheid angegriffen. Ich schrieb Dir, denke ich, daß sie den Fürsten Carolath geheiratet, und Vater und Mutter sich geschieden haben. Scheidung und Ehe fielen nur einen Tag auseinander. Die Mutter macht nun schon in sechs Monaten ihre neue Ehe. Ich war nicht bei der Hochzeit, weil die Mutter die Einladungen gemacht hatte, aber am Tage darauf, demselben, wo ich die Szene haben mußte, war das Hochzeitsdiner beim Kanzler, dem ich bewohnte. Wohl 60 Personen. Ich bin sehr ritterlich gewesen, denn ich habe die Frau meines Gegners geführt. Auf der anderen Seite saß ich bei der Bernstorff, die auch mit dem Staatskanzler verwandt ist, und die schöner als je ist. Sie grüßt Dich sehr. Sie findet, daß sie zu stark wird, doch noch ist sie es nicht.



5. Julius

In der folgenden Woche denkt der Staatskanzler fortzukommen, und so vermute ich am 14. zu reisen. Hermann besuche ich gewiß noch einmal, auch Tegel wenigstens auf einige Stunden. Jetzt habe ich sehr viel zu tun, und es ist überhaupt eine Zeit der Krisen. Es sind große Stürme, aber ich bin sehr oben in der Meinung, und die Gegner haben, wenigstens solange ich hier bin, Furcht. Ich gehe zunächst nach Burgörner und von da gleich in der Gegend herum wegen der Dotation. Von da vielleicht nach Schlesien, wenn ich es für nötig halte, und im Rückweg von Schlesien, wenn der Kanzler noch dort ist, über Karlsbad, sonst gerade nach Frankfurt. Habe ich den Kanzler in Karlsbad nicht gesehen, so sehe ich ihn am Rhein. Dort ist vermutlich dann auch der König und Boyen, mit dem ich sehr enge vereinigt bin. Diese letzte Zusammenkunft könnte noch in der Reise nach London etwas hindern, sonst ist sie unwiderruflich. Ich hoffe Mittel zu finden, Dir bald ausführlich zu schreiben, dann wirst Du alles erfahren und mich gewiß billigen. Du, das sehe ich voraus, wirst besser tun, den Winter in Rom zu bleiben.



165. Humboldt an Caroline

Berlin, 6. Julius 1817

Ich weiß nicht, ob ich Dir schon schrieb, meine teure Seele, daß der König mir unmittelbar vor seiner Abreise schreiben ließ, daß ich noch einmal vor meinem Abgang nach London über die Herzogin von Cumberland mit dem jetzigen Großherzog*) sprechen sollte. Der Großherzog, der doch immer sehr gut ist, wollte mir auf die Hälfte des Wegs entgegen kommen.

*) Georg, seit 1816 Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, geb. 1779, † 1860, Bruder der Herzogin von Cumberland.



Das wäre nur noch unbequemer gewesen. Es entstand nun eine Korrespondenz, in der ich vorschlug, bis Strelitz zu gehen, und wir ganz in die alte Zärtlichkeit zurückkamen. Davon ist nun aber die Folge, daß ich morgen nach Strelitz abreise und Dir, süße Li, vielleicht nicht werde viel schreiben können. Heute abend bin ich sehr müde. Ich war bei Radziwill's und die Prinzessin (Gneisenau war auch da) bekam den Einfall, noch nach Tische spazieren zu gehen. So ist es schon 1 Uhr geworden; morgen ist Staatsrat, wo man gar nicht absehen kann, ob er nicht bis 4 Uhr dauert, und um 5 will ich abreisen. Am 10. hoffe ich wieder hier zu sein. Ich fahre hin und her die Nacht durch, schlafe aber ruhig die Nacht dazwischen in Strelitz. Der Großherzog spricht in allen Briefen von Dir, und im letzten sagt er mir, indem er Deines Glücks erwähnt, in Italien leben zu können: „Werden wir denn ewig zu Schneelust und Bierdust verdammt sein?“

Gestern war wieder Staatsrat, und die Kommission hat den vollkommensten Sieg davongetragen. Die Sitzung dauerte sechs Stunden, bis 5 Uhr, aber der Staatsrat hat alles, wie es die Kommission wollte, bestätigt, und gerade in den Punkten, in welchen ihr die Gegner es am meisten vorgeworfen hatten. Diese Sache ist nun geendigt, und ich habe die Genugthuung, mein Präsidium auf eine siegreiche Weise geführt zu haben. Die Arbeit ist ordentlich gelungen, die Mitglieder der Kommission sind mit mir zufrieden gewesen, und zuletzt habe ich sie so beim Staatsrat vertreten, daß wir auch da vollkommen gerechtfertigt und gebilligt erscheinen. Alle Oberpräsidenten sind dankbar davongegangen.

Überhaupt hat der Staatsrat für mich sehr glänzende Erfolge gehabt. Savigny*) hat bei Radziwill, wo es Bülow gehört hat (ich war nicht da), laut gesagt, daß es nicht möglich wäre, mehr Talent

*) Friedrich Karl v. Savigny, geb. 1779, † 1861, bedeutender Rechtsgelehrter, war 1817 Mitglied der Justizabteilung im Staatsrat.



zum Reden zu entwickeln, und die Mehrheit der Versammlung ist immer mir zugefallen. Ich erzähle Dir das ganz naiv, mein süßes Leben, weil ich weiß, daß Du Dich daran freust, mich freut es immer selbst ganz besonders Deinetwegen, es ist das hübscheste Gefühl für einen Mann, machen zu können, daß die Frau auf ihn stolz ist. Ich halte übrigens von der Sache nicht viel. Wenn man sich Mühe gibt, wie ich tue, und recht bei der Sache ist, geht es immer leicht. Mir aber ist so etwas nur vorzüglich als eine neue Übung, eine neue Erfahrung lieb. Es bereichert immer das Leben, und insofern hat der Aufenthalt in Berlin für mich viel Wert gehabt.

Daß ich weggehe, wollen die Leute nun gar nicht glauben, aber es geschieht gewiß und kann nicht anders als geschehen. Wie ich jetzt hier bin, bin ich ein Hinderniß für die, welche handeln wollen, und da muß man mich entfernen. Das fühle ich selbst sehr gut. Auch wenn sonst alles hier gedeiht, gehe ich recht gern. London ist ein neuer Schauplatz, auf dem ich sehr gern meine Kräfte versuche, und wenn man es recht anfängt, ist sehr viel da zu tun.

Nun schlafe wohl, mein geliebtes, teures Wesen. Ach! wäre ich bei Dir und hörte das einsame Rauschen des Meeres in Ischia. Das Leben geht hin wie ein Schatten, und man verschiebt und verschiebt. Aber die Zeit wird auch kommen, und meine innere sehnsuchtsvolle Stimmung muß sie schneller herbeiziehen.

Über meine Dotation bin ich noch nicht weiter, als daß ich meine Erkundigungen vervollständigt habe. Ich war sehr für Huseburg, allein es findet sich, daß Kneesebeck, von dem ich gewiß glaubte, daß er ein Gut in hiesiger Gegend wolle, auf Huseburg gefallen ist und dies schon offiziell in Anspruch genommen hat. Ich muß ihm nun natürlich nachstehen.





a Du die Namen der Städte so ansiehst, mein allerteuerstes Herz, ehe Du die Briefe liesest, so wird dieser Dich sehr beruhigen. Wir sind gestern nachmittag glücklich hier angekommen und ohne alle Unannehmlichkeit als allein einige Stunden großer Hitze jeden Tag. Doch hat auch dieses sich beschränkt auf zwei Stunden etwa, denn nur von Rom fuhren wir spät um Mittag weg, die anderen Morgen immer sehr früh, und die heißesten Stunden des Tages brachten wir unter Dach und Fach zu. Caroline ist aber sehr leidend, noch leidender als gewöhnlich auf der Reise gewesen, und ich habe freilich dadurch viele traurige Stunden verlebt. Morgen früh gehe ich mit ihr und Gabrielle nach Ischia, August und Adelsheid bleiben hier und werden mich dort nur besuchen. Es ist so außerordentlich schwer, sich in Ischia zu logieren, daß ich es auch darum besser finde. . . . Die Not der Wohnungen war in Ischia so, daß der Prinz Heinrich*), der die beste genommen hat, nun aber für seine Person nicht hingeht, mir die seinige geben wollte, allein es sind Leute vom Prinzen, auch sein Adjutant v. Lepel da, und die Ramdohr**) hat begriffen, daß das alles nur zu einer Unbequemlichkeit für mich ausschlagen würde, worin sie sehr recht hat. Überhaupt kann ich Dir nicht genug sagen, mit welcher Mühe sie mir alles hier eingerichtet hat. Bedienten, Kammerjungfer, die zugleich sehr gut kocht, alles habe ich hier vorgefunden, ein kleines ordentliches Diner, recht häuslich und hübsch. Alles wäre gut und erfreulich, nur Carolines Gesundheit trübt mir freilich noch sehr die Gegenwart. Ich erwarte, indem ich dies schreibe, den hiesigen Arzt, Herrn Schönberger, denn über den Gebrauch der Bäder und

*) Bruder Friedrich Wilhelm III., geb. 1781, † 1846.

**) Bgl. S. 148 und Bd. IV., S. 90.



welche Quelle Caroline nehmen soll, muß ich mich notwendig mit ihm beraten.

Den 5.

Ich fahre erst heute fort, mehrere Besuche folgten sich einer auf den andern, und der Doktor war allein über zwei Stunden bei mir. . . .

Ich habe den Plan heute nach Ischia zu gehen aufgeben müssen, die Fahrt ist unangenehm, der Wind konträr und man wird leicht seekrank. Also gehe ich morgen.

Es scheint alles ganz unbeschreiblich unbequem in Ischia zu sein. Die Bäder sind wo anders, als da wo man wohnt, die Esel müssen das alles entgelten, sie gehören mit zum Leben.

Schönberger findet Carolinens ganzen Zustand zwar nicht bedenklich, wenigstens nicht für den Moment, allein für sehr kompliziert, und hat mir eigentlich rein heraus gesagt, er hielte es für unmöglich, sie ganz herzustellen. . . . Der Blick in die Zukunft ist daher wohl sehr trübe. . . .

Dem Besuv, wollte ich Dir gestern sagen, wohne ich gegenüber. Er speit Feuer, jeden Abend ein herrliches Schauspiel, wenn oben die hohen Feuerfäulen brennen und die glühendroten Steine durch die Nacht fliegen, unten das Meer in seiner Fülle braust und der unendliche Horizont mit tausend und tausend Sternen besät ist. Oh, wärst Du bei mir! Eigen wird einem hier zumute, ich kann's nicht nennen, still und wie aufgelöst in die ewige Schönheit und Fülle, die einen umgibt, möchte man sich fragen: „Sind es Schmerzen, sind es Freuden, die durch meinen Busen ziehen?“ —

Ich breche hier ab, da noch mancherlei zu besorgen ist. . . .





Noch schreibe ich Dir von hier, teuerstes Herz, und es ist noch zweifelhaft, ob ich heut hinüber nach Ischia komme. Gestern nachmittag hat ein so heftiger scirocco sich erhoben, der noch immer fortdauert, und mit diesem kann man wohl zurück, aber nicht hinkommen. Da ich indessen glaubte, heute mit dem Tage hinzugehen, so hat mich dieser Zufall ziemlich um die Nacht gebracht.

Caroline, meine arme, liebe Caroline, ist leidender denn je, ach, und unbegreiflich ist's mir, wie solche Wärme sie nicht die empfindlichen Schmerzen im Gesicht verlieren macht. Schönberger sieht es für zweifelhaft an, ob sie die Bäder der Insel vertragen wird. Du kannst wohl denken, daß mir das alles manchen Kummer macht, sei indes nicht bange, teures Herz, niederwerfen lasse ich mich so leicht nicht, wie tief auch mein Herz leide. Vielleicht geht es auch gut mit den Bädern, und der Schmerz verschwindet. Ach, es ist alles in dem lieben Mädchen solch ein habituelles Leiden geworden. Warum ihr, ihr, der Schwachen, der ganze volle Kelch bitterer Krankheit! . . .

Den 10., Lacco auf Ischia

Wir sind seit dem 7. um 9 Uhr am Ziel unserer langen Reise. Caroline ward (auch Gabrielle, ich nicht) auf der dreistündigen Seefahrt seekrank. Wir fanden ein selbst für drei Personen entsetzlich kleines, ängstlich schlecht eingerichtetes Quartier, zwar eine herrliche Aussicht, aber keine Persianen, keine Möbel, nichts. Wir faßten uns zwei Tage in Geduld, ich sandte einen Empfehlungsbrief an den Herrn Pigillo, den ich von dem Preussischen Konsul in Rom hatte, und dieser bewog dann meinen Hauswirt, mir die Premiere-Etage des großen Kasinos einzuräumen, wo ich früher nur im Kaffeehaus gewohnt hatte. Freilich muß



ich bedeutend mehr geben, dort würde mir die Zeit des Hierbleibens 100 Ducati gekostet haben, hier 200. Allein ich mußte zugreifen. Ich wohne nun geräumig und gut.

Unsere Einsamkeit ist total, die Lage unseres Rasinos ungemein schön, mehrere Terrassen, die zu einer schön angebauten Vigne führen, von jeder die verschiedenartigste Aussicht auf die Berge der Insel und auf das Meer, auf diesem alle Inseln, Ponza, Procida, Cap Miseno und Bajä, im Hintergrunde der rauchende Vesuv, darüber der unendliche Himmel. Ach, was gäbe ich darum, in dieser tiefen Stille mit Dir zu sein! Die ganze Insel scheint ein einziger kolossaler Berg gewesen zu sein, vielleicht im Streit ungeheurer Naturkräfte und vulkanischer Explosionen auseinandergerissen. Jetzt ist alles angebaut, die ganze Insel ein Weinberg, einzelne Vorberge bilden dem Meere tiefe Buchten, zackigte Lavafelsen zeigen sich überall und stechen mit ihrem düstern Grau wunderbar gegen das frische Grün des Weinlaubes und das Saphirblau des Meeres ab. Das Volk ist gut und arbeitsam, ein Verbrechen, eine Dieberei sogar unerhört, alles schläft hier mit offenen Türen in tiefster Ruhe.

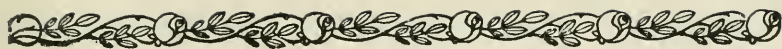


168. Humboldt an Caroline

Berlin, 11. Julius 1817

Ich bin vorgestern, am 9. gegen Mittag, wieder hier angekommen, geliebte Seele. Meine Reise war sehr kurz und etwas ermüdend, allein doch immer so, daß es mich freut, sie gemacht zu haben. Ich war mit dem Großherzog gewissermaßen auseinandergekommen; es war nicht meine Schuld, aber es tat mir leid. Wir sind einmal sehr freundschaftlich miteinander gewesen, und dann sehe ich so ein Band immer ungern zerreißen. Diese Reise war, ohne daß es sich aussprach, eine

354



Art von Veröhnung. Er nahm sie mir sehr hoch auf und hatte nicht Unrecht. Denn ich habe während meines ganzen Berliner Aufenthalts nicht so viel zu tun gehabt als gerade jetzt, und da er am 21. oder 22. hier durchkommt, so hätte ich ihn leichter abwarten und hier sprechen können. Für das Geschäft hätte das genügt. Ich reiste hier am Montag, den 7., um 7 Uhr abends ab, fuhr die Nacht durch und war am anderen Tag gegen Mittag dort. Da der Weg der tiefste Sand und mein Wagen schwer ist, auch nicht spurt, so brauchte ich so ungewöhnlich viel Zeit zu den 14 Meilen.

Der Weg gehört zu den schrecklichsten, nichts als Sand und trauriges Nadelholz. Selten erhebt sich, wie in einer Art Begeisterung, die Gegend zu Sandhügeln, die mit Rienen couronniert sind. Eine halbe Stunde vor Strelitz, das eigentlich Neustrelitz heißt, kommt man durch ein Städtchen, Altstrelitz, wo ein ehemaliges, grünangestrichenes Schloß zum Zuchthaus gemacht ist und meist nur Juden wohnen. Wenn man den Schrecken verwunden hat, daß dies der eigentliche Ort sein könnte, verfällt man wieder in eine tiefe Sandebene, bis man endlich zur Residenz gelangt. Diese ist nun wirklich hübsch, ein großes und recht leidliches Schloß in schönen Gärten und von großen Bäumen umgeben, dann einige breite Straßen mit Häusern, denen man es ansieht, daß sie nur wegen des Hofes so um das Schloß her gebaut sind.

Beim Eingang des Ortes erwartete mich ein Bedienter des Hofes und führte mich in ein Haus, das der Bruder des verstorbenen Großherzogs gebaut hat und wo ich sehr gut wohne. Fremde scheinen nie im Schloß zu wohnen. Jetzt war gar kein Platz, da man zur Aufnahme der künftigen Großherzogin^{*)} darin baut.

^{*)} Prinzessin Marie zu Hessen-Rassel, geb. 1796, † 1880, verm. August 1817.



Ich war kaum eine Viertelstunde allein geblieben, so kam der Großherzog und brachte ein Frühstück mit. Er blieb bis gegen das Mittagessen bei mir und war so gut und freundschaftlich und vertraulich wie immer. Er wußte unbegreiflicherweise von allen Staatsratsverhältnissen und versicherte, daß mein Ruhm schon in Strelitz erschallt sei. Er redete viel von Dir und läßt Dich auf das herzlichste grüßen. Gegen 3 Uhr wurde ich zum Mittagessen abgeholt. Man ißt zwar mit dem Hofstaat, aber er ist klein und nicht so langweilig. Die Hauptperson außer dem Großherzog ist die alte Landgräfin von Darmstadt*), die Großmutter der verstorbenen Königin. Sie ist 88 Jahre alt, aber noch im Gang und Gespräch von einer Rüstigkeit, daß man ihr nicht über einige 60 gibt. Sie ist auch nicht langweilig, wenn man sie nicht zu lange sieht, und erzählt einige alte Geschichten, die einen sehr in die Urwelt der deutschen Fürstenhäuser versetzen.

Nach Tisch brachte ich einige Stunden mit den Ministern zu, und um $\frac{1}{2}$ 8 Uhr versammelten wir uns wieder zum Tee auf dem Schloß, dem das Abendessen folgte. Den andern Morgen stand ich etwas spät auf. Bald darauf kam der Großherzog und ging mit mir die Gärten ab. Die Gartenanlagen sind hübsch und die Vegetation schön. Nach Tisch besuchte mich noch der Großherzog auf eine halbe Stunde, nahm sehr herzlich und freundschaftlich Abschied, und so fuhr ich fort und wieder die Nacht durch.

Im Wagen allein habe ich mit unendlicher Freude Deiner gedacht, freilich auch mit großer Sehnsucht, aber es ist mir eigen, mich in das genossene Glück tief hineinzudenken, und so habe ich, wo ich nicht schlief, mich ganz in unsere Vergangenheit versenkt.

Gestern aß ich den Mittag beim Staatskanzler. Er hatte sich erkältet, noch mehr aber hat Verdruß auf ihn gewirkt. Er

*) Marie Luise Albertine, geborene Gräfin von Leiningen-Heidesheim, geb. 1729, † 1818.



ist sehr abgespannt. Den Abend war ich bei Prinzessin Luise. Sie geht morgen fort. Gneisenau war noch da, er ist heute abgereist. Er war noch um 8 heute früh bei mir, und sein letztes Wort war von Dir und Grüße an Dich und die Kinder. Er ist Dir sichtbar und vorzugsweise gut. Er hat an den jetzigen Geschäften keinen lebhaften, sondern einen Anteil genommen, den man eher einen vorsichtigen nennen könnte. Dagegen ist Grolman und mit viel natürlicher Beredsamkeit vorgetreten. Überhaupt waren die fünf Staatsratssitzungen ordentliche Zeiten der Prüfung.

Heute bin ich wieder beim Staatskanzler zu Mittag und den Abend bei der Prinzessin gewesen, wo noch zuletzt alle Welt einem recht geffentlich bewies, das man auch da Langeweile haben kann.

Bei Gelegenheit der Langeweile muß ich Dir eine himmlische Stelle aus einer Depesche von Barmhagen abschreiben, die ich eben vor mir liegen habe. Er spricht von Rostopschin*), der in Baden gewesen ist, und schließt mit folgenden Worten: „In seiner Art hat er eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Herrn Staatsminister von Humboldt, dieselbe scheinbare Kälte, unter welcher sich denn doch die Wärme der Empfindung nicht ganz verdecken kann, dieselbe Schärfe und Eigenheit des Witzes, der auch oft aus der gleichen Quelle zu kommen scheint, nämlich aus der Ungeduld die Langeweile zu ertragen, die sich an die gewöhnlichen Gespräche so gern anschließt, und der man, wenn der fremde ausbleibt, nur durch eignen Witz entgegen kann.“ So albern es auch ist, so etwas in Depeschen zu schreiben, so ist die Bemerkung doch sehr hübsch und oft in Anwendung auf mich wahr. Sie zeichnet die völlige Abwesenheit der Lust zu glänzen bei den Einfällen, und insofern kann ich sehr zufrieden damit sein, und wirklich bin ich oft nur aus Ver-

*) Graf Rostopschin, geb. 1763, † 1826, russischer General, dem man den Brand von Moskau 1812 zuschrieb, war 1814 mit Kaiser Alexander I. auf dem Wiener Kongreß.



zweiflung, daß aus dem Gespräch nichts werden will, witzig, nämlich so bei fremden Leuten, und darum sage ich auch meine besten Einfälle nur mit Dir unter uns, weil sie da aus natürlicher Heiterkeit entspringen. Die Zeit in Burgörner war die hübscheste in der Art, die ich in langer Zeit wieder genießen werde.

Meine Abreise von hier verzögert sich abermals. Der Kanzler geht zwar am Dienstag, den 15. ab. Allein der Finanzminister hat eine lange Antwort auf das Gutachten des Ausschusses der Kommission über den Haushalt gemacht, und auf die sollen Schön, Kewis, Ladenberg und ich noch antworten. Dies kann mich noch die ganze Woche hier halten. Es ist mir fatal. Denn die Zeit, wo, wie jetzt ausgemacht ist, ich den Kanzler am Rhein sehen werde, bleibt dieselbe, nämlich Ende August, und so wird der Zwischenraum kürzer, den ich zu meiner Dotationsangelegenheit verwenden muß. Allein ich kann es nicht ändern, ich bin einmal in diesem Kampf und muß ihn durchmachen. Mit dem Staatskanzler bin ich freundschaftlicher wieder als je. Er hat mir noch heut gestanden, daß er über niemand so wenig je eine Klage über ihm auf irgendeine Weise erregten Verdruß gehabt hat als über mich. Er tut mir sehr leid, er hat sehr gelitten und leidet noch. Auch in Karlsbad wird wenig Ruhe sein, Boyen, Bülow gehen mit. Ob ich nicht auch, wenn ich wegen meiner Dotation nach Schlesien gehe, einen Augenblick hinkomme, ist noch ungewiß.

Was übrigens gewisse Leute für eine Eil auf meine Abreise setzen, kannst Du nicht glauben und amüsiert mich außerordentlich. So hat man mir, ohne daß ich es gefordert habe, schon jetzt meine Pässe anfertigen lassen. Das nenne ich eine Aufmerksamkeit! Es ist sehr schade, daß Du in dieser Zeit nicht hier bist und gewesen bist. Zu vielem Ernsthaften wäre es gut gewesen, aber auch zu vielem Scherz. Ich genieße nichts mehr ohne Dich, geliebtes Herz.



Es ist über dem Schreiben 2 Uhr geworden, lebe wohl, innig
liebe Seele, umarme alle Kinder. Ewig mit der treuesten und
innigsten Liebe
Dein H.



169. Humboldt an Caroline

Berlin, 14. Julius 1817

Der Staatskanzler und Radziwill sind gestern abgereist, der
erstere nach Gliencke, der andere nach Posen. Von
Gliencke geht es übermorgen nach Karlsbad. Ich habe
gestern sehr freundschaftlich Abschied genommen. Ich habe noch
alle diese Morgen Konferenzen und konnte nicht nach Gliencke
kommen. Die Dinge sind in der größten Krise, doch will alles
erst den Sprudel trinken, ehe es zur rechten Entscheidung kommt.
Ich scheide mit Ehren heraus, das kann ich mit Wahrheit sagen,
alle, auch die, die mich nicht loben, gestehen zu, daß man sich nicht
energischer und gemessener zugleich nehmen konnte. Ich habe mich
auch vollkommen gegen den Staatskanzler ausgesprochen und über-
lasse nun das weitere dem Schicksal. Der Himmel weiß, daß ich
nichts will. Ich habe nur zwei Wünsche, Dich, Einziggeliebte, und
Einsamkeit. Ich bin für die Geschäfte nicht gemacht, was auch die
Leute sagen mögen. Ich übe so alle die Eigenschaften, die ich
einmal besitze, an ihnen aus, und da wird es allerdings manchmal,
aber ich habe kein Herz für sie, sie lassen mich leer, und mein Leben
kommt mir um nichts besser vor, wenn ich sie, selbst glücklich, ge-
macht habe. Es ist ein eigenes Geschick, daß ich bei dieser Stim-
mung gerade so tief in sie kommen mußte, und wenn man darin
ist, ist es wie mit Verbindungen mit Frauen. Das Anknüpfen
ist immer leichter als das Wiederauflösen, wenn man einmal, seinem
Charakter nach, leise und ohne Stoß heraustreten möchte.

Ich treffe mit dem Staatskanzler noch am Rhein, vermutlich



Ende August zusammen und gehe erst dann wahrhaft nach England.

Bei England fällt mir ein, daß ein Engländer, Stapleton*), auf des Herzogs von Cambridge**) Empfehlung in unsere Garde gekommen ist. Er diente schon im Kriege als freiwilliger Jäger, war aber vorher und auch nachher ein sehr wilder Student. Als solcher mietete er sich in ein Gartenhaus in Göttingen ein, in dem die arme Charlotte wohnt, die ich in Pyrmont kannte, und die mir nach Wien schrieb, und geriet in eine solche Verehrung und Freundschaft zu dieser, daß er nicht bloß ganz zahm und still und ordentlich wurde, sondern zum größten Ärger seines sogenannten Hofmeisters und seiner Freunde den ganzen Winter im Gartenhause wohnen blieb. Jetzt wünscht er sehr, mich kennen zu lernen. Reiten soll er so wunderbar, daß Kraft sich hat sein Ehrenwort geben lassen, daß er sich nicht eher will zu Pferde setzen lassen, bis er menschlichere Manieren darin angenommen. Mit dem Neigen von Herzen zu Herzen ist es doch sehr sonderbar.

Du hast nun längst die Beleuchtung der Peterskuppel wieder gesehen. Man zählte so herrlich die Jahre seines Aufenthalts in Rom daran. Ich bin sehr begierig auf Deine Schilderung von Ischia und dem Leben dort. Dem Meer wochenlang so nahe zu sein, möchte ich nur noch vor meinem Tode erleben. Es muß unbeschreiblich anziehend sein, aber man muß so wohnen, daß man es immer sieht und täglich auch dazu hingeht.

Es ist sehr schön, daß Du den teuren Grabesfleck wieder erneuern und verschönen willst. Die holden Knaben ruhen da so schön, ich gestehe, ich wollte es ginge uns auch so. Ich erinnere mich gar wohl, was Du mir darüber gesagt hast. Auch ist das

*) Vgl. Einleitung zur Neuauflage der „Briefe an eine Freundin“, G. IX, von Albert Leitzmann.

**) Adolf, Herzog von Cambridge, geb. 1772, † 1850.



Sinbringen nicht hübsch. Aber wir müßten da sein und mischten uns dann natürlich mit der Erde, die wir so oft wehmütig betreten hätten. Wer weiß, wie noch alles kommt und sich fügt. Aber das weiß ich wohl, wenn das Schicksal es so machte, setzte es unserm Glück, denn sehr glücklich und begünstigt waren wir doch, den letzten schönsten Kranz auf.

Deine Reise, süßes, theures Herz, hat mich unendlich aufgeregt. Ich entbehre Dich so schmerzlich und sehe Dich doch so ungern wieder Italien verlassen. Dies Schwanken senkt mich in unbegreifliche Sehnsucht, die aber darin Trost und Beruhigung findet, daß Du wenigstens, geliebte Seele, in der besseren Heimat bist, in der, die der Tod uns geeignet und mit unlöslichen Banden an unser Herz geknüpft hat. Denn es kann niemand auf Erden fühlen, was uns Italien und Rom ist, und darum spreche ich auch nicht gern mit anderen davon.

Lebe innigst wohl.



170. Caroline an Humboldt Lacco auf Ischia, 17. Julius 1817

Ich lebe hier wie außer der Welt, und trotz meiner Démarchen nur eine Zeitung zu Gesicht zu bekommen, ist es mir noch nicht geglückt. Es gibt hier nicht einen vereinten Badeort, wie Karlsbad oder Töplitz. Die meisten Quellen sind in einem kleinen Ort, der Casamicciola heißt, einige sind ohnweit der kleinen Stadt Ischia, die stärkste Quelle, die man acqua di Santa Restituita nennt, ist hier. Allein es gibt eigentlich kein abgeschlossenes paese auf der Insel. Alles sind einzelne Häuser, die inmitten der Vignen liegen, besonders sind dies die etwas besseren geräumigeren Wohnungen. Daher werden denn alle Kommunikationen schwierig, alle Visiten und Spazierritte zu Esel,



und da der Abend viel früher als bei uns im Norden eintritt, und die Badenden sehr vor der Stunde gewarnt werden, in der die Sonne untergeht, man doch nicht vor 2 Uhr ißt, dann eine Stunde ruht, so ist der Abend da, ehe man es sich versieht und ehe man viel vor sich gebracht hat.

Der Doktor hier ist eine wahre Theaterfigur. Viele Tage hat er gebraucht, um ins Klare zu kommen, wer ich eigentlich bin. Der Wiener Kongreß spukt dem guten Mann noch im Kopf herum. In seinem eigenen Hause, was la sentinella heißt und auf einer Höhe über Casamicciola liegt, wohnt als Badegast der Principe di St. Angelo Imperiali, der Gesandter des Königs Ferdinand*) von Neapel während des Kongresses in Wien war. Dieser hat ihm gesagt, er habe oft bei Dir gegessen, Du bei ihm, er könne sich aber nicht auf den Namen Deines Casato erinnern. Das ist auch göttlich, daß ein Minister nicht einmal weiß, wie der andere heißt. Diesen Namen nun zu erforschen, ging der Doktor viele Tage bei mir um den Brei, heute hat er sich ihn endlich sagen lassen, und daß der famosissimo Viaggiatore Dein Bruder sei, war ihm auch bekannt. Ich glaube, er kaut noch an dem Namen.

Die Hitze ist ungemein erträglich hier auf der Insel, man jammert in Neapel darüber, aber wirklich hier hätte man Unrecht, sich zu beklagen.

Den 18.

Die Tage gehen so hin, mein geliebtes Leben. Wir führen eine Art Klosterleben, das göttlich wäre, wenn Du bei uns wärst. Was Du mir von den Briefen sagst, bestätigt mir die Wahrheit der

*) Ferdinand I., geb. 1751, † 1825, Sohn Karls III. von Spanien, mußte öfter seinen Thron räumen, wurde durch den Wiener Kongreß wieder eingesetzt, zog nach Murats Flucht wieder in Neapel ein.



hiesigen und römischen Ausfagen; die Posten treffen nicht aufeinander. So kommt es, daß sie nur einmal über die Alpen gehen. . . .

Eben kommen Deine Briefe vom 20. und 23. Junius. Süßes, geliebtes Wesen, so hat Dir niemand zu Deinem Geburtstag Glück gewünscht als Runth's. Ich könnte darüber weinen — und an meinem war solch' ein Hallo. Aber laß uns nur wieder zusammen sein, so werde ich auch Schulkinder und Kantoren organisieren und darin schießen lassen. Allein Bülow und Theodor hättest Du Deinen Geburtstag doch sagen sollen. Es wird ihnen nachher so leid tun, ich kenne das, auch Carochens.



171. Caroline an Humboldt

Lacco, 26. Julius 1817

Wie sehr spät komme ich dazu, Deine letzten teuren Briefe zu beantworten, mein geliebtes Herz!

Ein außerordentlich heftiger und schmerzhafter Zufall, den Caroline von ihren Gesichtschmerzen bekam, stärker wie je, und die seit Mittwoch erfolgte Ankunft Adelsheids und Augusts haben mich seitdem verhindert zu schreiben. Vor allen Dingen das wichtigste. Es geht besser mit Caroline. Ich möchte, daß diese freudigen Worte Dir zuerst in die Augen fielen und unterstreiche sie deshalb. Caroline bekam am Sonnabend nachmittag einen ganz furchtbaren Anfall ihrer Schmerzen, die Nacht zum Sonntag wiederholte er und dauerte zwar abnehmend, aber doch mit den allerheftigsten Stichen und Reißen, Sonntag, Montag, Dienstag und zum Teil noch Mittwoch fort. Ich gestehe Dir, daß ich sehr traurig und betreten war, und sie keinen Augenblick aus den Augen ließ, denn man muß sie wie ein Kind abwarten, sie erkältet sich sonst jeden Moment, dann fürchtete ich auch beinahe von der Gewalt des Schmerzes Krämpfe. Allein, dem Himmel sei Dank, auch diese



schweren Tage gingen vorüber, der Schmerz nahm mehr und mehr ab, und heute^o ist seit vielen Monaten die dritte Nacht, wo sie nicht durch den fatalen Schmerz aus dem Schlaf aufgeschüttelt wird. Ich hoffe also alles beste.

Adelheid und August kamen also den 23. hier an und wohnen bei mir. Sie scheinen sich hier mehr zu gefallen, als ich erwartet hatte. Meine Wohnung ist aber wirklich schön, geräumig, lustig mit herrlicher Aussicht und den prächtigsten Terrassen, und an die schlechten Matrasen, Mangel an Sofas und an die harten Rohrstühle gewöhnt man sich endlich auch. Wärest Du nur hier! Dir sollte es gefallen. Nichts ist imponierender als die Stille des Abends. Jetzt ist der schönste Mondschein, er steht zwischen 10 und 11 Uhr über der Spitze des Epomeo. Wie rein der Kontur des kolossalen Berges (denn eigentlich ist der Berg die Insel) sich gegen den klaren Himmel abhebt! Und das Meer schlägt in der Nacht gleichsam in regelmäßigeren Pulsen an — alles Geräusch des Tages und des menschlichen Treibens ist verstummt, man hört nichts als das Rauschen der Wogen. Ich war die beiden letzten Abende mit August lang allein auf der Terrasse, die nach Morgen heraus liegt und wo die Ferne oft von den Flammen des Vesuvus erhellt wird. Wir haben viel von Dir und der Zukunft gesprochen.

In Deiner Nummer 19 vom 20. Juni^{us} wußtest Du mich nun endlich in Rom angekommen. Deine Freude darüber, mein teuerstes Wesen, hat mich unendlich gerührt. Ja, wohl ist dieser Ort eine zweite Heimat unseres besseren Seins und unserer Sehnsucht geworden. Ich verzweifle nicht, daß Du nicht noch einmal hinkommst, und vielleicht früher als wir jetzt denken. Was hörst Du denn aus Frankfurt am Main? Einen Monat Österreichischen Beobachter habe ich hier bei der Generalin Roller bekommen, den Monat Juni, und gesehen, daß der Bund sich mit Hin und Her und vielen Lappalien beschäftigt. Ein unseliger Advokatengeist der

364



Schifane scheint mir überhaupt im allgemeinen über Deutschland zu wehen, und das ehrwürdigste Bedürfnis einer großen Nation scheint mir von vielen Menschen nur als Deckmantel zu unreinen Absichten gebraucht zu werden.

Ich freue mich, daß Du das Bild*) von mir von Schick in Verwahrung hast. Ich halte es selbst für das ähnlichste Porträt von mir.

Der Prinz Piombino sagte mir, im Oktober solle der Mars geformt werden und der große Sunokopf. Der Prinz bemüht sich, sehr artig gegen mich zu sein, und auf ein Billet von mir, in dem ich ihn bat, mir einen Einlaß für vier fremde Preußen in die Villa zu schicken, antwortete er mir und sein Billet fängt folgendermaßen an: Che non può commandare la Baronessa di Humboldt al Principe di Piombino!***) Was sagst Du dazu?

Es hat mich tief gerührt und gefreut, Dich so neu wieder vom Don Carlos ergriffen zu sehen. Ja, Schiller war ein großer, in seiner Art unvergleichlicher Mensch, und das ganze Leben bewegte sich in großen und gewaltigen Formen vor ihm. Hätte er das Jahr 1812 und 13 erlebt, das wären die schönsten seines Lebens gewesen, die, bin ich überzeugt, die seinem Innern noch am meisten entsprochen hätten. Doch wohl ihm! Nicht in das Kleinere, nein in das Weitere und Umfassendere muß das Dasein heben, dem wir in diesem entgegengehen. Deiner Idee, Deiner Sehnsucht möchte ich's nennen, etwas über ihn zu schreiben, wünschte ich Dich willfahren zu sehen. Man schreibt am Ende nicht für andere, man schreibt für sich. Vielleicht gewährt England Dir genug Muße dazu.

Der Schiffer will weg. Ich umarme Dich, meine theure Seele, und bin ewig die Deine.



*) Das dem Arzt Rohtrausch geschenkte mit Theodor. Vgl. Bd. II.

**) Was könnte die Baronin S. dem Fürsten P. nicht befehlen!



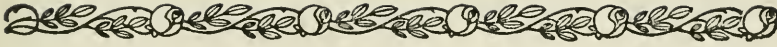
Ich denke, ich schrieb Dir, daß ich Dienstag, 22., noch mit dem Großherzog von Strelitz aß, der durch Berlin nach Karlsbad ging. Wir sind in der grössten Freundschaft geschieden, und es ist mir ordentlich lieb, daß sich dies Verhältniß wieder angeknüpft hat. Er hat uns in der Zeit unseres grössten Schmerzes und auch in einer sehr glücklichen und heiteren Lage gesehen*).

Den Abend brachte ich noch bei Laroches zu. Am folgenden Morgen, 23., fuhren wir um 6 aus Berlin ab. Ich habe nicht anders als es mit eigenen Gefühlen verlassen können. Wer weiß ob und wie ich es wiedersehe. —

Auf der Reise begegnete uns nichts merkwürdiges, und wir kamen etwa um 8 Uhr gestern abend hier an. Der Brief, in dem Bülow unsere Ankunft gemeldet hatte, ist noch nicht angelangt. Du kannst Dir Dunkers Erstaunen und Schrecken denken. Er hat nach seiner Manier die Stuben, in denen nicht gebaut wird, so mit Meubeln vollgesetzt, daß auch nicht ein Winkelchen, außer der Stube, wo er selbst wohnt, frei blieb. Ich ließ auf der Stelle die rote Stube von den Meubeln ledig machen. Der Bau wird sehr hübsch werden. . . . Dunker ist jetzt mit neuen großen Planen beschäftigt, ob er alle diese Baue überleben wird, weiß Gott. Sie greifen ihn sehr an. Es wird aber auch kein Nagel eingeschlagen, den er nicht herausgibt und über den er nicht Buch führt. . . .

Wie ich heute diese Besichtigung vollendet hatte, sehe ich aus dem Fenster, daß unten eine Volksversammlung von lauter Weibern und Mädchen war. Sie wollten sich wegen der erlassenen Frondienste bedanken. Ich habe mich also hinunterbegeben, bin mit vieler Kunst in dem Angesicht der versammelten Menge, da die Treppe vor dem

*) Vgl. Bd. II, 116ff.



Hause abgebrochen ist, auf dem Brett, das man gelegt hatte, hinunterdefiliert und habe das Volk haranguiert. Ich habe von der Teuerung, dem Scharlachfieber und vorzüglich viel von Deiner Guld und Milde, alles sehr rührend, gesprochen. Merkwürdig ist es, daß Weihe selbst und aus freien Stücken das Protokoll aufgenommen hat, worin die Führer bekennen, daß Du ihnen bloß aus Güte die Dienste beim Bau diesmal erlassen hast, und daß sie sie übrigens jedesmal leisten wollen. In seinem Namen hat er dasselbe wegen seiner Bauergüter schriftlich erklärt. So demüthigten sich, geliebtes Herz, die Übermütigen und Mächtigen vor Dir.



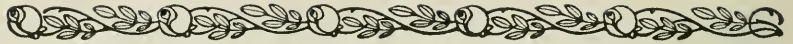
173. Humboldt an Caroline

Burgörner, 3. August 1817

Weißt Du schon, daß das Komödienhaus in Berlin am 29. um $\frac{1}{2}$ 3 Uhr in einer Stunde rein mit allen Maschinen, Dekorationen und Garderoben abgebrannt ist? Bloß die Mauern stehen noch. Es wird den König sehr verdrießen, doch ist es so übel nicht, und er selbst wird sich nachher darüber freuen. Denn es war ein schlechtes Kunstwerk, und wenn man Schinkel*) machen läßt, wird es jetzt schön werden. Das Feuer ist so furchtbar gewesen, daß man vom ersten Augenblick an das Löschen aufgegeben und nur die Kirche und die Seehandlung zu schützen gesucht hat. Wie es ausgekommen, weiß ich nicht. Man sagt, im Bohlendach, wo ein Dachdecker, der etwas hat löten sollen, hat ein Kohlenbecken stehen lassen. Es soll bei der Probe der Räuber, die man gerade hielt, plötzlich Feuer aufs Theater, und Anzelmann**) davon in Ohnmacht gefallen sein.

*) Karl Friedrich Schinkel, geb. 1781, † 1841. Begründer der neuklassischen Richtung der Architektur.

**) Karl Wilhelm Ferdinand Anzelmann, geb. 1753, † 1832, Schauspieler, von 1814—1823, Regisseur des Schauspielhauses.



Ich war heute sehr lange auf dem Kirchberg, der Himmel war bedeckt, kein Lüftchen regte sich, beim Untergehen brach die Sonne durch mit rotgelbem Licht, und bald darauf regnete es, so daß ich herunter ging. Wann ich den lieben Berg wiedersehen werde? Ich schreibe Dir hier einige Strophen, die ich machte, die Du für das nehmen mußt, was sie sind, für eine wahre und innige Empfindung, die sich im Gehen zu diesen Zeilen gestaltete.

Alde! Alde! ihr lieben Fluren,
o bleibet mir getreu!
Erhaltet meiner Liebe Spuren,
in mir ja ist sie ewig neu.

Hier hat die Sehre, Holde
geliebet mich zum erstenmal,
die, wie mit Morgensonnengolde,
umstrahlte dies geliebte Thal.

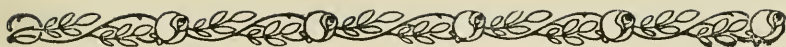
Darum von allen auf dem Erdenrunde,
vom Morgen- bis zum Abendglanz,
bleibt teuer bis zur letzten Stunde
mir dieser Hügel stiller Kranz.

Wohl mag die Sonn' ihm dunkler scheinen
und Nebel oftmals sie umziehen,
der Mensch auch muß oft menschlich weinen,
und Wonn' und Jugend kann nicht ewig glühen.

Es strahlet weit das Herrliche und Schöne
und weckt das staunende Verlangen,
doch daß die Brust sich heimisch dran gewöhne,
hält gern sie engerer Kreis gefangen.

Was tief das Herz in Frieden wieget
und Wonne heimischt süßen Sorgen,
was ew'ger Sehnsucht immer neu genüget,
lag hier mir wie ein Schatz verborgen.

Oh, möcht' auch mir in kühler Erde Bette
zu ruhen hier einst sein vergönnet,
da heiliger und süßer keine Stätte
seit meiner Jugend Tagen ich genennet.



Besiegt dann von des Todes Schauern
lieg' ich, wie sonst ich oft gestanden,
zu schaun vom Berge auf die teuren Mauern,
die fest mich hielten in der Liebe Banden.

Und so kann, wie er hat begonnen,
sich meines Daseins Kreis auch schließen,
daß, was zuerst mein Herz gewonnen,
sieht seinen letzten Abendschein verfließen.

Lebe wohl, innig geliebte, teure Seele. Umarme alle Kinder,
vor allen die arme, liebe Caroline. Ewig Dein H.



174. Caroline an Humboldt

Lacco, 1. August 1817

Meine teure geliebte Seele!

Die angenehmste Nachricht, die ich Dir wohl geben kann, ist, daß es mit Carolinen so gut geht wie wir es nur irgend wünschen können. Der Gesichtschmerz ist wirklich seit neun Tagen verschwunden. Wie sehr die Schmerzlosigkeit dieser Tage und Nächte und der ruhige Schlaf ihr aufgeholfen hat, kann ich nicht genug sagen. Sie hat ordentlich Farbe, und ihr Auge ist ruhig und klar. Da sie ungemein weiß ist, so weiß, daß ihr selbst die italienische Sonne nichts anhat, so kann man wohl sagen, daß sie lange nicht hübscher gewesen ist als eben jetzt. . . .

Thorwaldsen ist wirklich ungeheuer fleißig gewesen, doch mehr noch im Erfinden als im Vollenden des Marmors. Sein Alexanderzug prangt in Monte Cavallo als Fries, doch nur in Gips.

Canova ist als Künstler nicht weiter gekommen. Die gewisse Flachheit seines Wesens spricht sich auch in seinen Werken aus. D'Este sagte mir, daß die Statue, die er dem Papst schenken wolle, 25 000 Piafter kosten werde. Ich fand das Modell schwer-



fällig; eine weibliche Figur, deren Gewand gerade vom Kopf herunterfällt, ein kolossales Kreuz tragend, vielmehr haltend und eine Strahlentkrone um das Haupt. Die Figur auf Rezzonicos Grabmal, die Religion vorstellend, liegt auch dieser zugrunde.

Soeben erfahre ich den Tod der Frau von Staël. Nähere Umstände weiß ich nicht. Höchstens kann sie 50 Jahre geworden sein. So ist wieder eins der Wesen, mit denen man zu leben gewohnt war, in das stille Reich übergegangen. Ihre Freunde schmerzen mich bei ihrem Verlust, besonders Rocca*). In Schlegels**) Existenz wird dieser Tod einen gewaltigen Riß machen. In finanzieller Hinsicht kann er ihn sogar in große Verlegenheit setzen, sie mußte ihn denn mit einem Legat bedacht haben, was mir indessen sehr zweifelhaft ist. Was Frau von Staël betrifft, so freue ich mich, daß sie nicht den Tod Roccas erlebt hat, mit dem das Schicksal ihr immer drohte, denn er ist brustkrank im höchsten Grade. Tieck arbeitet in Carrara an einer Statue Neckers, von der Rauch, wie überhaupt von Tiecks Arbeiten, außerordentlich viel Gutes sagt.

Von Burgörner und dem Bau freue ich mich durch Dich und Bülow zu hören. Du wirst darüber lachen, daß ich unter Laubengängen von Reben und hohen Hecken von Aloe und Raktus an Burgörner denke. Es ist aber doch so und ist mir ein sehr lieber und stiller Ort. Ja, hier gibt's Stellen, wo man sich in einem anderen Weltteil dünkt, so südlich fremd sieht es aus. Schon die Form der Häuser, das Verstreute der Wohnungen, die ganz glatten Dächer, platt wie ein Estrichfußboden, haben etwas ungemein Frappantes. Da steht ein Berg uns gegenüber, von dem wir nur durch ein schmales Tal getrennt sind, Monte di Vico.

*) Mit dem sie heimlich verheiratet war.

**) August Wilhelm v. Schlegel, geb. 1767, † 1845, hatte von 1804 ab fast beständig bei Frau v. Staël gelebt.



Wir gingen lezt hinauf, der Aussicht zu genießen, und gerieten in eine Art Park. Blühende Myrthen, ganze Wälder voll, blühende Granatbäume, baumhoher Raktus und Aloe, alles in reizender Verwirrung durch- und nebeneinander. Der Fußweg schmal am Rande des Berges, und in der Nähe das saphirblaue Meer. Wir ritten auch lezt hin nach Ischia und bestiegen die Festung, die auf einem abgesonderten Felsen am Meere liegt, die Zugänge sind in die Felsmassen eingesprengt. Man kommt von der Stadt durch einen künstlich gemachten Damm von Lava bis zu dem Felsen. Die Aussichten sind einzig und verschieden auf jedem Punkt. Von Ischia aus sieht man das wunderbar gestaltete Capri, wo Eber hauste, und die Gegend ist so schön und groß, daß, wenn ich bloß meinem Vergnügen nachginge, ich acht Tage in Ischia wohnte.

Nun Adieu, einzig liebes teures Wesen!



175. Humboldt an Caroline

Breslau, 8. August 1817

Ich habe Dir in einigen Tagen nicht schreiben können, liebe Li. Wir sind seit unserer Abreise aus Burgörner Tag um Tag unterwegs gewesen und erst den fünften Tag hier angekommen. Ich bin immer allein gefahren. Ich habe es mit der Hitze (ich mache gar kein Fenster auf) so weit gebracht, daß die Fliegen selbst ganz matt werden und nach einer halben Stunde ans Fenster kriechen und mich ansehen, ob ich nicht aufmachen will. Ich lasse dann gnädig das Fenster einen Augenblick nieder und sie fliegen heraus. So komme ich nach und nach zu einer absoluten Einsamkeit. Die Fliegen kehren aber manchmal um und setzen sich von außen ans Fenster, vermutlich aus Neugierde, um zu sehen, ob ich noch lebe. Denn Du glaubst gar nicht, was die Tiere für Verstand haben. Einige lieben die Wärme



wie ich und wollen nur manchmal Luft haben. Da wissen sie nun schon meine Manieren so gut, daß sie an das Fenster kommen, so wie ich es aber herunterlasse und denke, sie sollen ins Freie gehen, so drehen sie listig wieder zum Wagen um. Zwei, die mir heute zur Gesellschaft geblieben waren, haben es wohl dreißigmal so gemacht. Das Wetter ist himmlisch, nur die ersten zwei Tage haben wir einige Regenschauer gehabt, nachher ganz heitern wolkenlosen Himmel und die schönste Sonne. Gestern ging sie ganz ohne Wolken in dunkelroter Glut unter. Ich habe dabei unendlich an euch gedacht. Auf dem Albaner Felde habe ich so oft sich die ganz reine volle Scheibe ins Meer senken sehen, hier ist es sehr selten.

Am zweiten Tag kamen wir bis Dresden. Vor der Madonna so vorbeizureisen ist schrecklich und bricht einem das Herz. Aber ich konnte nicht anders, auch möcht' ich jetzt in Sachsen nicht verweilen. Wir kamen um 10 Uhr an und fuhren um 5 wieder am anderen Morgen fort. Den dritten Tag waren wir in Görlitz, einem recht hübschen Städtchen. Gestern brachten wir die Nacht in Liegnitz zu.

Der Staël ihren Tod wirst Du wissen. Er hat mich doch geschmerzt; allein die Frau war so unruhig im Leben, daß ihr vielleicht da wohl ist, wo, wie ich neulich in der Bibel las, die ruhen, die viel Mühe gehabt haben. Es ist ein unbeschreiblich schöner Ausdruck, dieß: viel Mühe gehabt haben. Wohl hat man viel Mühe, und man kann das ganze Leben eine Mühe nennen, da immer neun Zehnteile so die Äußerlichkeiten betreffen, die man gar nicht mag und den allein schönen Überrest verkümmern, selbst wenn sie ihn nicht verbittern.

Gute Nacht, mein allerteuerstes Herz! Schlafe wohl in Ischia und denke an mich Unglücklichen in der Goldenen Gans. Kein Ehepaar auf der Welt kann zu gleicher Zeit so prosaisch und

372



poetisch leben. Habe mich nur lieb, mein inniggeliebtes Leben, dann kommt man über alles hinaus. Was die Welt ohne das wäre, daß man sich lieb hat, ist gar nicht mit Gedanken auszumessen. Ich bin ewig und unablässig bei Dir. Umarme alle. Ewig Dein.



176. Caroline an Humboldt

Lacco, 8. August 1817

Meine Seele!

S heute morgen, wie ich um 6 Uhr aufstand, empfangen mich Deine süßen, lieben Briefe vom 11. und 14. Julius. Morgen will ich mit August die große Tour auf den Epomeo machen, ich werde Dir noch Sonntag davon schreiben, denn der Brief kann erst Montag nach Neapel kommen. Die Mädchen nehme ich nicht mit.

Du schreibst, Du seist begierig, von meinem Aufenthalt in Ischia zu hören. Ach, meine teuerste Seele, wie gemacht wäre er für Dich. Heiterer Himmel, bedeutende Wärme, wenig Schatten, also Sonne aus der ersten Hand, herrliche und großartige Gegend, schönes Meer, gar keine Gesellschaft, denn ein jeder besinnt sich, Visiten auf Eseln zu machen, tiefe Stille, am Hause schöne Terrassen, einen Weingarten, Nachts einen von Millionen Sternen erglänzenden Himmel, das alles wüßtest Du zu schätzen wie wenige. Die Milchstraße glänzt wie ein Strom reinen Lichts. Ich habe einen sehr großen Salon, der Fenster, vielmehr Glastüren nach Mitternacht, Abend und Morgen hat. Nach Abend und Morgen sind schöne Terrassen. Da treten wir oft heraus, August liebt auch sehr die Nacht, und wir ergözen uns an der tiefen Stille und an der balsamischen warmen Nachtlust und den Sternen. Nach Mitternacht hin liegt ein Berg, der die Meeres-



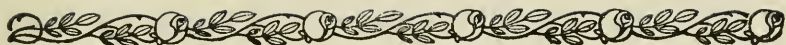
ausſicht kupert, er iſt kegelförmig, und an ſeiner linken Seite tritt das Meer in ſeine Bucht. Zu dieſer Meereshucht, die nur wenige Schritte vom Hauſe iſt und in der Auguſt ſich täglich badet, gehen wir oft. Wir fanden lezt im Meeressande eine Anzahl weißer wilder Lilien am Ufer. Eine alte Sage geht auf der Inſel, daß da, wo die Lilien am Ufer blühen, der Leichnam der heiligen Reſtituita gefunden ward, die Schuſſpatronin der Inſel iſt und dem ſtärkendſten Waſſer ihren Namen beigelegt hat. Man habe, ſagt man, die Lilien in die Fruchtgärten verpflanzen wollen, allein ſie kommen nur in dem Sande des Meeres und an der Stelle fort.

Caroline wird am Montag, den 11., mit allen Bädern fertig und hat dann 28 genommen. Die Geſichtſſchmerzen ſind wirklich wie weggehaucht. . . . Den Winter bleibe ich, nun ich nicht mit Dir ſein kann, gewiß in Rom. Ich bin das Carolinen ſchuldig. Der jähe Übergang in ein kaltes Klima, beſonders die in November und Dezember fallende Reiſe, könnte ihr fürchterlich ſchaden und alles wieder zerſtören.

Sonntag abend, den 10.

Ich bin geſtern abend glücklich von meiner etwas fatiganten Tour zurückgekommen. Es würde mir ſehr leid geweſen ſein, den Epomeo nicht beſtiegen zu haben, und nun ich oben war, ſehe ich, daß man die Inſel gar eigentlich nicht kennt, wenn man nicht oben war. Erſt war einiger Nebel zwiſchen uns und der Gegend, die weißen Wölkchen ſchwebten auf der dunkelblauen Meerflut, es war, als ob man ſich auf den Rücken legt und über ſich in den Himmel ſchaut. Dann ſanken die Wolken, und alle Inſeln, die ferneren Küſten, die Kette der Berge und die paradiſiſche Gegend nach Neapel hin wurden ſichtbar. Wie habe ich Deiner gedacht! Wie hätteſt Du den wirklich einzigen Anblick mit mir genoſſen! So wunderbar ſchimmern die Inſeln im Meer, das Land ſcheint nur ſo hergegeben, gleichſam aus Gunſt des mächtigen

374



Elements. Der Berg ist wunderbar, oben die Kuppe ist wahrscheinlich ein Produkt früherer Eruptionen, nun sehr verwittert. In diese Art Tuffstein hat man ein Kloster und eine dem heiligen Nicolo geweihte Kapelle eingehauen. Das Kloster ist zerstört, nur drei Eremiten wohnen da, von denen gewöhnlich zwei auf Almosensammeln aus sind. Die Fenster dieses kleinen Klosters sind immediate in den Tuffelsen eingehauen, mancher Schritt in den kleinen Zellen führt zu dem jähesten Abgrund. Die Insel liegt wie ein Basrelief vor einem. Wir konnten in unseren Garten, in die Zimmer der Kinder herabsehen, und Monte Vico, der von hier unten so groß und hoch aussieht, lag wie eine kleine Erhöhung vor uns. Fünf Stunden brauchten wir, um über Foria, einem Städtchen an der abendlichen Seite der Insel, hinaufzureiten. In dreien kamen wir herunter, machten aber den jähesten Teil des Weges zu Fuß.

Die Kinder grüßen. Ich benutze eine Gelegenheit, den Brief auf die Post zu bringen.



177. Caroline an Humboldt

Pacco, 14. August 1817.

Ich habe lezthin meinen Brief schnell schließen müssen, geliebte Seele, und habe nicht Deine lezten teuren Briefe beantworten können. Du bist immer derselbe, in Ernst, in Scherz, eine unbeschreibliche Tiefe und Wahrheit Deines Wesens leuchtet überall hindurch. Du beschreibst Dich nie, aber Du bist es immer.

Die Kinder waren alle sehr wehmützig und tief von dem Anblick der Gräber bei der Pyramide ergriffen. Doch war mein eigenes überströmendes Gefühl so, daß ich sie wenig in jenem ersten Wiedersehen beobachten konnte. Heute ist der schmerz-



volle Tag, wo ich Wilhelms schönes Leben dahinschwinden sah — — — in der nächsten Nacht verhauchte er das süße Leben. Es sind 14 volle Jahre. Wie überlebt man solche Momente! Theodors tödliche Krankheit, die entsetzliche Spannung und Fatige, in der dieser Zustand uns hielt, war die erste Aufforderung, dem Schmerz nicht zu unterliegen. Man kann viel leiden. Das ist nur zu gewiß. Und oft zu viel.

Ich wünsche sehr, daß Du Hirt über die Äginetischen Statuen sprechen mögst. Die Restauration von Thorwaldsen ist ordentlich ein Wunder, allein mit der Art sie aufzustellen bin ich gar nicht zufrieden. Da von dem einen, dem kleineren Fronton, so viel Statuen übriggeblieben, daß man die Gruppe, die sie ehemals gebildet haben, herausbringen konnte, so hätte ich noch gesucht, sie so ineinanderschieben zu lassen, wie sie standen. Der Anblick müßte viel gelehrt haben, über vieles Aufschluß gegeben haben. Cockerell*) hat herausgebracht, daß auch die Niobe mit ihren Kindern auf solchem Fronton stand, er hat es durch die Maße einiger der Kinder dargetan.

Thorwaldsen ist zu einer schwindlichten Höhe als Künstler gestiegen, und es gelingt ihm jetzt, die Gestalten seines Künstlerfinnes gleichsam wie durch einen Zauberschlag hinzustellen, die Mühe ist überwunden, und nichts erinnert mehr beim Anschauen des Werkes, daß es gemacht ist. Es steht da, wie schon in Schillers schönem Gedicht . . . ach nein, in Deinem „Rom“ steht es ja: „Aus dem Nichts da sprangen die Gestalten“ usw. Seine eben vollendete Tänzerin muß man gesehen haben.

Die Hand des Kanonicus**), und wie er immer um Wilhelms willen bittet, hat mich sehr gerührt. Ich hatte oft so süße Ahn-

*) Charles Robert Cockerell, geb. 1788, † 1863, englischer Architekt und Archäolog, studierte von 1810—1817 in Italien.

**) Vgl. S. 83.



dungen in diesen Tagen, daß er uns doch nicht entfremdet sei. Der Sternenhimmel ist das Band, das das Begreifen und Unbegreifen zusammenbindet in leisen und tiefen Ahndungen.

Lebe wohl! Übermorgen gehe ich nach Neapel.



178. Humboldt an Caroline

Karlsbad, 17. August 1817

Ich bin vor zwei Stunden hier angekommen, liebe Li, da aber glücklicherweise eben die Post abgeht, so eile ich, Dir einige Worte zu sagen . . .

Hier finde ich von Berlinern wesentlich nur noch den Staatskanzler und Rother. Jordan, den ich gern gesprochen hätte, ist fort, Boyen schon mit dem König und Bülow zurück nach Berlin, was mir sehr lieb ist. Der Kanzler hatte mir schon nach Schlesien hin sehr lieb geschrieben, ich fand ihn heute mit seiner Frau, seinem Bruder und Koreff. Er empfing mich mit der alten gewohnten Herzlichkeit. Er ist aber nicht mit seiner Gesundheit zufrieden. Er hat Katarrh und Husten, die er dem Staatsrat zuschreibt, und er sieht auch nicht gut aus.

Nach den letzten Nachrichten war der König in Coblenz.

Der Kanzler geht am 23. von hier ab und hält sich, um einen Kurier abzufertigen, einen Tag in Würzburg auf. Er reist über Frankfurt und Coblenz nach Aachen, wo er ungefähr am 6. mit dem König zusammentrifft und dann mit ihm über Köln nach Düsseldorf geht. Ich reise vermutlich schon übermorgen ab. Denn ich brauche Zeit, um in Frankfurt alles, was unsere Sachen betrifft, in Ordnung zu setzen. Die Verlegenheit, wie man das einrichten soll, ist nicht klein, da die Ungewißheit, wie lange ich in London bleibe, sehr groß ist. Allein menschlicherweise zu urteilen bleibe ich lange, wenigstens unbestimmt dort, wie in Wien. Denn was



auch alles geschehen ist und geschieht, glaube ich nicht, daß man die bei uns entfernt, bei deren Bleiben ich auf keine Weise zurückkomme. Freilich wird der natürliche Lauf der Dinge eine Krise herbeiführen, aber wann und wie wird sie enden?

Ehe ich Deutschland verlasse, hoffe ich Dir etwas Gewisses darüber sagen zu können. Aber sei überzeugt, daß ich handle wie ich soll, und es mit Ehren zu Ende führe. Deine Abwesenheit schmerzt mich doppelt, weil ich Deines Rates entbehre, mein allertheuerstes Herz. Aber ich kenne Dich so genau, daß der Gedanke an Dich mich doch immer leitet. Denn wirklich ein Leitstern bist Du mir immer in allen wichtigen Momenten auch meines öffentlichen Lebens gewesen, und wenn ich etwas an mir schätze, so ist es, daß ich immer gefühlt habe, daß man in allen größten und verwickeltsten Angelegenheiten ein weibliches Wesen, das einen so liebt wie Du mich (da diese Kraft der Liebe schon alle anderen Kräfte in sich faßt), schlechterdings und unbedingt zur Führerin nehmen muß, und daß ich zugleich wußte, wie man solcher Führung folgen muß. Es liegt in den Frauen viel reiner und ursprünglicher etwas tief Göttliches als in den Männern; aber es läßt sich nicht so unmittelbar auf das Irdische anwenden. Daher kommt es, daß fast immer der Rat der Frauen entweder verschmäht oder unrichtig befolgt wird.

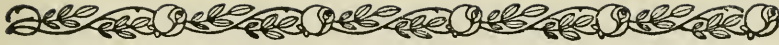
Lebe wohl, mein einzig teures Wesen. Ewig Dein S.



179. Humboldt an Caroline

Karlsbad, 19. August 1817

Sch habe gestern, vorgestern und heute unausgesetzt mit dem Staatskanzler gelebt, dessen sich immer gleichbleibende Freundschaft und wirkliche Zärtlichkeit ich nie genug rühmen kann. Er hat noch vor kurzem an Koreff gesagt, niemand sei so



bei ihm verleumdet worden, er habe eine Menge Briefe darüber, und gerade an mir habe er nie die mindeste Falschheit bemerkt. Er und die Hähnel und Koreff grüßen euch herzlich. Wenn man den Staatskanzler, ohne Arzt zu sein, beobachtet, muß man ihn für sehr übel halten. Es ist der allgemeine Eindruck, den er macht, und viele glauben, daß er nur noch sehr kurz zu leben habe. Er ist höchst schwach, schläft wenig, hat fast gar keinen Appetit, einen entsetzlichen Husten und seit mehreren Tagen alle Abend etwas Flußfieber.

Der Hähnel kommt dieser Zustand sehr bedenklich vor, allein Koreff beteuert, daß es nichts zu sagen habe. Die Kur habe ihn angegriffen, der Husten werde sich geben, sobald man, was jetzt der Brunnen hindert, etwas dagegen brauchen könne, nicht der jetzige Zustand sei gefährlich, aber der in Berlin, während des Staatsrats sei es gewesen, wo er drei Tage lang einen Nervenschlag befürchtet habe. Alles dies behauptet er, und Gott gebe, daß er recht haben möge. Denn der Verlust des Kanzlers wäre gerade jetzt äußerst nachtheilig.

Ich bin Dir noch schuldig, von meiner Reise durch Schlesien zu erzählen. . . . Durch die Festung Neiße fuhren wir bloß durch und so etwa anderthalb Stunden weiter nach Ottmachau. Es ist ein Städtchen und liegt auf einem ziemlich hohen Hügel. Auf der höchsten Spitze ist ein Schloß, da gingen wir zuerst hin. Das Schloß ist mit einem Garten umgeben, hat einen Turm und ist, wie es scheint, noch in gutem baulichen Zustande. Es ist aber gar nicht eingerichtet und es wohnen bloß einige kranke Invaliden dort. Unten sind kleine Stuben, Küche uff., oben eine Reihe von fünf bis sechs Zimmern, zum Theil sehr großen, welche die ganze Breite des Hauses einnehmen und von beiden Seiten Fenster haben. Gegenüber stehen noch ältere und baufällige Gebäude und zwischen beiden ist eine unbedeckte Plattform. Die Aussicht auf dieser



gehört zu den gründlich und großartig schönen. Man hat den ganzen Kreis der Gebirge vor sich, die dort Schlessen und Böhmen scheiden, drei Reihen an einigen Stellen hintereinander, und zwischen sich und diesen Gebirgen in sehr beträchtlicher Tiefe eine Ebene, in der Wald, Wiesen und Äcker abwechseln. Zu den Füßen des Schlosses schlängelt sich die Neiße. Es würde Dir ausnehmend gefallen. Man bestimmt dies Schloß zu einem Inquisitoriat, aber ich habe schon hier bewirkt, daß dies gehemmt wird, bis ich mich entschieden habe. Es ist eine so törichte Idee, Inquisition so nahe an die Grenze zu bringen.

Den Eingang zum Schloßhof bildet ein kleines Haus von einem Stockwerk außer dem Erdgeschoß, das die Schwester des Pächters bewohnt. Es ist nicht groß aber hübsch eingerichtet und ganz bewohnbar. Dies Amt Ottmachau nun, das ehemals dem Fürstbischof von Breslau gehörte, ist in zwei Hälften geteilt und an zwei Amtsleute verpachtet. Die eine Hälfte, Friedrichseck, besteht aus vier Vorwerken, die andere, Nitterwitz, aus dreien. Friedrichseck ist das pittoreskeste der Vorwerke. Es ist zwar ganz in der Ebene gelegen, aber es hat mehrere sehr große Plätze von vielen Morgen, die ehemals Teiche gewesen sind und nun beackert werden; um diese gehen nun kleine Dämme, die mit großen Eichen und auch kleinem Gebüsch bewachsen sind, und überall durch die Bäume sieht man die schönen blauen Gebirge. Man braucht wirklich da keinen Park anzulegen, die Spaziergänge machen sich von selbst. Der Boden war der beste, den wir seit Hammersleben gesehen hatten. Am anderen Morgen sahen wir die anderen drei Vorwerke und den Wald, der zu der Besitzung gehört. Es sind 1000 Morgen und viel große Eichen darin.

Um Dir nur von Ottmachau zu sagen, so ist es offenbar eine schöne und einträgliche Besitzung. Wenn ich Friedrichseck mit dem Wald nehme, übersteigt das Einkommen meine Dotation aber



um 2—250 Taler. Aber um die Besizung recht schön zu machen, müßte man Nitterwis dazukaufen und alles an einen Mann verpachten. Ich habe ungefähr ausgerechnet, daß, wenn ich die 178 000 Taler Pfandbriefe übernehme, die auf dem Amt stehen, und 30 000 Taler zugäbe, ich beide Teile haben könnte, was eine wahre Herrschaft wäre. Auf das Schloß müßte man immer mit halten, allein sich nicht übereilen es auszubauen, sondern dies nach und nach machen. Dann würde die Besizung fürstlich.

Ich habe also dem Kanzler vorgestellt, in welche Verlegenheit ich, ohne meine Schuld, durch meinen Abgang nach London komme, und ihn vermocht durch den Oberpräsidenten, Bülow, und Merkel, ordentlich ausarbeiten zu lassen, wie und unter welchen Bedingungen man mir Hammersleben oder Ottmachau geben könnte. Da es immer zugleich ein Kauf ist, so muß man sich sehr in acht nehmen.

Die anliegenden Verse hat mir Koreff heute mit Karlsbader Bleistiften geschickt. Mein Verstand wird darin sehr gepriesen. Überhaupt ist es recht schade, daß Du nicht hier bist. Mein Ruhm ist, da ich Deutschland verlasse, auf dem Zenit. Knesebek, der mir gar nicht grün ist, sagte, ein Mann hier habe neulich behauptet, ich sei der klügste Mensch in Europa. Es ist also bloß noch für die Negerphilosophen einige Hoffnung übrig. Ein anderer hat Bülow, dem Finanzminister, der immer ganz sauer rechtgegeben hat, deklariert, daß ich noch viel mehr Verstand hätte als Alexander, und wir beide doch einzig wären. Die Leute sind höchst plaisant. Und mit all der Klugheit kann ich doch nicht machen, was andere Leute ganz einfach haben, daß ich mit Dir bin, mein teures Herz. Lebe wohl! Ewig Dein.





Ich sitze wieder, liebe Li, an dem großen weißen Tisch und in der Stube, in der ich Dir so oft und mit so tiefer Sehnsucht geschrieben habe. Wir haben die große Idee gehabt, gleich vor dem Mohrengarten, wie vor unserm angestammten Hause, vorzufahren und haben glücklicherweise den Sommerpavillon leer gefunden. Ich wohne wieder im ersten Stock, Bülow im zweiten, wo er den Verstand gehabt hat, sich die Stube auszuwählen, in der Gabrielen wohnte, weshalb ich ihn schon heute geneckt habe, meinen Tisch habe ich bekommen und auch der Koch hat sich eingefunden.

Hier kamen wir gestern um 7 an und aßen den Mittag ganz allein, recht gut, aber sehr einfach, bei Golzens. Sie waren äußerst liebenswürdig und haben uns sehr gebeten, alle Tage dort zu essen, was wir aber nicht tun. Die Golzen*) hat sich hier äußerst human betragen, ist sogar mit Fräulein Saaling**) zu großem Aufsehen aller hiesigen im Theater gewesen. Man lobt sie also in beiden Testamenten. Weiter bringt es kein Mensch.

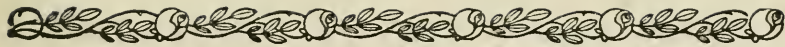
25.

Daß der König in Paris ist, daß er mit Alexander im Panorama von London gewesen, daß er zwei Stunden nach seiner Ankunft die Varietés besucht und beim König***) gegessen hat, alles das könntest Du wissen, wenn Du Zeitungen läsest. Aber Du unendlich glückliches Kind bist von allen Zeitungen frei. Es muß ein himmlisches Leben in Lacco sein, nur von den grünen Weinbergen um, und dem blauen Himmel über einem und von sich selbst zu wissen. Könnt ich nur mit Dir dort sein! So abgeschieden

*) Vgl. S. 122.

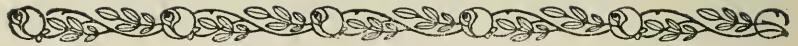
**) Marianne Saaling, eine zur Zeit des Wiener Kongresses durch Geist und Schönheit gleich ausgezeichnete Jüdin.

***) Ludwig XVIII.



dacht ich es mir gar nicht, und dann ringsherum das unendliche Meer und die himmlische Aussicht. Daß Du selbst findest, daß man Unrecht hätte, sich in Ischia über die Hitze zu beklagen, ist mir ein wahrer Trost, obgleich auch ein heimlicher Schreck. Wenn Du nicht klagst, könnte ich leicht einheizen, süßes Kind. Es ist, ach Gott, wirklich nirgends warm.

August und Udel sind wirklich mit Segel zusammengewachsen. In Rom und Neapel daran zu denken, beweist die wurzelnde Kraft des Menschen. Uns, geliebtes Wesen, ist sie nicht gegeben. Noch bei der Aussicht von Ottmachau sagte auch Bülow als ich sie schön fand: „Ja, und wenn man denken kann, daß, was man sieht, einem selbst gehört, ist sie doppelt schön“. Ich schwieg, aber dachte das Meinige. Ich verlange in dieser Art von der Erde nicht mehr als von den Gestirnen, daß sie sich gütig ansehen läßt und einem wieder freundlich ins Herz lächelt. Zu den Gestirnen aber hat Bülow Lust, es ist außer seiner Liebe das Einzige, wo ich bemerkt habe, daß er aus dem Kreis des Lebens irgendwo hinaus will. Auch habe ich ihm viele kennen gelehrt. Einen Morgen waren sie himmlisch. Alle die großen Zeichen, Stier, Zwillinge, Orion und mitten darin Venus, wie eine Sonne strahlend, dann noch ein Planet, vermutlich Saturn. Ich habe unendlich Deiner und der Nächte in Burgörner gedacht, wo wir immer warteten daß der Fomalhaut über den Kirchberg kommen sollte. Wir haben doch immer ein sehr eigenes Leben geführt, und da ich den festen Glauben habe, daß meist die Dinge schließen wie sie beginnen, so denke ich, muß es wieder so werden. Im Innern ist uns beiden alles dazu geblieben, ja man kann wohl sagen, es ist uns gewachsen, Dir und mir, die Jahre haben uns gegeben, statt zu nehmen. In Dir ist es unendlich der Fall, und ich kann mich jetzt abwesend in dem Gedanken daran, wie wenn wir zusammen sind, im lieben Anblick verlieren. Was ein Mensch einem Menschen geben kann



ist unendlich, und das recht zu begreifen ist eigentlich die Summe aller Weisheit.

Lebe wohl, einzig und ewig Geliebte.



181. Caroline an Humboldt

Neapel, 30. August 1817

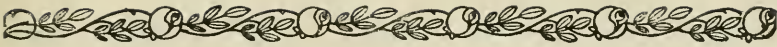
Geliebtestes Leben!

Einen Brief vom 1. und 3. August aus Burgörner habe ich vorgestern, den 28., empfangen, und es ist mir immer ein Trost und gleichsam eine kleine Beschwichtigung der Sehnsucht, wenn Abgang und Ankommen der Briefe in den Raum eines Monats paßt. Bei unserer jetzigen Entfernung ann ich diesen Genuß höchstens jeden Monat einmal haben.

Die Tage vergehen hier einer nach dem anderen, ohne daß wir viel vornehmen können. Die Hitze ist noch gar zu arg. Dazu war auch Caroline ziemlich leidend. . . .

Du hast mir, liebes Herz, so lieb und umständlich und alles erschöpfend über die Güter geschrieben, die Du zum Behuf der Dotation gesehen hast, daß ich von Gerode und Hammersleben eine ganz klare Idee habe.

Deine süßen Strophen beim Nachhausegehen vom Kirchberg gemacht, haben mich tief gerührt. Die Liebe empfängt man, und sie schmückt den, dessen Leben sie bestrahlt, mit himmlischem Glanz. Verdienen tut man sie nie, und ich, geliebtes Herz, wohl am wenigsten. Aber fühlen tue ich sie in tiefster Seele. Ja, wenn uns das Schicksal nicht vergönnt neben Wilhelms stillem Hügel zu ruhen, so wüßte auch ich keinen lieberem Platz als den Berg in Burgörner. Caroline wird den Ort mit treuer Liebe pflegen und gewiß gern einmal daneben ruhen.



Ich hoffe, den 16. fortzukommen, und freue mich wie ein Kind auf das stille und ernste Rom. Wie in den Hafen alles Höheren steuert man immer dahin zurück.

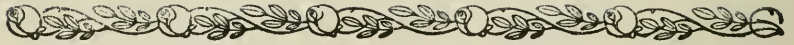


182. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 30. August 1817

Ich erwartete heute den Staatskanzler hier. Statt dessen erhalte ich eine Nachricht, die mich sehr beunruhigt und nur zu sehr meine Besorgnisse, von denen ich Dir aus Karlsbad schrieb, bestätigt. Rother ist hier angekommen und schickt mir einen Brief vom Kanzler, den ich Dir beilege, hebe ihn doch auf. Du siehst, daß er nicht kommt. Unstreitig geht es schlimmer mit seiner Gesundheit, oder man fühlt wenigstens, daß er in dem Zustand, in dem er ist, keine den Geschäften nützliche Reise machen kann. Ich werde mich mit der äußersten Vorsicht betragen. Was ich tun werde, weiß ich noch selbst nicht, ich muß erst mit Rother sprechen, der morgen früh zu mir kommt. Das Billett hat mich sehr wehmütig gemacht. Es geht sichtbar mit dem Mann zu Ende. Ich hatte immer eine große Anhänglichkeit an ihn, und wer weiß, was auch mir sein Ende bereiten kann.

Du sagst bei Gelegenheit Schillers, liebes Herz, daß ich vielleicht in London Muße haben werde, etwas zu schreiben. Das ist wohl möglich, und ich hoffe es selbst. Ich lasse auch alle meine Bücher zurück und nehme nur äußerst wenig mit, um nicht so Studien zu machen, die man überall machen kann, sondern mich mehr mit dem Lande zu beschäftigen und freier zu arbeiten. Die Bücher schaden manchmal darin. Es ist aber sehr hübsch und wahr, was Du sagst, daß man mehr für sich als für andere schreibt. Die Sachen, die mir gerade die liebsten wären, würde ich, wenn ich mit ruhiger Muße dazu käme, nur für mich schreiben und mir gar nichts daraus



machen, es vielmehr gern haben, recht viel zu schreiben und gar nichts drucken zu lassen. Wenn ich Zeit habe, schreibe ich gewiß noch einmal mein eigenes Leben, nicht so gerade das äußere, handelnde, dazu würden mir auch, da ich nie in der Art gesammelt habe, die Materialien fehlen, aber das innere, eine Darstellung der Menschen, der Zeit und der Welt, wie ich sie aufgefaßt habe. Es ist das aber auch nicht so leicht und verlangt Stimmung, Ruhe und Muße. Man muß gewiß oft lange bloß über der Vergangenheit brüten, ehe im Gedächtnis nach und nach die Erscheinungen hervorkommen und sich zum Ganzen gestalten.

Lebe wohl, heute Abend, mein teures Herz. Ich will zu Bett gehen. Du schläfst gewiß schon, aber bist auch viel früher auf als ich. Wenn ich nur einmal Deine lieben Augen küssen könnte!

31.

Rother war heute früh bei mir und hat mir den nötigen Aufschluß über des Staatskanzlers Brief gegeben. Der arme Mann ist nach meinem Weggehen von Karlsbad noch kränker geworden; am 23., als er nach Franzensbrunnen reiste, ist er so schlimm gewesen, daß auch Rother ganz bange geworden ist. Da hat Koreff ihm ein Brechmittel gegeben, weil er immer mit Schleim auf der Brust kämpft. Dies hat ausnehmend gute Wirkung getan, und er hat sich sehr erleichtert gefühlt. Er ist so bis Würzburg mit zwei Ruhetagen in zunehmender Besserung gereist. Allein Koreff hat doch nötig gefunden, daß er Pyrmont zur Stärkung brauche, und hat schlechterdings darauf bestanden. So ist er dahin gegangen und wird nach vollendeter Kur Düsseldorf, Münster und Minden besuchen und in Minden den König sprechen. Rother hätte es für besser gehalten, ihn bloß hier acht Tage ausruhen zu lassen, und meint, das würde ihn hinlänglich gestärkt haben, die ganze Reise zu machen. Man habe ihn in Karlsbad zu viel trinken lassen und zu sehr zum Gehen in der Hitze gezwungen.



Mein Kreditiv wird hierher geschickt werden, und ich soll es also hier abwarten, was mir insofern recht lieb ist, als ich lieber hier, wo ich allein wohne und leidlich eingerichtet bin, als andermwärts im Wirtshause warte. . . .

Mit meinem Kreditiv ist es eine sonderbare Konfusion, es war heute vermutlich hier, ohne daß ich es bekommen konnte. Es ist nämlich vom König in Karlsbad unterschrieben worden. Nun aber kann es der Staatskanzler unter allen seinen Papieren nicht finden. Er vermutet also, daß Jordan es aus Versehen mit nach Berlin genommen. Heute nun war ein Kurier aus Berlin an den Kanzler mit einer verschlossenen Briefmappe an ihn hier, und Rother meinte, Jordan würde gewiß den Irrtum bemerkt und das Kreditiv in dieser Brieftasche zurückgeschickt haben. Doch konnte er sie nicht öffnen. Nun geht sie nach Pyrmont, und erst von da kann ich das Kreditiv bekommen. Auf jeden Fall, scheint es, hält mich dieser Zufall noch acht Tage hier auf. Es ist wirklich eine große Weisheit von Bülow und mir, uns gleich in die Malepartusburg begeben zu haben. Man sieht die Dinge von hier mit mehr Ruhe. Die Rheinreise, die der Kanzler nun nicht machen kann, macht jetzt Rother für ihn.

Ob ich nun noch den König sehen werde, weiß ich nicht. Zwar gehe ich immer über Aachen. Allein vielleicht geht der König eher durch, ehe ich dort sein kann, und wenn er später kommt, werde ich ihn nicht dort abwarten. Du fühlst meine Gründe. Ich muß jetzt in allen Stücken mit der äußersten Vorsicht und Behutsamkeit handeln. Ich habe aber durch Rother dem Kriegsminister*) geschrieben, der mit dem König ist. Es ist eine sehr sonderbare Lage der Sachen. Denn ich gestehe Dir, daß mich, so herzlich und aufrichtig ich das Gegenteil wünsche, der Gedanke nicht verläßt, daß des Kanzlers Gesundheit durch den Staatsrat und die

*) General v. Saxe, vgl. S. 282.



letzten Monate in Berlin einen Stoß erhalten hat, von dem er sich nicht wieder erholt. Wie die Dinge alsdann, wie bis dahin werden sollen, ist mir unbegreiflich. Wunderbar und ordentlich lächerlich ist es auch, daß mein Weggehen nach London noch durch ganz zufällige Umstände verhindert und in die Länge gezogen wird.



183. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 4. September 1817

Bülow und ich leben sehr ruhig und still hier, und es hat allen Anschein, als könnte es noch einige Tage so fort gehen. Denn ehe so etwas, das man einem nachschicken will, ankommt, vergeht gewöhnlich einige Zeit. Das Wetter ist himmlisch, und insofern tut mir der Aufenthalt leid, da es besser wäre, dies Wetter zur Reise zu benutzen, die, bis ich England erreiche, vom Tage meiner Abreise an, immer drei volle Wochen dauert. Denn ich will auf alle Fälle den Niederländischen Hof besuchen, und dieser ist jetzt in wenig Tagen, wie ich aus den Zeitungen sehe, im Haag. Du weißt, daß der König mir durch ein förmliches Dekret eine Pension von tausend Dukaten gegeben hatte. Diese habe ich nie bezogen und will sie auch nicht haben, da ich nichts für die Niederlande tun kann, nie etwas so Bedeutendes dafür getan habe, und da es auch in meinen jetzigen und vermutlich künftigen Verhältnissen nicht schädlich ist, eine Pension von einem fremden Hofe zu haben. Die Sache ist indes doch immer delikats und ließ sich daher durch Briefe nicht füglich abmachen. Ich möchte selbst mit dem König sprechen und ihn bitten, das Dekret zurückzunehmen. Ich schiffe mich alsdann vermutlich auch in Holland ein.

Mich soll wundern, ob ich den König*) noch sehen werde,

*) Von Preußen.



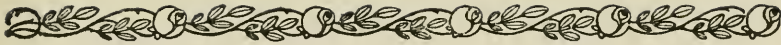
ich zweifle, daß das der Fall sein wird. Daß ich jetzt, wo viele Leute glauben, daß ich etwas anderes suche, als man mir bestimmt, und wo der Kanzler verhindert wird, ihn zu sprechen, vermeide, das Ansehen zu haben, ihn aufzusuchen, wirst auch Du für vernünftig halten. Überhaupt bin ich mein ganzes Leben hindurch immer so auf dem Scheidewege zwischen einer öffentlichen und Privattätigkeit gewesen, daß ich jetzt, wo, wenn ich in die erste aufs neue bedeutender geworfen werde, die Lage nur zu sehr großer Verantwortung und zu etwas, mit dem man stehen oder fallen muß, führen kann, schlechterdings nichts selbst herbeiführen, sondern die Dinge sich ganz frei entwickeln lassen will. Ich tue das nicht aus einer Art Furchtsamkeit; ich kann mit Wahrheit sagen, daß vielleicht niemand auf Erden so frei, so ohne alle eigene Rücksicht, so auf jedes Schicksal gefaßt dasteht als ich, und daß gegen Menschen und Sachen niemand so dreist auftreten würde, allein es gibt Zeitpunkte wo man die Umstände walten lassen muß, und ein solcher ist der jetzige. Bin ich der, den sie fordern, so werde ich an den rechten Fleck kommen, und sperrte ich mich auch ganz eigentlich dagegen; und ich werde wenigstens sicher sein, nicht hineinzugeraten, wo ich nur halb verlangt würde und halb mich selbst einmischte. Es ist aber wunderbar, wie eine Menge und ganz verschiedener Leute dazu wirken und tätig sind, jeder aus seiner eigenen Ursach. So kam vorgestern Pappenheim in einer Art Exaltation hier durch. Er war eben in den Rheinprovinzen gewesen, er versicherte, es sei schlechterdings und unumgänglich nötig, daß ich bliebe und mit dem Staatskanzler arbeitete. Er wollte gleich nach Pyrmont gehen und daran arbeiten. Auch ist er gestern wirklich abgereist. Der Erfolg wird Null sein, allein es wird Dir beweisen, wie es in den Köpfen herumgeht.





Ich habe mich gestern auf die entsetzlichste Weise, über die ich selbst habe hernach lachen müssen, dahin bringen lassen, zehn Carolinen zu verleihen, liebe Li. Stell Dir vor, gestern morgen läßt sich Frau v. Kalb^{*)} melden und ist schon im Hause. Denke Dir meinen Schrecken! Aber sie hatte dem Jäger ausdrücklich zweimal nachgeschrieen, sie hätte mich notwendig zu sprechen, und ich bin, wie Du weißt, im Annehmen groß. Ich setzte mich also ihr gegenüber, sie fing an, ihre alte Salzgeschichte zu erzählen, und hatte einen Arbeitsbeutel vor sich, von dem ich gar nicht einsah, was er Gefährliches in sich enthielt. Sie setzte mir nun breit auseinander, wie, vorzüglich durch den Prinz Solms, der in Paris war, ihre Sache dort vortrefflich ginge und so gut als gewonnen sei. Ich war heilfroh, sagte immer Ja zu allem, bewunderte alles und dachte, der Strom der Rede würde so abfließen und sie dann gehen. Aber weit gefehlt! Dies, sagte sie plötzlich, ist nun gut, aber jetzt ist eine andere Sache. Ich habe, — das erzählte sie nun mit tausend Umschweifen — ein Gedicht gemacht, und nun kam, wie dies Gedicht gedruckt werden sollte, wie Prinz Christian in Darmstadt Geld zum Druck gäbe, wie ihr aber noch zehn Louisdor fehlten. Indem sie dies sagte, griff sie nach dem Strickbeutel, und ich entdeckte, daß darin wirklich das leibhaftige Manuscript lag. Ich nahm mir gleich vor, es lieber aufs Äußerste ankommen zu lassen, als nur einen Vers anzuhören, wie sie also nun schon die Blätter auseinandermachte, und ich die Gefahr ganz unmittelbar drohen sah, sagte ich hastig, ob sie gleich gar nichts von Vorlesen erwähnt hatte, mit einer vortrefflichen

^{*)} Charlotte v. Kalb, geb. Marschall v. Ostheim, geb. 1761, † 1843, Schillers Freundin. Verarmt durch Kohlen- und Salinenspekulationen ihres Schwagers. Beschloß ihr Leben im königlichen Schloß zu Berlin bei ihrer Tochter Edda, Hofdame der Prinzessin Wilhelm.



Ellipse: Nein, meine gnädige Frau, lieber will ich Ihnen die zehn Carolinen leihen! Raum hatte sie das Wort gehört, ließ sie wirklich gleich die Papiere fahren, lobte mich sehr und war außer sich vor Freude. Ich wollte ihr das Geld schicken, sie bestand aber darauf, ich sollte es ihr gleich geben. Da ich es nicht hatte, schrieb ich ihr eine Unweisung auf Rothschild, und in zehn Minuten war sie aus der Stube. Ich schwöre Dir, es war eine höchst komische Szene. Wer dabei gewesen wäre, hätte sich totlachen müssen. Ich halte es für sehr zweifelhaft, ob sie je wieder bezahlt, und misse das Geld gar nicht gern, aber die Verse zu hören, des Morgens, wenn man noch fast nüchtern ist, das wäre einem geradezu an den Leib gegangen. Nun habe ich strengen Befehl gegeben, mich für sie immer zu verleugnen.

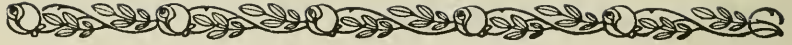
Dohna*), den ich seit unendlichen Jahren nicht gesehen hatte, ist jetzt hier und besuchte mich gestern. Ich habe es noch immer gern-an ihm, daß er, außer Leuchsenring**), der einzige war, der, als ich, um Dich zu heiraten, den Dienst verließ, damals es billigte und mir noch zuredete. Leuchsenring ging noch weiter, und ich erinnere mich sehr gut, daß er mir sagte: „Sie kommen künftig viel besser wieder herein, wenn Sie jetzt gehen.“ Das ist sehr wahr geworden. Dabei fällt mir ein, daß mir der Primas***) einmal in Erfurt, als ich ihm auch so sagte, daß ich wohl ohne Geschäfte zu bleiben wünschte, vorhersagte, ich würde ins größte Gedränge und Gewirr von öffentlicher Tätigkeit kommen. Möge das Schicksal es still vorüberführen. Ich habe kein Verlangen danach!

Es ist hübsch, süßes Kind, daß Du gar nicht seekrank geworden

*) Friedrich Alexander Graf zu Dohna, geb. 1771, † 1831, von 1808 bis 1810 Minister des Innern. Jugendfreund Humboldts.

**) Franz Michael Leuchsenring, geb. 1746, † 1827, Literat.

***) Dalberg, vgl. Bd. I, S. XVf.



bist, ich hoffe, ich entgehe ihm auch wieder; wir sind gemacht, um die Welt zu segeln.

Sage mir doch einmal, was Gabriele den ganzen Tag über macht. Caroline hat mit ihrer Gesundheit zu tun, Du mit Caroline, Adelheid mit August und August mit ihr. Aber Gabrielen begreife ich nicht in meiner Phantasie. Einen großen Teil des Tages schreibt sie an Bülow, das ist mir deutlich, aber das dauert doch nicht ewig, und die Briefe sind nicht einmal sehr dick. Wenn man verliebt ist, schläft man auch wenig! Geht sie nun die ganze übrige Zeit so herum, an ihre Liebe zu denken? Oder beschäftigt sie sich mit etwas? Ich sehe aber freilich davon die Schwierigkeit ein, da ihr keine Bücher und vermutlich auch kein Klavier habt. Wenn Gabriele in Rom ordentlich die Gitarre lernte, wäre es sehr hübsch. Sie hat recht ein Aussehen dazu, und Bülow wird, glaube ich, die Künste im Hause beschützen. Auch dauert es noch einige Zeit, ehe sein Regiment angeht.

Hast Du je den Rocca einigermaßen genau gesehen? Ich habe gar keine Idee von ihm. Er soll ja mit der Staël verheiratet gewesen sein?



185. Humboldt an Caroline

Frankfurt, 11. September 1817



Der Zauber des Frankfurter Aufenthalts geht zu Ende, liebe Li, ich reise übermorgen früh wirklich nach London ab. Der Kanzler hat mir unterm 7. von Grohnde bei Göttingen mein Kreditiv geschickt, das ich am 9. erhalten habe. Er schreibt: „Rien n'empêchera donc désormais Votre départ“, und es ist kein Grund abzusehen, aus dem ich noch zögern sollte. Otterstedt, dem Pappenheim von Grohnde aus geschrieben hat, war heute von Darmstadt hier, um mich noch einmal zu sehen. Pappen-



heim hat ihm geschrieben, daß er den Kanzler viel besser und munterer gefunden, als er es hätte nach den Beschreibungen erwarten können; der Husten sei zwar noch da, aber minder stark, der Kanzler hatte schon zwei Nächte nacheinander gut geschlafen, und Koreff hatte gesagt: daß, wenn sein Körper noch stark genug sei, um die Arzneien, welche seine Heilung erfordern, zu ertragen, so stehe er für die Besserung. Diese letzte Aussage zerstört im Grunde Pappenheims Bericht, denn es ist hier doch nur von einer eigentlichen Krankheit die Rede, und die Schwäche muß doch groß sein, wenn Koreff solche Zweifel hegt. Ich glaube nicht, daß es lange mit ihm dauern kann, und es tut mir ungemein leid. Denn es wird gewiß nachher schlimmer.

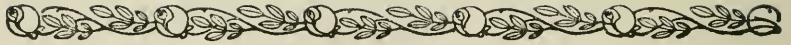
Stell Dir vor, daß neulich den Morgen die Wolzogen sich bei mir melden ließ. Sie kam von Aschaffenburg, um auf einige Monate nach Wiesbaden, nach ihrer alten Gewohnheit, zu gehen. Sie liebt nun einmal das Herumtreiben in wenig reizenden Gegenden. Sie war lieb und munter und aufgelegt wie immer. Sie hat bei mir gefrühstückt, und wir haben ein paar Stunden sehr hübsch miteinander verschwätzt. Sie hat eine Tragödie gemacht, die, wie sie sagt, bald gedruckt erscheinen soll. Sie hat nur noch die letzten Akte auszuarbeiten, was in Wiesbaden geschehen soll. Nach Rom kommt sie nicht.



186. Humboldt an Caroline

Cöln, 15. September 1817

Eer Zauber von Frankfurt ist gelöst, liebe Li, ich bin vorgestern von dort abgereist und heute abend hier angekommen. Das Gehen nach London ist keinem Zweifel mehr unterworfen, und ich setze meine Reise ohne Aufenthalt fort. Ich bin auf dem linken Rheinufer über Mainz nach Bingen ge-



gangen. Ich hätte wohl gern die Stein*) in Nassau besucht, und sie scheint es erwartet zu haben. Allein ich wünschte Mainz nicht vorbeizureisen, und auch die so sehr viel schönere Gegend auf diesem Ufer zu sehen. Sie ist wirklich außerordentlich. Seit 1788 war ich hier nicht gewesen, ich habe aber oft gedacht und Bülow gesagt, daß Du im nächsten Jahre, wenn Du nach England kommst, doch die Reise auch so machen mußt. Der Strom, die Felsen, die schönangebauten Weinberge dazwischen, die alten Burgen sind einzig schön. Der Weg ist sehr gebessert worden seit einiger Zeit und wirklich recht gut. Es ist die Chaussee, die Napoleon hat größtentheils in den Felsen sprengen lassen. Allein sie war gleich anfangs zu enge und seitdem auch sehr verdorben. Jetzt hat man sie hergestellt und zugleich durch neues Sprengen breiter gemacht. Nur muß sie noch ein Geländer bekommen. Jetzt ist sie an einigen Orten gefährlich, weil sie doch schmal ist, und man, wenn auch nur eine Achse bräche oder ein Rad abliefe, an mehreren Stellen unfehlbar in den Rhein fiel.

Stein ist in Cappenberg, seinem neuen in Westfalen eingetauschten Gut. Er hat im Frühjahr sehr an seiner Gesundheit gelitten. Er war einige Monate vor seiner Frau nach Nassau gegangen und hatte da starke Schwindel bekommen. Diese haben sich auf das eine Auge geworfen, an dem er eine Art Schlagfluß gehabt haben soll. Er ist auf einmal blind darauf geworden und sieht noch sehr wenig mit diesem Auge. Er hält es, wie man mir sagt, bloß für Congestion des Blutes nach diesem Theil, allein der Arzt selbst ist zweifelhaft, ob es nicht schwarzer Star ist. Sonst ist er jetzt nicht krank.

In Mainz hielt ich mich nur zwei Stunden auf, um den Kommandanten, General Krusemarck und Jacobi**) zu besuchen.

*) Vgl. S. 210.

**) Vgl. S. 97.



Krusemarck empfing mich mit vieler Herzlichkeit. Der kleine Jacobi ist wie immer und seine Frau ebenso dick wie er. Sie freuten sich aber sehr, mich zu sehen.

Die Nacht vom 13. zum 14. blieben wir in St. Goar. Ich hatte auch im Jahr 88 dort übernachtet. Es ist eine Aussicht aus den Fenstern, wie man sie selten hat. Der Rhein ruht wie ein mächtiger See von Felsen eingeschlossen, und darüber standen alle Gestirne, im Abend wetterleuchtete es und übrigens eine wahre Sommerluft.

In Coblenz kamen wir gestern früh um 10 Uhr an. Ingersleben empfing mich mit vieler Herzlichkeit und bat Bülow und mich zum Essen. Das Bedauern, daß ich nach London gehe, ist allgemein und das ewige Gespräch. Müffling*), der General, hat mir ganz ehrlich versichert, daß kein noch so kleiner Ort sei, wo man nicht davon spräche, und das alles seit dem Staatsrat. Es ist nicht zu leugnen, daß mir der eine große vogue gegeben hat.

Der Kronprinz hat auf fast unglaubliche Art alle Herzen gewonnen. Ganz gemeine Leute haben mir davon erzählt. Der König ist sehr schnell vom 8. bis 12. durch die Rheinprovinzen gegangen, ich habe ihn natürlich nicht gesehen. Er soll aber freundlich und heiter und vollkommen gesund gewesen sein. Er wünschte den Staatskanzler heute in Münster zu sehen. Ich zweifle aber, daß diesem seine Gesundheit erlaubt haben wird, dahin zu kommen.



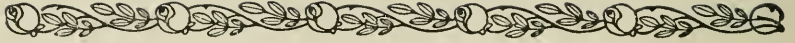
187. Humboldt an Caroline

Brüssel, 21. September 1817

Wir sind gestern morgen hier angekommen, liebe Li, und verweilen hier einige Tage, da der Hof noch hier ist, und wir nun nicht nach dem Haag zu gehen brauchen.

Den Tag in Vachen hatte ich viel Besuche, einige in Geschäften.

*) Vgl. S. 101.



Es ist dort der Sitz der Kommission der Liquidationen gegen Frankreich, und Frankreich findet auf einmal, daß es diese Sache nicht bezahlen kann, will alle Liquidationen aufheben und eine Summe geben, die man nach seinen Kräften abmessen und hernach unter alle Mächte teilen soll. Die Konvention, die mein Werk ist, soll gänzlich umgestoßen werden. Ich habe schon in Karlsbad ein *mémoire* dagegen gemacht. Wie es werden wird, weiß Gott! Wenn es gelingt, so ist wieder ein großes Stück vom Frieden von 1815 vernichtet.

Im Dom sah ich die Säulen, die dem armen Alexander so viel zu schaffen gemacht haben*). Nachdem man sich so viel darum gestritten hat, liegen 27 im Kreuzgang unaufgestellt, nur vier sind an ihrer Stelle, zwei von sehr schönem Porphyr, zwei von Granit.

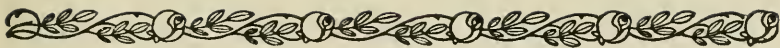
Gestern kamen wir hierher. Sowie ich hier zu Haszfeld**) schickte, fragen zu lassen, wann ich zu ihm kommen könnte, kam er selbst, wie er denn voller Aufmerksamkeit und Höflichkeiten ist. Ich aß den Mittag bei ihm. Bei Clancarty war ich heute früh. Er hat mich mit der alten, gewohnten Gutmütigkeit und Treuherzigkeit empfangen. Heute aß ich mit Haszfeld beim König, wo niemand als die Familie war. Die Königin***), der König***) und die Prinzen haben mich sehr gut und freundlich aufgenommen und er lange und viel mit mir gesprochen. Ich habe ihm denn auch die 1000 Dukaten zu Füßen gelegt, was ihm zu gefallen schien. Ich werde es nun unserem König schreiben.



*) Vgl. S. 91.

**) Vgl. S. 260.

***) Vgl. S. 245 und 68.



188. Caroline an Humboldt

Rom, 23. September 1817

Wir sind gestern abend glücklich zurückgekommen, mein teures, liebes Herz. Den 21. sind wir früh vor Tage, d. h. um 4 Uhr, von Neapel abgereist und haben am Abend mit einbrechender Nacht Terracina erreicht, von wo wir gestern um 6 Uhr wieder aufgebrochen und am Abend 7 Uhr hier waren.

Dies ist das erstemal, daß ich überhaupt, wenigstens im unteren Italien, mit Post gereist bin, allein wir sind sehr zufrieden. Was uns vermocht hat, mit Post zu gehen, ist die wirkliche Unsicherheit der Wege, die seit dem Abmarsch der österreichischen Truppen im Neapolitanischen und Römischen sehr zugenommen hat. Uns ist nichts geschehen, allein die Fakta sind nicht zu leugnen, und das hiesige Gouvernement steht auf dem Punkt, 1500 Mann gegen die Räuber marschieren zu lassen. Man bringt täglich welche ein. Sie brandschatzen auch auf dem Lande, besonders in den Gebirgen, und führen Geiseln weg. Ich hatte von Neapel aus dem Cardinal Consalvi um eine Erlaubnis für Eskorten geschrieben, und er sendete sie mir nicht allein mit einem ungemein verbindlichen Brief, sondern er hatte auch noch besonders mit eigener Hand auf den Erlaubnischein geschrieben, daß er uns allen militärischen Autoritäten als Personen empföhle, an denen die Regierung einen besonderen Anteil nähme.

Wie wunderschön Neapel ist, freue ich mich doch sehr, wieder in Rom zu sein, wo ich immer das tiefe Gefühl habe, in der Heimat zu sein. Wärest Du hier, süßes Herz, so hätte ich es ganz.

Die Herz soll in Florenz sein. . .





Wir wollten heute von hier abreisen, liebe Li, sind aber geblieben, weil der König mich noch heute zum Essen einladen ließ, und ich keinen hinlänglich wichtigen Grund hatte, es abzuschlagen. Es waren heute alle Gesandten und der Herzog von Kent*) da, der sich, wie er selbst sagt, hier aufhält, weil ihm London zu teuer ist. Wie muß einem dabei zumute werden? Der König war äußerst gnädig und gesprächig und hat mich wirklich auf die ausgezeichnetste Weise behandelt.

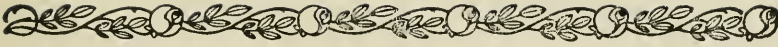
Heute hat er mir noch den Belgischen Löwenorden, was der große Zivilorden ist, gegeben, und mir dabei gesagt, daß ich nicht hätte seine Pension nehmen wollen, daß er aber hoffte, daß ich seinen Orden nicht ausschlagen würde.

Mit dem Staatskanzler geht es viel besser. Ich habe einen Brief vom 12. von Rother hier erhalten. Die Pyramonter Badetur ist bei dem fortwährend schönen Wetter von bestem Erfolg; er arbeitet wieder und geht, wie mir Rother schreibt, wieder kräftiger in die Sachen ein. Den König hat er doch nicht gesprochen, was freilich schlimm ist, da nun von Ende Mai bis zur Mitte Oktobers kein wichtiger Vortrag vor ihm geschehen ist. Denn in Karlsbad sind alle Geschäfte zurückgelegt worden.

Es ist sehr gut, daß Du dem Großherzog**) geschrieben hast. Er hat allerdings noch große Lust zu Italien. Aber wenn er in seiner Offenbacher Chaise um sein Hölzchen herumfährt, findet er doch den See bei Strelitz sehr schön. Er ließ mich eigentlich im Wagen herumsetzen, die schöne Aussicht zu sehen. Quast fand ja auch am Albaner See selbst eine gewisse Lache, die er bei Berlin

*) Prinz Eduard Herzog von Kent, geb. 1767, † 1820, Vater der Königin Victoria.

**) Von Mecklenburg-Strelitz.



hatte, hübscher. Glaube mir, geliebte Seele, es gibt wenig Menschen, die nicht ihr eigenes Wasser allen Flüssen des Paradieses vorziehen.

. . . Was Du, geliebte Seele, bei dieser Gelegenheit von mir sagst, ist höchst lieb und gut. Aber das kann ich wirklich mit der höchsten Wahrheit sagen, daß es keinen Menschen auf Erden gibt, der an den echten und wesentlichen Verhältnissen des Lebens mit mehr Treue, mehr Bereitwilligkeit, in jedem Augenblick alles dafür aufzuopfern, hängt. Ich weiß wohl, daß man dies nicht glaubt, und daß selbst unter den Guten viele meinen, daß Wohl oder Verderben des Staates mir gleichgültig wären, und ich die Geschäfte nur so wie ein interessantes Spiel behandelte, meine Kräfte daran zu üben.

Ich halte freilich nichts von dem Lamentieren, wenn man nicht handeln kann, noch weniger von dem ewig und eifrig Wichtigsein, und von dem selten von Eigenliebe freien Zudrängen, um zu retten; allein, wenn ich wohin gestellt bin, so weiß ich, daß ich nie mein Dasein von der Sache trennen, sondern nur beides zugleich aufgeben würde. Wäre es in Prag, in Chatillon anders gegangen, als es ging, würde es sich erwiesen haben. Darum bin ich auch sehr gleichgültig bei den Reden über das Gemüt, die ich so oft hören muß, und lächle in mir darüber. Das wahre Gemüt im Handeln ist, seine Pflicht tun, sich und seine Neigungen hintanzusetzen und am Guten in Dingen und Menschen festhalten und es nicht untergehen lassen. Dann gibt es freilich ein höheres und tieferes Gemüt, von dem aber die, so darüber reden, auch nicht einmal eine Ahnung haben, weil gerade die sogenannten Gemütvollen immer recht fest, wenn auch im guten Sinn, an der Wirklichkeit hängen und nie von ihr loskommen.





190. Caroline an Humboldt

Rom, 27. September 1817

Ich bin gestern durch Deine Nummer 44 vom 7. und 8. September freundlich überrascht worden, mein geliebtes, teures Herz. . . Der Sommer ist schlimm hier gewesen, das Thermometer beinah unwandelbar auf 32 $\frac{1}{2}$ Grad, die Menschen sprechen einem mit einer Art Schauder davon.

Über Deine Abenteuer mit Frau v. Kalb habe ich recht lachen müssen. Man hätte seinen letzten Heller hergegeben, um das Gedicht nicht zu hören. Die arme, unglückliche, beinah blinde Frau hat ein traurig Alter.

Du fragst nach Gabriellen? Schlafen und vermutlich süß träumen tut sie vortrefflich, und so lang' man sie nur irgend schlafen läßt, das Essen schmeckt trotz der Verliebtheit auch gut, und sie sieht so blühend wie nur irgend in Deutschland aus. Ein Klavier hatten wir in Ischia nicht, aber doch einige Bücher, mitgebrachte und von Frau v. Ramdohr hier. Gabrielle hat unter andern die Weltgeschichte von Becker in zehn Teilen dort gelesen. Dann nimmt das Schreiben viel Zeit, wenn es auch nicht Folianten werden. Sie schreibt und liest dabei ihres Heinrichs Briefe und träumt sich in die süße Vergangenheit und Zukunft. Außerdem hielt ich außß Spazierengehen, zuweilen ritten wir auch auf Eseln umher, und dann verlangte ich manchen kleinen Dienst für mich und Caroline. Ich glaube, es ist gut, die Gewohnheit der zuvorkommenden Aufmerksamkeit in einem jungen und gesunden Mädchen, wie sie ist, zu erhalten. Sie hat auch ein sehr liebevolles Gemüt. Hier wird sie nun wieder Musikstunden nehmen, und ich will sie auch bitten, sich mit dem Italienischen zu beschäftigen. Zur Musik hat sie in der That Talent.

Ich habe in Lacco den Tacitus in einer Übersetzung von einem gewissen Barth gelesen und zwar mit dem größten Interesse. Tief



und wahr ist alles, was Du sagst, und niemand soll sich überheben. Es hängen die Dinge auf eine geheimnißvolle Weise zusammen, und selbst das Gräßliche und Grausame hat darum eine unendlich tiefrührende Seite. Die Beschreibung des deutschen Charakters von Tacitus, wie er die Erscheinung aufgefaßt, die sich ihm aufgedrungen, hat mich unendlich interessiert. Seine Art zu schreiben hat oft etwas Erschütterndes. Ich möchte wohl ihn in seiner Sprache lesen können.

Rocca, höre ich, soll hier sein. Ich lernte ihn in Coppet kennen. Er muß wohl 15 Jahr jünger wie die Staël sein, ein interessantes aber sehr krank aussehendes Gesicht, eine Gestalt, wie wenn sie nur vorübergehen sollte auf der Erde, nicht wohnlich sich niederlassen. Er setzte sich oft in Coppet zu mir und erzählte mir aus Spanien, von seinen Campagnen und dem, was er dort über die Menschen beobachtet hatte. Ich kann begreifen, daß man mit französischer Natur diesen Menschen sehr lieben konnte, französisch gebildet war auch er. Er hatte aber dabei etwas tief Leidenschaftliches in den Zügen, besonders im Auge. Seine Kränklichkeit war Folge seiner Blessuren.

Du sagst in Deinem Brief [vom 30. August], daß Du wohl Lust hättest, einmal Dein Leben, nämlich Dein inneres, zu schreiben. Ich habe Dich wohl begriffen, und wir wollen einmal mündlich darüber sprechen. Es geht sehr vieles in einem vor, allein wer kann von allen bildenden Schmerzen und Freuden, von der vorbereitenden Kindheit Rechenschaft geben? Als Bild stellt das innere Leben sich doch wohl nur durch das Einwirken auf das äußere dar.

Ich bin unbeschreiblich verlangend nach Nachrichten von des Kanzlers Gesundheit. Unbegreiflich ist und bleibt mir immer, daß er Dich, dessen Anhänglichkeit er kennen muß, in diesem Zustand, wo er sich, wie leidlich er sich auch vorkommen mag, doch nicht der

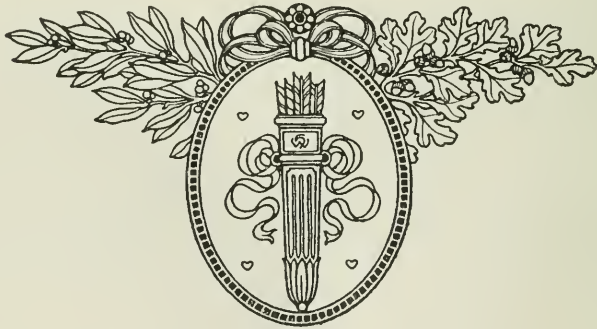


fühlen kann, der er zehn Jahre früher war, nicht um sich behält. Es stimmt nicht mit dem, was er Dir kurz vor meiner Abreise aus Berlin sagte.

In diesen Tagen kann ich Dich nun bald in England denken. Gehe nur von der Idee aus, daß ich, meine liebe Seele, in künftigem Sommer zu Dir komme. Ich bin überall gern, wo Du bist. Es interessiert mich auch das Neue als Neues, und an Kunstfachen muß England einen Schatz enthalten, nur vielleicht ist das Sehen mühsamer wie irgendwo.

Caroline Wolzogen schreibt mir, Stein sei vom Schlage gerührt. Ist denn das so? Es täte mir sehr weh, wenn ich den nicht mehr unter denen denken könnte, die die Sonne bescheint. Ich schrieb Stein vor meiner Reise nach Neapel und wundere mich sehr, daß ich keine Antwort wegen seiner Büsten erhielt.

Die Kinder grüßen. Deine ewig Treue.

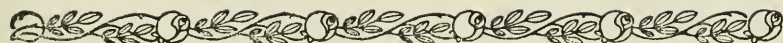


Namenverzeichnis

- Acerenza, Herzogin v. 275, 280 f.
 Adolf, Herzog von Cambridge 360.
 Agamemnon, Übersetzung 192, 195,
 258, 273, 286, 292.
 Albrecht, Geh. Rabinetsrat 175.
 Alexander I. von Rußland 23, 30,
 37, 39, 49, 56, 59, 63 ff., 78 f., 85,
 102, 113, 119.
 Altenstein, v., Minister 8, 52, 97,
 139, 152, 156, 175, 179, 279.
 Alvensleben, v., Minister 68.
 Anastasio, römischer Lohnkutscher
 312.
 Ancillon, Minister 121, 128, 172,
 179, 212, 241 f., 340.
 Angoulême, Herzog v. 38.
 Arminius, Wilhelm Sigisv. 201,
 204.
 Arnault, französischer Dichter 13.
 Arndt, Ernst Moriz 237.
 August Ferdinand, Prinz von
 Preußen 174 f., 221, 286.
 Baden, Großherzog von, s. Karl
 Ludwig.
 Bagration, Fürstin 36, 50.
 Barthhausen, v., Gesandter 224.
 Barth, Übersetzer des Tacitus 400.
 Bartholdi, Jacob Salomo 200, 337.
 Bartolomeo, Fra 311.
 Bayern, Kronprinz von, s. Ludwig I.
 Beaucharnais, Eugen 64, 124, 320.
 — Stephanie, Großherzogin von
 Baden 112, 138.
 Becker, Weltgeschichte von 400.
 Beguelin, Frau v. 207.
 Bentheim, Graf 125 f.
 Bernstorff, Graf Christian Günther,
 Minister 156, 310, 347.
 — Gräfin Elise 310.
 Bertrand, Graf 29.
 Bethmann, Frankfurter Bankier 136.
 Beulwitz, v., Geh. Leg.-Rat, erster
 Gatte der Caroline Wolzogen 3.
 Beuth, Staatsrat 123, 138.
 Beyme, v., Minister 170, 175, 347.
 Blücher, Fürst 4, 6, 9, 12, 21, 42 ff.,
 52, 57, 102, 117 f., 126, 156 ff., 171,
 208, 218, 220, 256, 260, 270, 275,
 281, 283.
 — Fürstin 42, 171.
 Bockelberg 219.
 Boisdeslandes, Legationssekretär
 81, 131 f., 173, 238, 279, 283, 322,
 344.
 Boisseree, die Brüder 161.
 Bombelles, Graf Ludwig 196, 202,
 252 f.



- Bombelles, Gräfin Ida 197, 252f., 275.
- Bonaparte, Hieronymus 15, 27.
- Josef 15, 27.
- Lucian 10, 15, 16, 22, 27.
- Napoleon I. 4, 6, 9, 10, 15, 16, 22, 26, 27, 38, 64, 92, 97, 140, 182, 327, 394.
- — II. 124.
- Bonnemaïson 86.
- Bothe, Amtmann 251, 256, 315.
- Böden, v., Minister 7, 21, 97, 182, 218, 348, 358, 377.
- Brandenburg, Gräfin Julie 212.
- Breguet, Mechaniker 35.
- Brown, Baron 311f., 318.
- Brun, Friederike, geb. Münter 197.
- Bunsen, Gesandter 198, 204.
- Buti, Frau 311f.
- Butte 79.
- Bülow, Graf v. Dennewitz 45, 50, 208, 209, 256.
- Finanzminister 50, 51, 83, 97, 98, 123, 171, 180, 198f., 297, 310, 317, 325, 346f., 358, 377, 381.
- Gräfin Jeanette, geb. Schmucker 83.
- Heinrich v. 158, 173f., 187, 190f., 198, 238, 283, 293, 295, 300, 304, 306, 310, 327f., 334, 344, 349, 363, 366, 370, 382f., 387f., 392, 394f., 400.
- Cambridge f. Adolf, Herzog von.
- Canova, Antonio 50, 64, 78, 88, 92, 101, 138, 320, 364.
- Capellini 275.
- Capo d'Istria, Graf, griechischer Staatsmann 139, 259f.
- Carolath, Fürst 341, 347.
- 404
- Caroline Amalie, Herzogin von Gotha 275.
- Caroline Luise, Fürstin von Rudolstadt 3, 289f.
- Cassini, Cesare François 44.
- Castlereagh, Lord, englischer Minister 60, 61, 78, 101, 139f.
- Caulaincourt, Graf, französischer Minister 144.
- Cevallos, Don Pedro 115f.
- Charlotte, Prinzessin von Preußen, 56, 118f., 135, 180, 197.
- Christian, Prinz von Hessen-Darmstadt 390.
- Cicognara, Graf, italienischer Kunstschriftsteller 305, 317.
- Clancarty, Lord 294, 396.
- Clausenitz, Frau v. 33.
- Clausenitz, General v. 45, 173.
- Cockerell, englischer Archäolog 376.
- Colomb, Peter v. 271, 276.
- Colomb, Präsident v. 171.
- Consalvi, Cardinal 148, 187, 326, 332, 397.
- Cornelius, Peter v. 337.
- Creuzer, Friedrich 223.
- Crome, Professor 274.
- Cüstine, Adolphe v. 132, 142, 186.
- Cüstine, Gräfin 132, 136, 142, 174, 184, 186ff., 190, 194, 201, 211, 231, 238, 243, 254f., 262f., 265, 272, 276, 285, 292.
- Cumberland, Herzogin von, f. Friederike.
- Dacheröden, Präsident v. 2, 4, 8, 197, 204.
- Dalberg, Fürstprimas (Schatz) 236, 391.
- Herzog von 74.



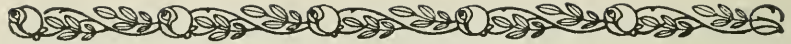
Dannecker, v., Bildhauer 288.
D'avout, Madame 8.
D'avout, Marschall 7 f., 10, 12, 17,
27, 97.
Delambre, Madame 13, 31.
Devonshire, Herzogin von 326.
Diede, Charlotte 18, 145, 360.
Dijeon, General 83.
Dohna, Graf, Alexander 391.
Drouot, Antoine 29.
Dunker, Sekretär 2, 251, 256, 366.
Duras, Herzogin von 102.
Düben, Gräfin 163.
Dürbach, französischer Emigrirter
124 f.

Eduard, Herzog von Kent 398.
Eichhorn, v., Staatsrat 139, 150,
152, 154, 161.
d'Este 369.

Falstaff 300.
Ferber, Nationalökonom 288.
Ferdinand I. 362.
Ferdinand, Prinzessin, f. Luise.
Fischer, Professor 212.
Flemming, Graf 92, 131 f., 145,
148, 158, 163, 173 f., 186 ff., 190 f.,
198, 214, 238, 249, 279, 292, 294.
Forster, Therese 343.
Fouché, französischer Polizeiminister
53, 79, 93.
Fouqué, de la Motte, Dichter 202.
— Frau v. 202.
— Marie 202.
Frank, Pfarrer 219.
Franz II., Kaiser von Oesterreich
45, 49, 66, 79, 85, 113.
Friederike, Herzogin von Cumber-
land 340, 348.

Friederike, Prinzessin von Preußen
56, 180.
Friedländer, Bankier 116, 128.
Friedrich August I., König von
Sachsen 36, 208, 218.
— der Große 153.
— Ludwig, Erbgroßherzog von
Mecklenburg 275.
— Wilhelm III., König von
Preußen 18 f., 28, 36 f., 45, 49,
63 f., 66, 79, 82, 85, 92, 96 f., 104 f.,
107, 113 f., 121, 126, 153, 162, 171,
177 f., 181 f., 197, 199 f., 206, 220,
233 f., 240 f., 244, 261, 276, 282,
285 f., 294, 296, 300, 306, 313, 340 f.,
348, 377, 382, 386 ff., 395 f., 398.
— Kronprinz 114, 128, 153, 162,
180, 212, 241, 395.
Fuchs, Gräfin 275.
Fürstenberg, Landgraf 275.

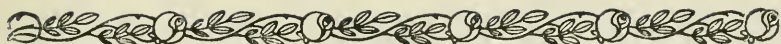
Gall, Phrenologe 194.
Gams, Pfarrer 204.
Gentz, Friedrich v. 111, 135.
Georg IV., König von England 60.
Georg, Großherzog von Mecklen-
burg-Strelitz 95 f., 104, 106, 348 f.,
354 f., 356, 366, 398.
Gerlach, v., Leutnant 7.
Gneisenau, Agnes v., 290 f.,
— Graf v. 9, 11 f., 12, 21 f., 33 f.,
42, 47, 51 ff., 65 ff., 75, 95, 97, 103,
110, 127, 134, 145, 172 f., 180, 200,
207 f., 214 f., 218, 221, 226, 239,
246, 256, 269, 281 f., 286 ff., 290 f.,
297 f., 317, 324 f., 349, 357.
Goethe, Christiane v. 273.
—, Wolfgang v. 189, 191 f., 234,
273, 305, 317.
Goldbeck, v., Minister 168.



Golz, August Friedrich Ferdinand
Graf v. der 122, 135 f., 280, 382.
— Juliane Gräfin v. der 122, 280,
382.
— Karl Heinrich Friedrich Graf v. der
100, 143, 145, 206, 225, 249.
Goffelin, Anatole 241.
— Madame 241.
Grapengießer, Arzt 198, 204.
Grolman, Wilhelm v., General 12,
21, 42, 45 f., 52, 207, 218, 226, 357.
Grote, Künstler 82.
Gruner, Justus v., Polizeipräsident
168, 175, 201, 214 f.
Günther, Fürst von Schwarzburg-
Sondershausen 3 f.

Saarbauer, Mediziner 194.
Saehnel, Mademoiselle 324, 379.
Saenlein, v., Bundestagsgesandter
277 f., 283.
Sake, v., Kriegsminister 282, 287.
Samelin, Madame 93.
Samilton, englischer Unterstaats-
sekretär 78.
Sardenberg, Christian Graf v.,
Sohn des Fürsten 275.
— Ernst Graf v., hannoverscher
Staatsmann (der Perfide) 97.
— Fürstin v. 240, 251, 272, 323,
325, 377.
— Graf v., Bruder des Fürsten 162,
206, 323 f., 377.
— Karl August Fürst v., Staats-
kanzler 6, 7, 9 ff., 14, 19, 21 f., 26,
30, 33, 36 f., 42, 45 ff., 50, 53, 56 f.,
58 f., 62, 64, 66 ff., 74, 79, 82 f.,
89, 91 f., 94, 97 f., 100, 105, 107,
109 ff., 112, 117, 121 f., 125 ff., 129,
132 f., 135 ff., 140, 144, 148, 150,

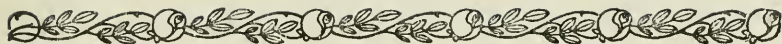
153, 157, 161 ff., 169, 171 ff., 177 ff.,
182, 186, 188 f., 199 f., 201, 203,
205 ff., 210 ff., 215, 218, 220, 223 f.,
226 f., 233, 239 f., 244 ff., 248, 250 f.,
262 f., 266 f., 270, 272, 275 f., 278,
282, 285, 287, 291 f., 295, 299, 300 f.,
306 f., 312, 317, 322 ff., 325, 333,
340, 342, 345 f., 347 f., 356 f., 358 f.,
377 ff., 381, 385 ff., 389, 392 f., 395,
398, 401 f.
— Gräfin Lucie, f. Pappenheim.
Saxfeld, Fürst v. 260, 275, 282,
396.
— Fürstin v. 260, 275.
Saugwitz, Graf v., Minister 168.
Saxthausen, v. 202.
Sedemann, Adelheid v. 6 f., 15, 20,
25 f., 29 f., 32 f., 35, 39 ff., 44, 47,
51, 53 f., 67 f., 71 ff., 75, 80, 87,
89 f., 96 f., 98 f., 103 f., 114, 123 f.,
133 f., 155, 163, 166, 178, 180, 192,
197, 202, 229, 236, 238, 248, 250 ff.,
257, 270, 281, 295 f., 300, 302, 312,
326, 330 ff., 335, 351, 363 f., 383, 392.
Sedemann, August v. 6 f., 15, 19,
20, 25 ff., 31 f., 35, 39 ff., 47 f., 50 f.,
53 f., 66 ff., 71 ff., 75, 79, 81, 87,
89 f., 95 ff., 98 ff., 103 f., 114, 123 f.,
155, 163, 172, 180, 197, 202, 214,
229, 252, 257, 295, 300, 304, 312,
318, 326, 330 f., 332, 335, 351, 363 f.,
373 f., 383, 392.
— Frau v., Mutter 53, 55, 72, 99,
250.
Seim, Mediziner 340, 344.
Seinenen, Mathilde v. 277, 280.
Seinrich, Prinz von Preußen 260,
351.
Sermann, Gottfried, Professor 146,
154, 253, 258, 273, 286.



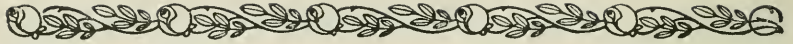
- Serz, Henriette 120, 310, 314, 317, 397.
- Sessen, Kurfürst von, s. Wilhelm.
- Seyse, Hofmeister 25, 41, 53, 242.
- Sirt, Archäologe 128, 336, 376.
- Sochberg, Graf v. 244.
- Solzhausen, v. 132.
- Frau v. 131 f.
- Solwede, v. 196, 344.
- Sumboldt, Alexander 2, 16, 18 f., 28, 35, 37, 64, 70, 73, 82, 88 f., 91 f., 96 f., 102, 121, 135, 138, 143, 145, 178, 198 f., 209, 315, 340, 344, 381 f., 396.
- Caroline v., älteste Tochter Wilhelms 3, 7, 14 f., 19 f., 22, 25, 30 f., 33 f., 39, 41, 47 f., 53, 55 f., 71, 73, 75 f., 80, 86 ff., 96 f., 103 f., 114, 163, 176, 184 f., 194, 229 f., 234, 238, 242, 250, 253, 257, 275, 281, 291, 295 f., 298, 300, 302 ff., 311 f., 318, 321 f., 326, 331, 335, 351 f., 353, 363 f., 369, 373 f., 384, 392, 400.
- Gabriele v., dritte Tochter Wilhelms 25, 32 f., 35, 47, 53 f., 56, 65, 75, 96 f., 103 f., 114, 124, 133, 163, 183 f., 185 f., 187, 190, 193, 198, 203, 210, 213, 229 f., 238, 253, 275 f., 277, 281, 283, 291, 294 f., 297, 300, 302, 304, 306, 311, 326, 328, 330, 343, 351, 353, 373 f., 382, 392, 400.
- Gustav v., † Sohn Wilhelms, 230 f., 299, 306, 345, 360.
- Hermann, jüngster Sohn Wilhelms 25, 41, 53, 81, 163, 178, 183, 188, 196 f., 229 f., 233, 238, 242, 244 f., 248, 281, 299, 315, 334, 348.
- v., † Mutter Wilhelms 134, 197, 204.
- Sumboldt, Theodor v., zweiter Sohn Wilhelms 172, 175, 178, 197, 229 f., 264, 271 ff., 276, 279 f., 286, 298, 344, 363, 365, 376.
- v., † Vater Wilhelms 2.
- Wilhelm v., ältester † Sohn Wilhelms 83, 115 f., 210, 230 f., 261, 299, 304, 306, 313 f., 319, 336, 343, 345, 360, 376 f., 384.
- Caroline v., über:
Altenstein 175.
Agineten 336 f., 376.
Blücher 270.
Canova 320 f., 369 f.
Deutschland 104.
Florenz 311.
Französisches Wesen 276.
Gneisenau 180, 239, 286, 290 f.
Goethes italienische Reise 305.
Hardenberg 48, 53, 162, 179 f., 206 f., 211, 212, 240, 285, 401 f.
Hungersnot in Italien 312, 332.
Inneres Leben 401.
Ischia 364, 370 f., 373 ff.
Juden 219 f., 233.
Kunst 306.
Liebe 321, 331, 384.
Meer 219.
Mutterliebe 272, 298.
Napoleon I. 15, 327.
Pius VII. 326, 332.
Rafael 337.
Rocca 401.
Rom 318 ff., 326 f., 331, 364.
Rußlands Politik 39, 56, 119.
Schiller 365.
Schlabrendorff 52, 88.
Schmalz 113 f., 171.
Schmerz 70 f.
Somnambule 212 f.



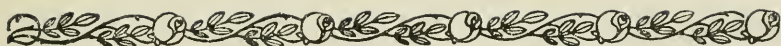
- Stimmung in Berlin 75, 239 f.,
241 f., 285.
Thornwaldsen 319, 336, 369, 376.
Trennung 298, 306.
Turnunterricht 261.
Varnhagen 122, 284.
Venedig 304 f.
Volk 104.
Wilhelm v. Humboldt 342.
Wolzogen, Caroline v. 155.
Würde 99, 123.
— Wilhelm v., über:
Adel 243.
Agamemnonübersehung, seine 146,
154, 192, 195, 274, 292 f.
Alexander v. Humboldt 135, 143 f.
Alexander, Kaiser 59 f., 63, 65.
Altenstein, Minister v. 156, 179.
Altersunterschied in der Ehe 180 f.
Aufstände in Frankreich 38.
Bernstorff, Graf 156.
Blücher 42 f., 45 f., 52, 126 f., 158.
Bundestag 277, 279, 338.
Cüstine, Madame de 142, 186, 188,
211, 231.
Deutscher Bund 147.
Deutsche Sprache 263.
Deutschland 96, 106.
Diede, Charlotte 18, 145.
Don Carlos 343 f.
Dotation 137, 199, 243, 348, 350.
Egmont 309.
Ehe 339.
Eigene Individualität 109, 226,
247, 266 f., 329, 357 f., 399.
Eigene Unabhängigkeit 227, 268 f.
Einsamkeit 195, 210.
England 107.
Erbfünde 264.
Erziehen 265.
Frankreich 107.
Frieden mit Frankreich 84, 89, 91.
Friedensbedingungen 91.
Gebietsabtretungen 62.
Gemüt 399.
Gestirne 383.
Glück 146, 361.
Gneisenau 9, 11 f., 21, 34, 47, 65,
67, 110, 127, 214, 246, 269, 281 f.,
287, 357.
Goethe 191 f., 273, 317.
Göttliches in den Frauen 378.
Gardenberg 11, 19, 21, 26, 33, 37,
46, 50 f., 58 f., 66 f., 105 f., 107,
111, 117, 121, 138, 157, 169,
172 f., 189, 199, 203, 227, 246,
267, 333, 356, 358, 379, 385,
393.
Homer 258 f.
Individualität 229.
Inneres Leben 76, 268, 329 f.
Juden 209, 228, 236.
Kindheits Erinnerungen 134.
Konstitution 117.
Kontrast alter und neuer Zeit 72 f.,
204, 225, 232, 256, 289, 328.
Krankheit der Zeit 106 f., 225, 301.
Kölner Dom 152 f.
Leidenschaft 90.
Liebe 10, 72, 373.
Meer 223, 360.
Metternich 57, 67, 178 f., 205.
Mozz 243.
Musik 196.
Napoleon I. 26 f.
Neuhardenberg 323.
Orden 177, 182.
Ottmachau 379 ff.
Paris 14, 21.
Pendelschwingungen 35.



- Preußen 107 f., 117, 173, 266,
278, 282 f., 288.
Preußens Lage 9.
Preussische Armee 9, 13, 16, 43,
57, 105, 126.
Rahel 188, 236.
Religion 315.
Rom 361.
Ruhm 329.
Rußland 24, 108.
Scharnhorst 209.
Schenfendorf 262 f.
Scherz 249.
Schiller 344.
Schlabrendorff 10, 33 f.
Schriftsprache 229.
Seebäder in Frankreich 217 f.
Sein Auftreten im Staatsrat 349.
Seine Lage 11, 18 f., 20 f., 24, 36,
46, 76 f., 93 f., 100, 108, 150, 223 ff.,
297, 348, 350, 359, 377 f., 389.
Stael, Frau v. 372.
Stein 100, 176 f., 181 f., 200, 228,
243, 246.
Steuerkommission 297, 313, 325.
Tod 231, 308, 329.
Trennung 20, 76.
Unterhandlungen in Frankfurt
139 f.,
Unterhandlungen in Paris 49, 57 f.,
79, 101, 112, 125.
Varnhagen 91 f., 112, 236.
Volk, das 106 f.
Volksvertrauen 109.
Welcker 237, 274.
Wellington 60 ff., 65, 74, 78, 93,
102, 105.
Wolzogen, Caroline v. 141 f.,
393.
Hünnerbein, Frau v. 280.
Ilgen, Karl David, Schulmann 168,
215, 221, 230 ff., 243, 255 f., 259 f.,
261, 265.
— Johanna 215 f., 221, 231 f., 243,
259, 261, 265
Jungenheim, Graf 325.
Ingersleben, v., Oberpräsident
169, 172 f., 395.
Jhenpliz, Graf 228, 233.
Jacobi, Friedrich, Philosoph 302 f., 314.
— Röst, v., Diplomat 97, 394 f.
Jasmond, Frau v. 144 f.
Jordan, v., Staatsrat 64, 97, 112,
126, 132 f., 148, 223 f., 240, 272,
275, 284 f., 292, 298, 307, 324, 333,
377, 387.
Jordis, Pariser Bankier 86, 144 f.
Kalb, Frau v. 390 f., 400.
Karl, Erzherzog 124.
— August, Großherzog von Wei-
mar 273.
— Fürst von Neuwied 260.
— Ludwig, Großherzog von Baden
112.
Ketelhodt, v., Rudolstädter Kanzler
3, 282.
Kirchheim, Frau v. 221.
Klenze, Leo v., Architekt 250.
Kleist, W. A. v., Finanzminister
307, 358.
Kneisebeck, v. dem, General 9, 12,
121, 350.
Kohlrausch, Medizinalrat 75, 152,
231, 250, 334.
Koller, Generalin v. 364.
Konstantin, Zäresewitsch 23, 56.
Koreff, Arzt 133, 137, 145, 148,
151, 161, 184, 192, 202, 206, 211,
409



- 213, 240, 251, 272, 275, 323 f.,
377 ff., 381, 386, 393.
Rörner, Eltern des Dichters 3,
36, 128.
Rraft 360.
Rrusfemarck, Frau v. 172.
— v., General und Gesandter 92,
178, 394.
Rrüdenner, Frau v. 60.
Runth, Staatsrat 124, 137, 196,
239, 254, 265, 267, 328, 338, 344,
363.
— Frau 334 f., 338, 343, 363.
Rurland, Herzogin v. 64, 261, 280.
Rüfter, v., Gesandter 100, 284, 287.
- Labédoyère 28 f., 40, 53, 60.
— Madame 28, 30, 40.
Labrador, Don Pedro Gomez 115.
Ladenberg, v., Staatsminister 307,
358.
Lafayette 144.
Laroche 6, 202, 298, 306, 363,
366.
Laroche, Bertha v. 5, 6.
— Frau v. 338.
Larochejacquelein, Madame 193,
195.
Latour, Madame 13.
Lavalette, Adjutant Napoleons 29.
Lebzeltern, Baron 148.
Leopold III., Herzog von Anhalt-
Dessau 2, 5.
Lepel, v., Adjutant des Prinzen
Heinrich 351.
Leuchsenring, Literat 391.
Levy f. Rachel Wernhagen.
Lochler, Bürgermeister in Karls-
bad 260.
Loën, v. 62, 74.
- Louis, französischer Finanzminister
74.
Lucchesini, Graf 93.
Ludwig XVIII., 12, 17, 30, 37 f.,
44, 53, 60, 63, 66, 84, 99, 125,
305, 382.
— Kronprinz von Bayern 79, 82,
249 f.
Luise, Königin von Preußen 237,
356.
— Prinzessin von Preußen, Fürstin
Anton Radziwill 208, 221, 240 f.,
339, 349, 357.
— — Ferdinand von Preußen 221.
Lund, dänischer Maler 86.
- Macdonald, Marschall von Frank-
reich 17.
Malfatti 275.
Malzahn, Frau v. 261.
— v., Hofmarschall 260.
Marianne, Prinzessin Wilhelm
von Preußen 15, 103, 110, 241.
Marie, Großherzogin von Mecklen-
burg-Strelitz 355.
— Louise, Kaiserin von Frankreich
124.
— Ludowika, Kaiserin von Öster-
reich 234, 236 f., 261, 263.
— Luise, Prinzessin von Hessen-
Darmstadt, Großmutter der Kö-
nigin Luise 356.
Martens, v., hannoverscher Ka-
binettsrat 7.
Merkel, Oberpräsident 381.
Mendelssohn, Abraham 209, 219.
— Madame 111.
Metternich, Fürst 22, 40, 47, 57,
62 f., 66 f., 84, 97, 105, 140, 148,
178 f., 205, 278, 287.



- Mier, Graf 275.
Möller, Architekt 152.
Mos, v. 243.
Murat, Joachim 15, 362.
— Madame 22.
Müffling, Freiherr v. 101, 168, 395.

Napoleon I. s. Bonaparte.
— II. s. Bonaparte.
Necker, französischer Finanzminister 327, 370.
Nesselrode, Graf, russischer Minister 23.
Ney, Marschall von Frankreich 28 f., 53, 157.
Nicolaus, Großfürst von Rußland, später Kaiser Nicolaus I. 56, 118.
Nicolovius, Staatsrat 69, 115, 170, 183, 202, 232, 243, 255, 274.
Niebuhr, Geschichtsforscher, Gesandter in Rom 68, 86, 113, 121, 148, 168, 178, 187, 195, 200, 330.
Niederlande, König der, s. Wilhelm I.

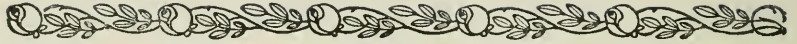
Ompteda, v., hannoverscher Gesandter 75.
Ostermann 119.
Otterstedt, v., Gesandter in Darmstadt 294, 392.
Ölßen, v. 275.
Ölsner 112, 157, 217 f.

Pappelbaum, Prediger 209, 219.
Pappenheim, Graf v. 168 f., 286, 290, 323, 347, 389, 392 f.
— Gräfin Adelsheid 341, 347.
— Gräfin Lucie, Tochter Hardenbergs 191 f, 341.

Pauline, Fürstin von Hohenzollern-Hechingen 275, 280 f.
Perlin 110, 119, 135.
Perugino, Pietro 311.
Pfuel, Ernst v. 142, 146, 166, 168, 202, 221.
Pius VII., Papst 23, 50, 68 f., 77, 82, 84, 88, 92, 97, 148, 164, 165 f., 167, 187, 320, 325 f., 332, 369.
Plewe, Leutnant 241.
Pozzo di Borgo, russischer Diplomat 61, 67.
Pradt, de 202 f.
Prittwitz, General v. 323.

Quast, v. 398.

Radziwill, Fürst Anton 175, 349, 359.
Rafaelsches Bild 311, 337.
Ramdohr, Baron 148, 200.
— Frau v. 202, 351, 400.
Rauch, Bildhauer 64, 69, 82, 119, 166, 208, 210, 220, 240, 250, 312, 370.
Raumer, v., Professor der Geschichte, in Hardenbergs Kanzlei 68, 224.
Razoumoffsky, Graf, russischer Staatskanzler 50.
Rechberg, Graf, bayrischer Minister 195.
Reck, v., Oberpräsident 183.
Recke, Elisa v. der, geb. Gräfin Medem 261, 281.
Regent, Prinz, s. Georg IV.
Regnault de St. Angély 13, 31.
Reinecke, Feldpostmeister 175, 201.
Rezzonico, Papst Clemens XIII. 370.
Richelieu, Herzog v., französischer Minister 84, 125.



- Rocca 370, 392, 401.
Rochow, Adolf v. 123.
Rostopfschin, 357.
Rother, Finanzminister 275, 307,
377, 385 ff., 398.
Rothschild, Bankier 391.
- Saalfeld 256.
Saaling, Marianne 382.
Sack, Oberpräsident 169, 200, 307
Sagan, Wilhelmine, Herzogin v.
64, 275, 280 f.
Savary 29.
Savigny, v., Professor 349.
Schadow, Joh. Gottfr. Bildhauer 115.
— Söhne 115.
— Wilhelm 115, 343.
Scharnhorst, v., General 208 f.
Schenkendorf, Max v., Dichter
261 ff., 272, 275.
Schick, Gottlieb, Maler 167, 365.
Schierstedt, v. 220.
Schilden, v., Kammerherr 240.
Schiller, Friedrich v. 344, 365, 385.
Schinkel 367.
Schlabrendorff, Graf Gustav 10,
16, 22, 26, 33, 52, 67, 71, 88, 143.
— Gräfin, geb. Gräfin Kaldreuth 128.
Schlegel, August Wilhelm v. 370.
— Dorothea v. 238, 254.
Schleiermacher 54, 114, 184, 193,
204, 210, 213, 219, 229, 238.
Schlosser, Fritz 117, 130, 148, 191 f.,
273 f.
Schmalz, Professor 113 f., 121, 169,
171.
Schmedding 69.
Schön, v., Oberpräsident 306 f., 358.
Schönberg, Maler 219.
Schönberger, Arzt in Neapel 351 f.
- Schuckmann, v., Minister 113, 115,
121 f., 170 f., 175, 231, 255, 297.
Schulenburg, Graf, Minister 168.
— Klosterrode, Graf 36.
Siegert, katholischer Pfarrer 208.
Simon 219.
Solms, Graf 202.
— Laubach, Graf, Oberpräsident 262.
— Prinz 390.
Sonnenburg, Feldjäger 244.
Staël, Madame de 327, 370, 372,
392.
St. Angelo Imperiali 362.
Stapleton 360.
Stein, Frhr. v., Minister 33, 64 f.,
66, 68, 100, 130, 136, 142, 147,
171 f., 176 f., 181 f., 199 f., 203, 210,
214 f., 228, 243, 246 f., 254, 273,
394, 402.
— Amalie, v. 250.
— Frau v., geb. Gräfin Walmoden-
Gimborn 210, 254, 394.
Steuben, v., Maler 18, 73, 134.
Stewart 61.
Stock, Dora 120.
Stolberg, Graf v. 202.
Sully, Herzog von 50.
- Talleyrand-Périgord, Prinz von
74, 79, 84, 144.
Temple, Lady 319.
Tettenborn 236.
Therese, Kronprinzessin von Bayern
250.
Thornwaldsen 320, 333, 336, 342,
369, 376.
Tiberius, Kaiser 371.
Tieck, Bildhauer 115, 121, 370.
Tomati, Graf 318.
Tracy 144.



- Erautmannsdorff, Fürst v. 234, 236.
Ernstseß, Graf 200.
Fürk v. Regierungsrat 183, 188, 230, 233, 315.
- Anzelmann, Schauspieler 367.
- Barnhagen v., Ense 91, 111 f., 122, 236, 284.
— Rahel 112, 122, 128, 138, 188, 236, 254, 357.
Bater, Professor 209.
Beit, Philipp, Maler 337.
Bera 164, 320.
Bincke, v., Oberpräsident 333, 341.
- Wagner, Legationssekretär 92.
Wallmoden, Graf 278.
Warburg 260.
Warsing, Frau v. 171.
Weihe, Pächter 251, 367.
Welcker, Altertumsforscher 237, 274.
Wellington 28, 45, 60, 66, 74, 78, 93, 102, 105, 140, 256.
Werner, Zacharias 334 f.
Wernhart 81.
Wessenberg Freiherr v., österreichischer Staatsmann 124, 140, 161.
- Wiese, Geheimrat 4.
Wiesel, Pauline 111, 122.
Wilhelm I., Kurfürst von Hessen 255.
— I., König der Niederlande 61, 68, 86, 91, 245, 388, 396 f.
— — Prinz von Preußen, Bruder Friedrich Wilhelms III. 7, 15, 25, 32, 50 f., 79, 81, 95, 103, 110, 114, 132, 197, 214, 220, 241.
— — Prinz von Preußen, nachmaliger Kaiser Wilhelm I. 7.
Wilhelmine, Königin der Niederlande 245, 396.
Wilken, Historiker 148, 168.
Willich, Demoiselle 219.
— Prediger 219.
Wismann, Präsident 183.
Wolfart, Arzt 15, 19, 47 f., 123, 137, 149, 150 f., 155, 163, 171, 176, 184, 194, 206, 211, 213, 250.
Wolzogen, Adolf v. 130, 142, 208.
— Caroline v. 73, 87, 130 ff., 136, 141 f., 146, 155, 157, 188 f., 208, 243, 393, 402.
Woronzow, Gräfin 294.
Wrbna, Gräfin Flore 64.
- Zichy, Graf, österreichischer Gesandter 113.
— Gräfin Molly 64.
Zieten, Graf, General 45.



Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen

Herausgegeben von Anna v. Sydow

I. Band:

Aus der Brautzeit

Sechste Auflage 1787—1791 Sechste Auflage

Geheftet M. 9,—, in geschmackvollem
Geschenkeinband mit Goldschnitt M. 10,—

II. Band:

Aus der jungen Ehe

Dritte Auflage 1791—1808 Dritte Auflage

Geheftet M. 6,50, in geschmackvollem
Geschenkeinband mit Goldschnitt M. 8,—

Was diesen Briefwechsel, in dem man den Pulsschlag der Zeit belauschen kann, so besonders wertvoll macht, ist das einzigartige Verhältnis zwischen diesen geistig und seelisch so gleich hochstehenden Menschen, das er offenbart. Ein Zwiegespräch, darin es keinen Mißklang gibt. Und überall verspürt man die Atmosphäre der Klassikerzeit, das Fluidum einer das ganze Wesen durchdringenden Bildung, jenes Idealismus, den man am liebsten an Schillers Namen knüpft. Literar. Jahresbericht.

**Wilhelm und Caroline
von Humboldt**
in ihren Briefen

Herausgegeben von Anna v. Sydow

III. Band:

**Weltbürgertum
und preußischer Staatsdienst**
1808—1810

Geheftet M. 9,—, in geschmackvollem
Geschenkeinband mit Goldschnitt M. 10,—

IV. Band:

In den Freiheitskriegen
1812—1815

Geheftet M. 10,—, in geschmackvollem
Geschenkeinband mit Goldschnitt M. 12,—

Es gibt in der Weltliteratur nur wenige Briefwechsel, welche die Zeiten überdauern, ohne zu veralten. Zu ihnen gehört auch der Briefwechsel Wilhelm v. Humboldts mit seiner Gattin. Der dritte und vierte Band führen den Leser zu dem Höhepunkt von Humboldts diplomatischem Wirken auf dem Kongreß zu Prag. Humboldts Persönlichkeit zeigt sich in ihrem Glanz und Zauber. Die Vornehmheit seiner Gesinnung wie die unerschöpfliche Liebe zum Vaterlande bestechen in gleichem Maße.

Dresdner Journal.

Karoline von Humboldt

in ihren Briefen an

Alexander von Rennekampff.

Nebst einer

Charakteristik beider als Einleitung und einem Anhang von
Albrecht Staufer

Mit zwei Bildnissen

M. 4,50, elegant gebunden M. 6,—

Den Glanz- und Höhepunkt des Buches bildet die meisterhafte Charakteristik, die Staufer mit tiefstem kongenialen Verständnis von Caroline entwirft. Ihre Persönlichkeit umfaßt nach ihm das Weibliche in großer, harmonischer und universaler Ausbildung. Niemand, der zu dem Buche greift, wird es ohne Gewinn für Geist und Herz aus der Hand legen.

Der Türmer.

Elisa Radziwill

Ein Leben in Liebe und Leid

Unveröffentlichte Briefe der Jahre 1820—1834.

Herausgegeben von Dr. Bruno Hennig

Zweite, neubearbeitete Auflage :: :: 4. bis 6. Tausend

Mit mehreren Abbildungen

In Geschenkeinband M. 7,50

Aus diesen unbekannten wertvollen Briefen tritt uns mit dramatischer Kraft das Liebesbündnis vor Augen, das zwischen dem nachmaligen Seldentaifer und der lieblichen Fürstentochter bestanden hat. Das feinsinnig herausgegebene Buch enthüllt das Geheimnis der Beziehungen des Prinzen Wilhelm zu Elisa. Denn aus seinem Inhalt wird es klar, daß sie die starke Liebe des Prinzen erwiderte, und daß auch sie unter dem harten Schicksal schwer gelitten hat, das die Verbindung der Liebenden nicht zuließ.

Breslauer Zeitung.





